Hamburger Studien
zu Volkstum und Kultur der Romanen
Herausgegeben vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur
34

Spaniſches Volkstum nach älteren deutſchen Reiſebeſchreibungen

(1760 bis 1860)

von

Carl-Heinz Vogeler

Mit 6 Abbildungen im Text

1941

SISCHER GILDENVERLAG, HAMBURG 11

Gestiftet von
Freunden und Förderern
der Universität Bonn

393.1

Hamburger Studien
zu
Volkstum und Kultur der Romanen

Herausgegeben vom
Seminar für romanische Sprachen und Kultur
an der Hansischen Universität Hamburg

Band 34

VA 783/13
*VA 138/25
VA 586110

Spaniſches Volkstum nach älteren deutſchen Reiſebeſchreibungen

(1760 bis 1860)

von

Carl-Heinz Vogeler

Mit 6 Abbildungen im Text

1941

HANSISCHER GILDENVERLAG · HAMBURG

Volkskundliches Seminar der Universität Bonn
BONN
Poppelsdorfer Allee 23

Druck: Hansische Gildendruckerei, Hamburg 11, Catharinenstraße 21

Volkskundliches Seminar
der Universität Bonn
BONN
Poppelsdorfer Allee 25

5452

VORWORT.

Als Carl-Heinz Vogeler am 3. Februar 1940 in Hamburg die Augen für immer schloß, hinterließ er im Manuskript die vorliegende Arbeit, die er trotz schweren Leidens, von seiner Aufgabe begeistert und von tiefer Liebe zum Lande Spanien erfüllt, unermüdlich und gewissenhaft kurz vor seinem Hinscheiden zu einem glücklichen Ende geführt hatte.

Carl-Heinz Vogeler wurde am 12. Juli 1907 in Eutin (Oldenburg) geboren. Nach Besuch der Oberrealschule in Altona widmete er sich von 1926 bis 1930 dem Studium der englischen und französischen Philologie und der Geographie an den Universitäten Hamburg, Heidelberg, München und Göttingen. 1931 bestand er die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen. Anschließend erfolgte dann seine Ausbildung auf dem Studienseminar in Altona-Ottensen und dann im Realgymnasium in Blankenese.

Da ihm der Schuldienst wegen seines Gesundheitszustandes versagt blieb, schloß er sich dem Arbeitskreis des Romanischen Seminars in Hamburg an, um in der wissenschaftlichen Tätigkeit Ablenkung von seinem Leiden und Erholung zu finden. Er war mir viele Jahre hindurch, still, aber geistig aufgeschlossen und treu, ein lieber Kamerad.

Ich hielt es für meine Pflicht, die von Carl-Heinz Vogeler hinterlassene Schrift den Freunden Spaniens vorzulegen. Zu der Drucklegung steuerte Fräulein Annemarie Vogeler die Ersparnisse ihres Bruders und eigene Mittel bei.

Hamburg, Februar 1941.

F. Krüger.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort V

Verzeichnis der als Quellenwerke benutzten Reisebeschreibungen IX

Abkürzungen XII

Einleitung 1

I. Ländliche Arbeit und landwirtschaftliche Geräte 13

II. Das spanische Haus 67

III. Religiöse Bräuche und kirchliche Feste 111

IV. Spanische Volkstrachten 175

Verzeichnis
der als Quellenwerke benutzten Reisebeschreibungen.

Arnim, C. O. L. von, *Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfang des Jahres 1841.* Berlin 1841. (C B)

Augustin, Ferdinand Frhr. von, *Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahre 1830.* Wien 1839. (St B Berlin)

Bastiano, Graf (Pseudonym), *Im Süden. Reiseskizzen.* Berlin 1865. (St B Berlin) (1863—64)

Baumgärtner, Friedrich Gotthelf, *Reise durch einen Theil Spaniens.* Leipzig 1793. (St B)

Bergh, Alfred von, *Letzte Reisebriefe von A. v. B. über Portugal und Spanien.* (o. Ort u. J.) (St B Berlin) (um 1843)

Brandes, H. K., *Ausflug nach Spanien im Sommer 1864.* Lemgo und Detmold 1865. (Stadtbibl. Detmold)

Felder, Robert M., *Der Deutsche in Spanien, oder Schicksale eines Württembergers während seines Aufenthalts in Italien, Spanien und Frankreich.* 4 Bände. Stuttgart 1832—35. (St B Stuttgart)

Fischer, Christian August, *Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua in den Jahren 1797 und 1798.* Berlin 1799. (Rom Sem)

— *Gemälde von Madrid.* Berlin-Dresden 1802. (St B)

— *Gemälde von Valencia.* 2 Bände. Leipzig 1803. (St B)

Gail, Wilhelm, *Erinnerungen aus Spanien. Nach der Natur und auf Stein gezeichnete Skizzen aus dem Leben in den Provinzen Catalonien, Valencia, Andalusien, Granada und Castilien.* München 1837. (St B München) (1832—33)

Glümer, Claire von, *Aus den Pyrenäen.* 2 Bände. Dessau 1854. (St B Berlin)

Goeben, August Karl von, *Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heer in Marokko.* 2 Bände. Hannover 1863. (St B Hannover)

Hackländer, Friedrich Wilhelm, *Ein Winter in Spanien.* 2 Bände. Stuttgart 1855. (Rom Sem) (1853—54)

Hager, Joseph, *Reise von Wien nach Madrid im Jahre 1790.* Berlin 1792. (St B)

H(elmrich), L. v., *Reise-Fragmente aus Nord und Süd gesammelt in Spanien, Portugal und Schweden.* Breslau 1859. (U B Breslau)

Humboldt, Wilhelm von, *Tagebuch der Reise nach Spanien 1799—1800.* Gesammelte Schriften Band 15, pp. 47—348. Berlin 1918. (St B)

— *Tagebuch der baskischen Reise 1801.* Gesammelte Schriften Band 15, pp. 356—450. Berlin 1918. (St B)

(Jariges, K. Fr. von), *Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugal im Jahre 1802.* Leipzig 1810. (St B)

Kaufhold, Leopold Anton, *Spanien wie es gegenwärtig ist. Bemerkungen eines Deutschen, während seines Aufenthaltes in Madrid in den Jahren 1790, 1791 und 1792.* 2 Theile. Gotha 1797. (St B)

Körner, Gustav, *Aus Spanien.* Frankfurt 1867. (Rom Sem)

(Krause, Wilhelm), *Andalusien. Spiegelbilder aus dem südspanischen Leben. Aus den Briefen eines jungen Deutschen.* Hg. von W. Häring. Berlin 1842. (Rom Sem) (1840)

Lauser, Wilhelm, *Aus Spaniens Gegenwart. Culturskizzen.* Leipzig 1872. (U B Göttingen) (1869—71)

Link, H. Fr., *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal.* 3 Bände. Kiel 1801. (St B)

Loning, Adolf, *Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen.* Hannover 1844. (U B Göttingen) (1835—44)

Lorinser, Franz, *Reiseskizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten.* 2 Bände. Regensburg 1855. (U B Breslau, Bonn, Göttingen, Königsberg)

— *Neue Reiseskizzen aus Spanien.* 2 Teile. Regensburg 1858. (Kreisbibl. Regensburg) (1857)

Löwenstein, Wilhelm Prinz zu, *Ausflug von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845.* Dresden-Leipzig 1846. (St B Dresden)

Minutoli, Julius Frh. von, *Altes und Neues aus Spanien.* 2 Bände. Berlin 1854. (Rom Sem)

Carl Christoph Plüers *Reisen durch Spanien,* aus dessen Handschriften hg. von C. D. Ebeling. Leipzig 1777. (St B)

Quandt, J. G. v., *Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise durch Spanien.* Leipzig 1850. (St B)

Rehfues, Philipp Joseph von, *Spanien nach eigener Ansicht.* 4 Bände. Frankfurt a. M. 1813. (U B Breslau, Halle, Marburg, Bonn, Münster, Göttingen) (1808)

R(hetz), W. v., *Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842.* Leipzig-Paris 1843. 2 Theile. (Rom Sem)

Rigel, Fr. Xav. v., *Erinnerungen aus Spanien (1807—14).* Mannheim 1839. (Rom Sem)

Rochau, August Ludwig von, *Reiseleben in Südfrankreich und Spanien.* 2 Bände. Stuttgart und Tübingen 1847. (St B Berlin)

Rosen, G. von, *Bilder aus Spanien und der Fremdenlegion.* 2 Bände. Kiel 1843—44. (U B Kiel) (1835—39)

Roßmäßler, E. A., *Reiseerinnerungen aus Spanien.* 2 Bände. Leipzig 1854. (Rom Sem)

Schuemberg, Heinrich Adolph, *Erinnerungen an Spanien, belehrenden und unterhaltenden Inhalts.* Dresden 1823. (St B Berlin, U B Göttingen)

(Studer, Friedrich), *Rückerinnerungen aus Spanien.* Aarau 1810. (St B) (zit. Rückerinnerungen)

Thienen-Adlerflycht, Karl Frh. von, *In das Land voll Sonnenschein. Bilder aus Spanien.* Berlin 1861. (St B)

Wachenhusen, Hans, *Reisebilder aus Spanien.* 2 Bände. Berlin 1856. (Rom Sem)

Waltl, Joseph, *Reise durch Tyrol, Oberitalien und Piemont nach dem südlichen Spanien (1829).* Passau 1835. (St B München)

Wattenbach, Wilhelm, *Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal.* Berlin 1869. (Rom Sem)

Willkomm, Moritz, *Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen.* 3 Bände. Dresden 1847. (zit. I, II, III) (Rom Sem) (1844—46)

— *Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1850.* 2 Bände. Leipzig 1852. (zit. Wanderungen) (C B)

— *Spanien und die Balearen. Reiseerlebnisse und Naturschilderungen.* Berlin 1876. (zit. Balearen) C B) (1873)

Wolzogen, Alfred Frh. von, *Reise nach Spanien.* Leipzig 1857. (St B Berlin) (1852)

Ziegler, Alexander, *Reise in Spanien. Mit Berücksichtigung der nationalökonomischen Interessen.* Leipzig 1852. 2 Bände. (C B) (1850—51)

Abkürzungen: St B = Staatsbibliothek, U B = Universitätsbibliothek, C B = Commerzbibliothek (ohne Zusatz = Hamburg), Rom Sem = Seminar für romanische Sprachen und Kultur Hamburg.

Abkürzungen.

AEuFo	= *Anuario de „Eusko-Folklore“.* Vitoria.
BDC	= *Butlleti de dialectologia catalana.* Barcelona.
FoCoEsp	= *Folklore y costumbres de España.* 3 Bde. Barcelona 1931, 1931, 1933.
Krüger, GK	= F. Krüger, *Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete.* Hamburg 1925.
Krüger, HPyr	= F. Krüger, *Die Hochpyrenäen.* A I Hamburg 1936; A II Hamburg 1938; C I Barcelona 1936; C II Hamburg 1939.
VKR	= *Volkstum und Kultur der Romanen.* Hamburg.
WS	= *Wörter und Sachen.* Heidelberg.
ZRPh	= *Zeitschrift für romanische Philologie.* Halle.

Einleitung.

Zur Methodik der Arbeit — Die Reisewerke — Die Verfasser.

Aufgabenstellung.

Bei der Lektüre von Reisebeschreibungen älterer Zeit über Spanien stößt der volkskundlich interessierte Leser immer wieder auf Beobachtungen über Gegenstände und Einrichtungen, die in mehrfacher Hinsicht von Wert sind. Sie reizen nicht nur zu Vergleichen mit den gegenwärtigen Zuständen, sondern vermitteln uns auch nicht selten die Kenntnis von Dingen, die jetzt nicht mehr in Gebrauch oder nicht mehr vorhanden sind, oder erschließen uns Zusammenhänge, die vorher ungeklärt waren. Das umfangreiche volkskundliche Material dieser Reisebeschreibungen zu sammeln und unter Berücksichtigung der Ergebnisse der modernen volkskundlichen Forschung auszuwerten, war die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Dabei habe ich mich wegen der Fülle des Stoffes auf die von Deutschen verfaßten Reiseschilderungen beschränken müssen. Eine Durchsicht der englischen und französischen Reisewerke über Spanien, die außer den deutschen am zahlreichsten sind, dürfte die von mir gemachten Feststellungen in mancher Beziehung ergänzen.

Bibliographie der Reisen.

Für die bibliographische Erfassung der in Betracht kommenden Reisebeschreibungen standen mir insbesondere die beiden Werke zur Verfügung, die man in ihrer gegenseitigen Ergänzung wohl schlechthin als erschöpfend auf diesem Gebiete bezeichnen darf, die grundlegende Arbeit von Foulché-Delbosc[1] und das darauf weiterbauende umfangreichere Werk von Farinelli[2].

---

[1] *Bibliographie des voyages en Espagne et en Portugal.* Revue hispanique, Band III, 1896.

[2] Arturo Farinelli, *Viajes por España y Portugal desde la Edad Media hasta el siglo XX. Divagaciones bibliográficas.* 2 Bände. Madrid 1921 und 1930.

Aus der Fülle des dort aufgeführten Materials galt es, das Geeignete auszuwählen. So schieden von vornherein alle Werke aus, die, häufig ebenfalls in die Form der Reisebeschreibung gekleidet, in breiter Darstellung die Kunst, insbesondere die Malerei, die Architektur, die Archäologie, die geographischen, politischen oder wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes behandeln. Volkskundliche Beobachtungen fehlen in ihnen vollkommen, da der Blick der Verfasser auf andere Dinge gerichtet ist. Ebensowenig enthalten aber auch jene zahlreichen Werke über Spanien volkskundliches Material, deren Verfasser deutsche Offiziere und Soldaten sind, die während des Unabhängigkeitskrieges als Mitglieder der deutschen Legion unter französischen Fahnen oder während des Carlistenkrieges auf der einen oder der anderen Seite auf spanischem Boden kämpften. Alle diese Verfasser lernten das Land nur in Kriegszeiten, also unter gestörten Verhältnissen, kennen. Zudem bestehen ihre Erinnerungen an den Aufenthalt in Spanien gewöhnlich in Feldzugsberichten. Das schließt aber nicht aus, daß einzelne (Loning, Rosen), durch den langjährigen Aufenthalt im Lande mit den Bewohnern und deren Sitten vertraut, manche interessante volkskundliche Beobachtung mitzuteilen wissen.

Als ergiebige Quelle für spanisches Volkstum erwiesen sich dagegen fast ausnahmslos die Reisebeschreibungen im engeren Sinne, und zwar ganz gleich, wen sie zum Verfasser haben[3]. Ich meine damit diejenigen Reisewerke, in denen der Verfasser an Hand des von ihm verfolgten Reiseweges fortlaufend eine Schilderung des Landes und seiner Bewohner gibt und von Ort zu Ort berichtet, was ihm begegnet und aufgefallen ist. Wenn dabei die volkskundlichen Beobachtungen teilweise auch den Charakter des Zufälligen haben mögen, so hat dies doch auch Vorteile: Der Eindruck ist als erstmalig und einmalig zumeist stärker und die Wiedergabe der beobachteten Einzelheiten genauer. Außerdem ist es fast immer möglich, das Geschilderte in bezug auf Ort und Zeit, wo und wann es wahrgenommen wurde, genau zu bestimmen, was sich für die Verbindung mit modernen volkskundlichen Forschungsergebnissen oft als sehr wertvoll erweist.

Die für die Untersuchung herangezogenen Reiseschilderungen

---

[3] Über die Verfasser s. u.

verteilen sich über einen größeren Zeitraum und entfallen vorwiegend auf das 19. Jahrhundert. Dabei ergab sich die zeitliche Abgrenzung zwangsläufig. Die ersten deutschen Reiseberichte über die Pyrenäenhalbinsel, die von dem neuen, mit der Romantik aufgekommenen Geist des Reisens erfüllt sind, gehören dem Ende des 18. Jahrhunderts an[4]. Damit ist die obere Grenze gegeben. Die untere habe ich um das Jahr 1860 angesetzt, und zwar aus folgenden Erwägungen: Mit dem fortschreitenden Ausbau des spanischen Eisenbahnnetzes vollzieht sich der Übergang von der oft beschriebenen Postkutsche *(diligencia)* auf das neue Verkehrsmittel. Dadurch verliert aber auch der Reisende, der zumeist in kurzer Zeit viel sehen will, die enge Verbindung mit dem flachen Land, das er gezwungen war, zu Pferd oder Maultier zu durchreisen, wenn er sich eine Abweichung von den nicht eben zahlreichen Diligenceverbindungen gestatten wollte. Desgleichen fallen die Übernachtungen in den oft ebenso malerischen wie primitiven Wirtshäusern *(ventas* und *posadas)* fort, wo sich dem Reisenden häufig Gelegenheit bot, spanisches Volksleben in unverfälschter Form kennenzulernen. Das neue Verkehrsmittel führt den Besucher fortan schnell und bequem von Stadt zu Stadt, worunter natürlich die Möglichkeit, volkskundliche Beobachtungen zu machen, sehr leidet. Diese Wendung der Dinge zeigt sich deutlich bei Reisenden wie Baumstark und Wattenbach. Die Städte, die sie besuchen, sind bereits damals im Begriff, der von Frankreich ausgehenden Nivellierung des täglichen Lebens zu erliegen. So ist es erklärlich, daß die Ausbeute an volkskundlichem Material in den Reisewerken aus dieser Zeit immer spärlicher wird.

Erst in der neuesten Reiseliteratur ist eine bewußte Hinwendung zu den interessanten Erscheinungen fremden Volkstums festzustellen, eine Entwicklung, die auf den wachsenden Ausbau der modernen Volkskunde als Zweig der Wissenschaft zurückzuführen ist. Damit erschöpft sich aber auch das historische Interesse, das uns leitete bei dem Vorhaben, spanisches Volkstum aus den Reisebeschreibungen älterer Zeit zu erschließen.

---

[4] Über einzelne Werke aus früherer Zeit s. u. Unter diesen ragt als ethnographisches Zeugnis von größter Bedeutung das *Trachtenbuch des* Christoph Weiditz *von seinen Reisen nach Spanien (1529) und den Niederlanden (1531/32)* hervor, das Th. Hampe, Berlin-Leipzig 1927, herausgab.

Zum Vergleich wurden deutsche Reisewerke über Portugal herangezogen, doch ist ihre Zahl gering.

Bei der Sammlung und Verarbeitung des Stoffes bin ich so verfahren, daß das gesamte volkskundliche Material, das sich bei der Durchsicht der Reisewerke ergab, nach Teilgebieten der Volkskunde geordnet zusammengestellt wurde. So wurden berücksichtigt: Ländliche Arbeit, Verkehrsmittel und Verkehrswege, das spanische Haus, Hausrat, Speisen, Trachten, religiöse Bräuche und Kirchenfeste, Musik, Tanz und Spiele, Feste und Geselligkeit, der Volkscharakter, die spanische Frau.

Der Umfang des Stoffes brachte es mit sich, daß ich mich für die Ausarbeitung auf einige ausgewählte Abschnitte beschränken mußte. So umfaßt meine Arbeit die Teile: Ländliche Arbeit und landwirtschaftliche Geräte, das spanische Haus, spanische Volkstrachten, religiöse Bräuche und kirchliche Feste. Dabei war teilweise (ländliche Arbeit, religiöse Bräuche) nur eine Einteilung des Materials nach sachlichen Gesichtspunkten möglich, während in anderen Fällen (Haus, Volkstrachten) landschaftliche Gesichtspunkte für die Behandlung des Stoffes in Frage kamen, wie die Gliederung der einzelnen Teile zeigt.

Bei der Verarbeitung des Materials habe ich versucht, die einzelnen von den Reisenden beobachteten Erscheinungen nach Möglichkeit in Verbindung zu bringen mit Feststellungen und Ergebnissen der modernen volkskundlichen Forschung, ohne freilich auf alle Einzelheiten eingehen zu können. Die Aufgabe war insofern nicht leicht, als unsere heutige Kenntnis der Volkskunde der Pyrenäenhalbinsel in vieler Hinsicht noch sehr lückenhaft ist. Darüber kann auch ein so umfangreiches Sammelwerk wie *Folklore y costumbres de España* (hg. von Carreras y Candi) nicht hinwegtäuschen. Für einzelne Gebiete boten mir die Arbeiten von Prof. Fritz Krüger und seinen Schülern immer wieder wertvollste Hilfe. Während sich so in vielen Fällen das Bild der Vergangenheit und das der Gegenwart abzeichneten, hier zur Deckung kamen, dort wieder Abweichungen und Unterschiede aufwiesen, gelang es daneben, aus den Reiseschilderungen zuweilen Dinge festzuhalten, auf die die heutige Volkskundeforschung noch nicht gestoßen ist.

Die Reisewerke.

Mit dem Beginn der Romantik trat kein anderes Land so stark in den Blickpunkt deutschen Interesses wie gerade Spanien. Alles, was man als Inbegriff des Romantischen ansah, glaubte man in dem spanischen Menschen und dem spanischen Wesen verkörpert zu sehen. Spanien wurde für den licht- und farbendurstigen Nordländer das ersehnte Land seiner Wünsche und Träume. Es ist die Zeit, in der nicht nur deutsche Dichter und Gelehrte, sondern deutsche Menschen aller Stände sich begeisterten für die spanische Vergangenheit, für die spanische Romanzendichtung, für Cervantes und die großen Dramatiker, die in zahlreichen Übersetzungen weiteren Kreisen zugängig gemacht wurden. Auf welchen Wegen die Kenntnis von spanischer Dichtung und spanischem Wesen nach Deutschland gelangt ist und sich dort verbreitete, hat Tiemann in einer Studie übersichtlich dargestellt[5].

Mit dem wachsenden Interesse an spanischen Dingen entstand auch das Bedürfnis nach Reisebeschreibungen über das Land und seine Bewohner. Da die Deutschen im 18. Jahrhundert fast ausschließlich als Kaufleute und Handelsreisende die Halbinsel aufsuchen, fehlen deutsche Reisebeschreibungen anfangs noch vollkommen. So mußte man sich damit begnügen, die zahlreichen englischen Reiseberichte über Spanien dem deutschen Leser durch Übersetzungen zugängig zu machen[6]. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts finden auch Deutsche den Weg nach Spanien als Vergnügungs- oder Forschungsreisende und berichten in Reiseschilderungen über ihre Eindrücke. Nachdem dann der Zeitraum von 1810 bis 1830 eine auffallende Lücke in bezug auf deutsche Reisewerke über Spanien darstellt, was sich durch den spanischen Unabhängigkeitskrieg und seine innerpolitischen Auswirkungen erklärt, schwillt der Strom der Reiseliteratur gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts stark an, ohne daß bis zur Gegenwart ein Nachlassen des deutschen Interesses an Spanien festzustellen wäre.

---

[5] H. Tiemann, *Das spanische Schrifttum in Deutschland von der Renaissance zur Romantik* (vgl. den III. Teil). Hamburg 1936.

[6] Es erschienen, um nur einige anzuführen, deutsche Ausgaben der Werke von Clarke (1765), Twiss (1776), Dalrymple (1778), Thickness (1778), Carter (1779), Dillon (1782) und Townsend (1792).

Die Ausstattung dieser älteren Reisewerke in bezug auf Bildbeigaben ist zumeist sehr bescheiden, was durchaus verständlich ist im Hinblick auf die damals noch wenig entwickelte Reproduktionstechnik. Viele Reiseschilderungen enthalten gar keine Abbildungen, andere nur wenige Stiche, auf denen zumeist die Alhambra oder Teile davon wie der Löwenhof, oder der Palmenwald von Elche wiedergegeben sind, Dinge, für die sich der deutsche Leser in besonderem Maße interessierte. Wiedergabe volkskundlicher Motive, die Sitten und Gebräuche in dem fremden Lande verdeutlichen, findet sich jedoch nur selten. Eine Ausnahmeerscheinung stellt in dieser Hinsicht das Werk von Rigel *(Erinnerungen aus Spanien)* dar, das acht handkolorierte Stiche von Trachten nach Zeichnungen des Verfassers enthält, darunter die Abbildung eines Arriero mit seinen Maultieren und eines Basken auf seinem Ochsenkarren.

Die Verfasser.

Wenn ich im folgenden aus der großen Zahl der Verfasser von Reiseschilderungen über Spanien einige heraushebe und sie und ihr Werk kurz zu charakterisieren versuche, so ist hierbei der Gesichtspunkt maßgebend, daß gerade bei diesen das Interesse am fremden Volkstum stark in Erscheinung tritt. Ihre Reisebeschreibungen enthalten dementsprechend auch die meisten volkskundlichen Beobachtungen und bilden damit die Hauptquelle für die vorliegende Arbeit.

In erster Linie sind bemerkenswerterweise eine Anzahl Gelehrter zu nennen, die ein wissenschaftliches Ziel nach Spanien führte.

Wilhelm von Humboldt kommt zweimal nach Spanien. Das erstemal bereist er, von seiner Familie begleitet, das Land von Mitte Oktober 1799 bis Anfang Mai 1800, wobei fast die ganze Halbinsel berührt wird. Dem Studium der baskischen Sprache dient ein zweiter, einmonatiger Aufenthalt im Baskenland von April bis Mai 1801. Die Aufzeichnungen über beide Reisen sind keine Reisewerke, sondern Tagebücher, die zudem erst 1918 aus dem handschriftlichen Nachlaß Humboldts veröffentlicht wurden[7]. In beiden Tagebüchern hat Humboldt eine Fülle von volkskund-

[7] Gesammelte Schriften, Bd. 15, Berlin 1918.

lichen Einzelheiten festgehalten. Denn wenn sein Interesse als Sprachwissenschaftler auch, besonders bei seinem zweiten Aufenthalt, in erster Linie sprachlichen Dingen gilt, so nimmt doch sein universeller Geist alles auf, was er an Äußerungen fremden Volkstums wahrnimmt[8].

Zwei weitere Reiseschriftsteller, Willkomm und Roßmäßler, sind im Gegensatz zu Humboldt Naturwissenschaftler.

Moritz Willkomm, der Verfasser von vorzüglichen, auf eingehende Kenntnis des Landes und seiner Bewohner gegründeten Reiseschilderungen über die Pyrenäenhalbinsel, ist Botaniker. Nachdem er 1844 bis 1846 eine zweijährige Studienreise nach Spanien unternommen hat[9], folgt ein neunmonatiger Aufenthalt im Jahre 1850[10]. Zum drittenmal hält er sich 1873 in Südspanien auf[11].

Besonders in den Reisewerken über die beiden ersten Reisen zeigt sich der junge Gelehrte als ein Mensch, der ein offenes Auge hat für das Neue und Fremdartige, das ihm im fernen Lande begegnet. Als Naturwissenschaftler ist er außerdem ein guter und genauer Beobachter, wobei ihm zustatten kommt, daß er durch seinen langen Aufenthalt auf der Halbinsel — im Gegensatz zu vielen anderen Reisenden — im Laufe der Zeit eine ausgezeichnete Kenntnis der spanischen Sprache erwirbt. Durch seine botanische Sammeltätigkeit gelangt er oftmals, nur von einem spanischen Diener begleitet, in unzugängliche Gebirgsgegenden und abgelegene Orte. Gerade dadurch aber wird er vielfach Zeuge von Vorgängen

---

[8] Vgl. hierzu auch A. Farinelli, *Guillermo de Humboldt y el País vasco.* Revista Internacional de los Estudios Vascos 1922, S. 257—272; O. Quelle, *Wilhelm von Humboldt und seine Beziehungen zur spanischen Kulturwelt,* Ibero-Amerikanisches Archiv VIII, 339—349; ferner die Übertragungen der baskischen Tagebücher ins Spanische, *Diario del viaje a España 1799—1800,* Revista Internacional de los Estudios vascos XIV, 373 ff. und XXIII, 46—66, *Diario del viaje vasco 1801,* ebenda XIII, 614 ff.; XIV, 205 ff.; hierzu *Los Vascos o Apuntaciones sobre un viaje por el país vasco en primavera del año 1801,* ebenda XIV, 376 ff.; XV, 83 ff., 262 ff., 391 ff., *Bocetos de un viaje a través del País Vasco,* ebenda XV, 448 ff., sowie J. Garate, *G. de Humboldt,* Bilbao 1933.

[9] *Zwei Jahre in Spanien und Portugal.* Dresden 1847.

[10] *Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens.* Dresden 1852.

[11] *Spanien und die Balearen.* Berlin 1876.

aus dem Leben des Volkes, die den gewöhnlichen Reisenden oft entgehen. So bilden seine Reisewerke eine wertvolle Quelle für das Studium spanischen Volkstums aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts[12].

E. A. Roßmäßler, der Verfasser der *Reiseerinnerungen aus Spanien*, hat 1853 eine Reise nach dem südöstlichen Spanien unternommen, um das Vorkommen der Land- und Süßwasserschnecken zu erforschen. Wenn sich der Verfasser in seinem Reisewerk auch zuweilen über sein Fachgebiet verbreitet, so gilt doch, was er im Vorwort zu seinem Buche sagt: „Spaniens Natur und Volksleben geben fast allein den Inhalt meiner Erinnerungen. Für erstere ist mir eine tiefe Bewunderung und für letzteres eine warme Liebe geblieben." Trotz seiner anfänglich nur geringen Sprachkenntnisse ist er ebenso wie Willkomm als Naturforscher ein guter Beobachter, der spanische Einrichtungen und spanisches Volksleben lebendig und sorgfältig beschreibt. Hierbei kommen ihm längere Aufenthalte bei spanischen Freunden in Murcia und Burriana zustatten.

Neben diesen Gelehrten stehen andere Verfasser, die die Reise nach Spanien zu keinem anderen ersichtlichen Zweck unternommen haben, als Land und Leute kennenzulernen. Sie lassen sich daher den heutigen Vergnügungsreisenden vergleichen, wofern man in damaliger Zeit schon vom Reisen — insbesondere auf der Pyrenäenhalbinsel — als einem Vergnügen sprechen darf. Bei einigen von ihnen steht von vornherein die Absicht fest, das Gesehene und Erlebte in einem Reisebericht zu veröffentlichen.

Der älteste unter den deutschen Reiseschriftstellern aus Profession, der Spanien bereist hat, ist Christian August Fischer, der Verfasser eine *Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua* (Berlin 1801) sowie von Werken über Madrid und Valencia. Aus späterer Zeit sind Friedrich Wilhelm Hackländer[13] und Hans Wachenhusen[14] zu nennen, die sich beide als Schriftsteller und Kriegsberichterstatter einen Namen gemacht

---

[12] Vgl. auch die Studie von M. Willkomm-Schneider, *Professor Moritz Willkomm und sein Verhältnis zu Spanien*. „Spanien" III, 1921, S. 229—237.

[13] *Ein Winter in Spanien*. Stuttgart 1855.

[14] *Reisebilder aus Spanien*. Berlin 1856.

haben. Wenn sich auch ihre geringe Kenntnis des Spanischen nachteilig auswirkt, so ist doch durch die weiten Reisen, die sie bereits vorher unternommen haben, ihr Blick für das Fremdartige geschult und ihre Beobachtungsgabe gut.

Im Gegensatz zu diesen Schriftstellern, bei denen der Plan einer Reiseschilderung schon vor Beginn der Reise feststand, haben andere ursprünglich nicht daran gedacht, ihre Reiseaufzeichnungen zu veröffentlichen[15].

Carl Christoph Plüer hält sich von 1758 bis 1765 in Spanien auf. In diese Zeit fallen seine zahlreichen Reisen durch das Land, die er als Prediger der dänischen Gesandtschaft in Madrid zumeist in Begleitung von Diplomaten unternimmt. Bald nach seiner Rückkehr in die schleswig-holsteinische Heimat starb Plüer. Aus seinen umfangreichen handschriftlichen Aufzeichnungen wurden seine *Reisen durch Spanien* 1777 von C. D. Ebeling herausgegeben. Wenn sich die Reiseschilderungen vielfach auf kurze topographische Angaben beschränken, so geht dies wohl auf die Form der Aufzeichnungen zurück; denn andererseits zeigt der Verfasser durch seine zahlreichen treffenden Beobachtungen über die verschiedensten Dinge, daß er ein Mann von reichem Wissen und vielseitigem Interesse ist. Volkskundlich besonders wertvoll sind seine Ausführungen über Landwirtschaft und Hausbau.

Auch Friedrich Gotthelf Baumgärtner, der zu Anfang des Jahres 1787 einen sächsischen Kammerherrn auf einer dreimonatigen Reise durch Spanien begleitet, hat unsprünglich nicht beabsichtigt, seine Erlebnisse zu veröffentlichen. Erst auf Bitten seines Leipziger Freundes gibt er die an diesen gerichteten 27 Reisebriefe in Druck. „Die Briefe", schreibt er im Vorwort seiner *Reise durch einen Theil Spaniens,* „waren . . . bloße freundschaftliche Unterhaltungen, worin ich, um seine Bitte zu erfüllen, ihm über eins und das andere Nachricht gab, was mir von den Sitten und Gebräuchen des gemeinen Lebens der Spanier merkwürdig zu sein schien." So finden sich in dem Buche viele gute volkskundliche Beobachtungen.

---

[15] Humboldts Tagebücher waren zweifellos als Grundlage für eine spätere Veröffentlichung gedacht, wenn der Plan auch nicht zur Ausführung kam.

Ein Reisebericht in Briefen sind auch die *Letzten Reisebriefe* von Alfred von Bergh *über Portugal und Spanien.* Es sind Briefe, die der Verfasser von einer in den Jahren 1841 und 1842 mit Freunden unternommenen viermonatigen Reise durch die Pyrenäenhalbinsel an Mutter und Schwester schrieb. Sie waren nie für die Öffentlichkeit bestimmt und wurden erst viele Jahre später von der Mutter in Druck gegeben. Bergh beobachtet aufmerksam und beschreibt eine Reihe volkskundlich interessanter Dinge, die er gelegentlich sogar durch kleine Skizzen zu veranschaulichen sucht.

Anonym erschienen im Jahre 1810 die *Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugal im Jahr 1802.* Der Verfasser ist Karl Friedrich von Jariges. Sein Aufenthalt auf der Pyrenäenhalbinsel erstreckt sich über ein halbes Jahr. Die Darstellung ist sehr knapp und offensichtlich nach Tagebuchaufzeichnungen entstanden. Dabei enthält sie bemerkenswert zahlreiche gute und genaue Beobachtungen über Leben und Treiben der Bewohner des Landes.

Wenn auch noch eine Reihe von Reisenden und Verfassern von Spanienwerken wie Prinz Löwenstein, Rochau, Ziegler, Minutoli, Thienen-Adlerflycht u. a. zu nennen wären, deren Schilderungen interessante volkskundliche Einzelheiten enthalten, so erübrigt sich doch ein näheres Eingehen auf sie, denn im ganzen gesehen treten die Beobachtungen über spanisches Volkstum in ihren Berichten zurück hinter anderen Elementen der Darstellung. Dies zeigt sich auch darin, daß ich in den ausführenden Teilen meiner Arbeit immer nur vereinzelt Gelegenheit habe, auf Stellen ihrer Werke als Quelle Bezug zu nehmen.

Reisewege der Verfasser.

Bei der Reise durch die Halbinsel wählen die deutschen Spanienreisenden vorwiegend zwei Wege. Der eine führt durch Katalonien an der Ostküste herunter und verläuft über Figueras, Barcelona, Tarragona und Tortosa nach Valencia, von wo es zumeist über Murcia nach Andalusien weitergeht. Manche Reisenden benutzen auch den Seeweg von Marseille nach Barcelona und von dort weiter nach Valencia. Wer nicht von Valencia aus Andalusien besucht — gewöhnlich zu Schiff über Alicante und Málaga —,

folgt der Postkutschenroute von Valencia über Alcira, Albacete, Villarrobledo, Aranjuez durch die Mancha nach der Landeshauptstadt. Selten versäumt ein Reisender, den der Weg nach Barcelona führt, den in der Nähe gelegenen Montserrat aufzusuchen. Ebenso wird derjenige, der den Landweg von Valencia nach Murcia wählt, bestimmt in Elche haltmachen, um den berühmten Palmenwald in Augenschein zu nehmen.

Andalusien aber ist das ersehnte Ziel aller, die überhaupt den Plan einer Spanienreise verwirklichen konnten. Mancher, enttäuscht von den eintönigen, unfruchtbaren Hochflächen Kastiliens und der Mancha, verzweifelt fast an seinem Wunschbild von Spanien, und erst hier im Süden, angesichts der fast tropischen Vegetationsfülle Andalusiens, glaubt er das wahre Spanien, wie es in seiner Vorstellung lebt, gefunden zu haben. So widmen fast alle Reisenden viele Seiten ihrer Werke der Beschreibung Granadas, der Alhambra mit ihren Bauten, Sevillas und endlich Cádiz.

Ein zweiter Hauptreiseweg verläuft durch die baskischen Provinzen und Altkastilien nach Madrid. Dabei werden Bayonne, Fuenterrabía, Irún, Tolosa, Vitoria, Burgos, Valladolid und Segovia berührt. Dieser Weg wird von allen denen bevorzugt, die beabsichtigen, schnell und bequem die Landeshauptstadt zu erreichen. Doch lockt das reizvolle Baskenland viele Reisende zu längerem Verweilen. Von Madrid nach Andalusien führt die Reise dann zumeist über Toledo, Manzanares, Val de Peñas, Baylén und Andújar.

Aus diesen Andeutungen über die Reisewege der Spanienreisenden ist bereits ersichtlich, daß manche Gebiete der Halbinsel kaum besucht worden sind. So werden Asturien, Galizien, León, Extremadura und endlich Aragonien, bei denen es sich um verkehrsarme, abgelegene Gegenden handelt, nur vereinzelt bereist und beschrieben. Es darf daher als glücklicher Umstand gewertet werden, daß ein so ausgezeichneter Reisender wie Willkomm in seinen Reisewerken auch diese Provinzen eingehender behandelt, da er bei seiner wissenschaftlichen Sammeltätigkeit gerade abseits der üblichen Reisewege, meist zu Pferd oder Maultier gereist ist.

I. Ländliche Arbeit und landwirtschaftliche Geräte.

Inhaltsverzeichnis.

Bibliographie 14

1. Geräte zur Landbestellung 15
   a) Pflug 15
   b) *Laya* = Grabscheit 19
   c) Egge und andere Ackergeräte 22

2. Ernte und Erntegerät 25
   a) Das Schneiden des Getreides 25
   b) Das Dreschen 28
      Tenne — Dreschtafel — Dreschflegel
   c) Worfeln und Sieben des Getreides 37
   d) Die Aufbewahrung des Getreides *(garaixe, hórreo)* 39

3. Bewässerungsanlagen 42
   a) *Norias, gruas* 43
   b) *Acequias* 45
   c) *Navazos* 47

4. Landwirtschaftlicher Transport 48
   a) Der *carro chillón* 48
   b) Das Ochsengespann (Jochformen — Lenken des Gespanns — Hufbeschlag) 54
   c) Die Schleife 59
   d) Pferde, Esel und Maultiere als Trag- und Reittiere 60

5. Bienenzucht 64

Bibliographie.

Aranzadi, T. de, *Zur Ethnographie des Ochsenjochs und zur Baskenkunde.* Globus 89. Braunschweig 1906.

— *Aperos de Labranza.* FoCoEsp I. Barcelona 1931, S. 289—376.

Bierhenke, W., *Das Dreschen in der Sierra de Gata.* VKR II, 1929, S. 20—82.

— *Ländliche Gewerbe der Sierra de Gata.* Hamburg 1932.

Ebeling, W., *Die landwirtschaftlichen Geräte im Osten der Provinz Lugo (Spanien).* VKR V, 1932, 50—151.

Frankowski, E., *Hórreos y palafitos de la península ibérica.* Madrid 1919.

Krüger, F., *Alte Dreschverfahren in der Romania.* Travaux du 1er Congrès International de Folklore, Paris 1937. Tours 1938, S. 72—84.

— *Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete.* Hamburg 1925.

— *Die Hochpyrenäen.* C. *Ländliche Arbeit.* Bd. I: *Transport und Transportgeräte.* Barcelona 1936. Bd. II: *Getreide, Heuernte, Bienenwohnung, Wein- und Ölbereitung.* Hamburg 1939.

— *Die nordwestiberische Volkskultur.* WS X, 1927, 45—137.

— *Worfeln und Verwandtes in den Pyrenäen.* Palma de Mallorca 1932. (Separat aus „Miscelánea filológica dedicada a D. Antonia M.ª Alcover." Palma de Mallorca 1932, S. 509—524.

Luquet, G.-H. et Rivet, P., *Sur le tribulum.* Extrait des „Mélanges Iorga". Paris 1933, S. 613—638.

Messerschmidt, H., *Haus und Wirtschaft in der Serra da Estrêla.* VKR IV, 1931, S. 72—163 und 246—305.

Meyer-Lübke, W., *Zur Geschichte der Dreschgeräte.* WS I, 1909, 211 bis 244.

Rokseth, P., *Terminologie de la culture des céréales à Majorque.* Barcelona 1923.

Karutz, R., *Die Völker Europas. (Atlas der Völkerkunde* Bd. II). Stuttgart 1926.

Thede, M., *Die Albufera von Valencia.* VKR VI, 1933, 210—273 und 317 bis 383.

Solange die deutschen Spanienbesucher die Postkutsche und daneben Reittiere auf ihren Reisen durch die Halbinsel benutzen mußten, hatten sie Gelegenheit, das offene Land näher kennenzulernen und somit auch den Bauern bei seiner vielseitigen Arbeit zu beobachten. Dabei richtete sich ihr Augenmerk natürlich besonders auf die Dinge, die typisch für die südliche Landschaft sind und in der Heimat fehlen. Wo Arbeitsgeräte und Arbeitsvorgänge aber denen im Norden ähneln, bestand auch kein Anreiz, sich näher mit ihnen zu beschäftigen, was in vielen Fällen wohl doch noch zur Feststellung interessanter Spielarten geführt hätte. So hat unter den Geräten zur Landbestellung insbesondere die *laya* die Aufmerksamkeit der Besucher des Baskenlandes erregt, während auf Pflüge, Eggen und andere Ackergeräte nur vereinzelt Bezug genommen wird. Auch Schilderungen der Ernte und der spanischen Erntegeräte nehmen einen breiten Raum ein, wobei sich die Reisenden besonders ausführlich über den Dreschvorgang äußern, denn Dreschmethoden und Dreschgeräte stehen in auffallendem Gegensatz zu den heimatlichen Einrichtungen. Unter den landwirtschaftlichen Transportmitteln endlich erweckt im nordwestlichen Teil der Halbinsel der urtümliche Ochsenkarren das gesteigerte Interesse der Deutschen und wird von ihnen mit Recht als eine der typischsten Erscheinungen des Landes empfunden.

1. Geräte zur Landbestellung.

a) Pflug.

Die Mitteilungen der deutschen Reisenden über die auf der iberischen Halbinsel gebrauchten Pflüge sind weder genau noch zahlreich. Nur wenige Besucher haben Veranlassung genommen, den spanischen Landmann beim Ackern zu beobachten. Vielleicht war auch bei den meisten von ihnen das landwirtschaftliche Verständnis zu gering, um Unterschiede bei den Ackergeräten wahr-

nehmen zu können. Es müssen schon auffallende und ungewöhnliche Formen gewesen sein, die sie zu Schilderungen veranlaßt haben.

So hat Humboldt (Baskische Reise 393) in Marquina im Baskenland neben der sonst üblichen Laya auch eine Art Pflug kennengelernt, die *nabasaia*, von der er eine Zeichnung entwirft und über die er folgendes berichtet:

„Bei der Bestellung scheint wegen des harten Erdreichs alles auf die Mürbemachung desselben anzukommen. Daher haben sie einige andre Werkzeuge als bei uns . . .
die *Nabasaia*, eine Art Pflug aber mit vier krummen Haken Zähnen, welche die Erde aufwühlen, in dieser Gestalt.

bei a faßt der Pflügende mit beiden Händen an, an b sind die Ochsen angespannt, c sind die erdaufwühlenden Haken, d ist ein Stein, der nicht immer, sondern nur dann, wann der Boden sehr hart ist, dem Pflüger das Aufdrücken zu erleichtern, angehängt wird."

Er fügt hinzu (394):

„. . . oft geschieht das Durchpflügen mit der Nabasaia dreimal."

Daneben ist demselben Verfasser noch eine andere Pflugform begegnet. Aus Durango schreibt er (Baskische Reise 409):

„An einigen Orten pflügt man mit einem einzahnigen Pflug, *Goldia*, oder auch *Nabara* genannt, aber nur um gerade Furchen zu ziehn, denen die Arbeiter mit der Laya folgen können. Denn der Pflug wird hier zum Durchackern nicht eigentlich gebraucht, sondern die Laya."

Beide Geräte werden auch von Aranzadi[1] unter den noch heute üblichen baskischen Pflugformen aufgeführt. Die *nabarra* oder *golde*, der „einzahnige Pflug ohne Streichbretter", den Aranzadi abbildet, ist ein plump gearbeiteter hölzerner Pflug mit eiserner Pflugschar, der in seinen Teilen dem leonesischen Pflug bei Krüger[2] gleicht, mit der Abweichung, daß die Ohren streichbrettartig fortentwickelt sind[3]. Der vierzahnige Pflug, von Humboldt als *nabasaia* bezeichnet, trägt nach Aranzadi neben anderen mundartlichen Benennungen den Namen *nabasai*. Da Aranzadi ihn nicht näher beschreibt, ist Humboldts Zeichnung für die Kenntnis seiner Form von großem Interesse. Einen gewissen Vergleich ermöglicht die Abbildung eines dreizahnigen *(yruortza)* aus Guernica[4], der sich im ganzen primitiver ausnimmt als die von Humboldt dargestellte *nabasaia*[5].

Ungefähr zu derselben Zeit wie Humboldt beobachtet Jariges (230) das Pflügen in der Umgebung von Orihuela (Murcia) und sagt:

> „Der Pflug, dessen man sich hier bedient, ist fast noch ganz in seiner ursprünglichen Einfachheit, und hat weder ein Sech noch ein Streichbrett; der leichte Boden, der im Jahre so oft umgewendet und so reichlich bewässert wird, bedarf unter diesem günstigen Himmel keiner mühsamen Bearbeitung."

Unter „Sech" ist der die Pflugdeichsel durchstoßende eiserne Vorschneider zu verstehen, der auch als Kolter bezeichnet wird. Wir haben hier nach Jariges' Schilderung wohl den „arado romano" in sehr ursprünglicher Form vor uns, denn Streichbretter finden sich auch heute nur vereinzelt auf der Halbinsel[6].

Aus späterer Zeit berichtet Ziegler (I, 175), daß der Landmann in der Umgebung von Valencia, wo der Ackerboden meist nur aus einer dünnen Erdschicht besteht, das Land „. . . mit Pflügen, die man *horcates* nennt, bearbeitet, womit er die erste oberste

---

1 FoCoEsp I, 306/307.

2 GK 186 (Abb. 13).

3 Vgl. auch die Abb. von Pflügen aus dem französischen Baskenland bei Lhande, *Dictionnaire basque-français* 374 (Tafel: Golde I).

4 FoCoEsp I, 311.

5 Vgl. im übrigen die Hinweise bei Krüger, HPyr C II, 88 ff.

6 Krüger, WS X, 67; HPyr C II, 88 ff.; Aitken, *El arado castellano*. Anales del Museo del Pueblo Español I, 109 ff.

Schicht umwendet." Und an einer anderen Stelle (Ziegler I, 151) fügt er über diesen Pflug der Huerta von Valencia hinzu:

> „Derselbe war eine Art leichter Hakenpflug und wurde von einem Pferde, welches mit einem eigenthümlichen Geschirr in eine Art Deichsel gespannt war, gezogen."

Es ist der noch heute in diesem Gebiet gebräuchliche, *forcat* genannte, ganz leichte hölzerne Pflug, der von nur einem Pferde an einer gabelförmigen Deichsel gezogen wird, wobei die Bezeichnung *forcat* von der Gabeldeichsel auf den Pflug selbst übergegangen ist[7]. Er reißt, wie auch Ziegler bemerkt, nur das oberste Erdreich auf[8].

Daneben äußert sich Ziegler (I, 229/230) ausführlich über das Pflügen bei Torremolinos in der Vega von Málaga:

> „Ein Bauer, der mit zwei Ochsen und einem erbärmlichen Hakenpfluge ackerte, ließ mich freundlich gewähren, als ich den Pflug mit eigner Hand ergriff. Der Boden war schwer zu bearbeiten . . . er wurde zu Mais vorbereitet. Die Vega war von Arbeitern belebt; wir sahen viele Pflüge in Bewegung und viele Menschen in Thätigkeit, welche letztere mit einer Art Hacke die Erdknollen zerschlugen. Die Bauart des Pfluges läßt, hinsichtlich der großen Friction an der Pflugscharsohle, viel zu wünschen übrig und der statt der Rister angebrachte, einfache, senkrechte Stock, der mit einer Hand regiert wird, dient gerade nicht zur sicheren Führung, sondern erschwert nur das Ackerwerk."

Auch mit diesem „Hakenpfluge" ist sicher nicht der heute noch in ganz spärlichen Resten auf der Pyrenäenhalbinsel belegte ursprüngliche Hakenpflug gemeint[9], sondern der weiterentwickelte „arado romano", allerdings auch hier wieder ohne Streichbretter (= Rister, Riester, Rüster), die, wie bereits angeführt, nur in wenigen Landschaften vorkommen. Er ist seiner Form nach sicherlich zu dem leonesischen Pflugtypus Krügers[10] zu stellen, bei dem der Sterz, mit dem der Bauer den Pflug lenkt, ebenfalls aus einem einfachen, senkrecht auf der Pflugsohle aufsitzenden Stock besteht.

---

7 Vgl. auch die Abb. in Dicc. Alcover I, 773/774.

8 Über den Bau des *forcat* vgl. Thede, VKR VI, 327 f. und Abb. 2 F (273).

9 Vgl. Krüger, HPyr C II, 114—116.

10 GK, Abb. 13; Krüger, HPyr C II, 88 ff.

Endlich wird von Link aus Nordportugal ein „Hakenpflug" angeführt, worunter wieder der „arado romano" zu verstehen ist. So berichtet er aus der Provinz Douro e Minho (Link II, 74):

„. . . man hat . . . hier einen sehr schlechten Haken, mit einem kurzen fast konischen Kolter und zwey Streichbrettern, welche das beste thun müssen. Er ist sehr schwer . . ."

Diesen kurzen Pflugsech (d. i. Kolter) trifft er auch in Chaves und Umgebung (Trás-os-Montes), also nahe der Grenze von Orense, an (Link III, 6):

„Man bedient sich eines Hakenpfluges mit einem sehr kurzen und gleichsam konischen Hakeisen, von welchem das Land nicht leicht durchschnitten wird."

Interessant ist hierbei die Erwähnung der Streichbretter für eine Landschaft, in der sie sich auch heute noch finden.

b) *Laya* = Grabscheit.

Trotz der oben angeführten Beispiele für Pflüge ist für das Baskenland die *Laya* das charakteristische Gerät für die Bearbeitung der Felder[11]. Von den deutschen Reisenden wird sie für Guipúzcoa und Biscaya bezeugt und zumeist dabei betont, daß die Besonderheiten des Geländes und des Bodens ihre Verwendung bedingen. So schreibt Willkomm (Wanderungen I, 224/226):

„Eigenthümlich ist die Bearbeitung des Boden in Guipuzcoa und Viscaya. Die Bauern bedienen sich nämlich nicht des Pfluges, um das Erdreich aufzulockern und umzuwenden, sondern graben und stechen vielmehr dasselbe um vermittelst eines nur in den beiden Landschaften gebräuchlichen Instrumentes, welches sie *Laya* nennen. Die Laya ist eine Art zweizinkiger Gabel, drei Fuß lang und, mit Ausnahme des hölzernen, an den Stiel befestigten Griffes, aus Eisen geschmiedet. Dieses seltsame Werkzeug wird folgendermaßen gehandhabt. Die Arbeiter stellen sich neben einander in eine Reihe (daher kommt das spanische Sprüchwort: „Son de la misma laya", d. h. sie haben gleiche Meinung, sind Meinungsgenossen.), in jeder

11 Vgl. Krüger, HPyr C II, 89.

Hand eine Laya haltend. Gleichzeitig erheben nun alle die Layas senkrecht, die Zinken nach unten gekehrt, empor, und stoßen dieselben mit aller Kraft in den Boden, so weit die Gabel reicht. Dringen die beiden Zinken, deren jede etwa einen Zoll dick ist, nicht tief genug in den Boden, so treten die Arbeiter mit dem Fuße auf das dieselben verbindende Quereisen und stoßen die Gabel auf diese Weise vollends hinein. Hierauf drücken sie mit den Händen die Laya zu Boden, einen seitlichen Druck gegen den hölzernen Griff von außen her gegen sich selbst zu ausübend, und heben dadurch große Schollen des Erdreichs empor. Nicht selten ist dasselbe von so fester Consistenz, daß die Kraft eines Mannes nicht ausreicht, um eine Laya, geschweige denn, um beide niederzudrücken. So ermüdend die Handhabung der Laya ist, so graben doch ein paar Arbeiter in einem Tage ziemlich viel Land um. Die Fremden wundern sich gewöhnlich, daß sich die Basken nicht des Pfluges oder wenigstens der bequemeren und weniger Kraftaufwand erfordernden Hacke bedienen, und nehmen dabei häufig Anlaß, über das lächerliche Festhalten der Basken an ihren von den Vätern ererbten Sitten und Gebräuchen zu spotten. Ich überlasse es kompetenteren Personen, darüber zu urtheilen, ob die Laya durch den Pflug oder ein anderes Instrument vortheilhaft zu ersetzen ist, und bemerke blos, daß die Eingebornen von Vizcaya und Guipuzcoa behaupten, der Pflug lasse sich bei ihren Bodenarten nicht mit Nutzen anwenden. Allerdings liegen die Aecker in Guipuzcoa und Ober-Vizcaya häufig an so steilen Lehnen, und ist der Boden zugleich so stark mit Steinen vermengt, daß der Pflug, wenigstens der bei uns gebräuchliche, kaum anwendbar sein dürfte. Mit einer Hacke den Boden zu bearbeiten, würde eben so unzweckmäßig sein, da eine solche viel zu wenig in den Boden eindringt . . .“

Wir haben hier eine so eingehende Beschreibung sowohl der *laya* wie ihrer Handhabung, daß nur weniges hinzugefügt zu werden braucht. Sogar die Maße des Ackergerätes sind zutreffend angegeben, denn die bei Aranzadi[12] abgebildete *laya* hat eine Länge

[12] FoCoEsp I, 293.

von rund 90 Zentimeter, wovon 65 Zentimeter auf die Zinken und 24 Zentimeter auf den Holzgriff entfallen. Doch scheinen örtlich starke Unterschiede zu bestehen. Während nämlich die in der Zeichnung wiedergegebene Laya enggestellte Zinken aufweist[13], haben die *layas* der Landleute auf Abb. S. 295 eine ganz abweichende, breitere Form[14].

Humboldt (Reiseskizzen 231) führt ebenfalls das dem Arbeiten mit der *laya* entlehnte Sprichwort an und gibt auch eine sprachliche Erläuterung:

> „Man nennt dies Werkzeug . . . *laya (laya, layatu, layaria,* womit man das Werkzeug, die Handlung und den Arbeiter bezeichnet, scheinen mit laguna, Gesellschaft verwandt . . .)."

Den Arbeitsvorgang schildert er folgendermaßen (Humboldt, Baskische Reise 374):

> „Die Laya ist niedrig, mit dem Stiel wohl nur 2½ Fuß hoch, die Leute arbeiten gebückt, sie treten aber nicht immer ganz hinauf, sondern drücken nur mit Einem Fuß beide zugleich tiefer in den Boden ein. Oft sah ich sie aber auch mit beiden Füßen auftreten."

Während nach Baumgärtner (15/16) in Biscaya drei Personen mit *layas* nebeneinander stehen und das Erdreich taktmäßig umgraben, verfährt man nach Wachenhusen (I, 50) in Guipúzcoa anders:

> „. . . vier oder fünf Arbeiter stellen sich in Reih und Glied, ein anderer, mit einer Hacke in der Hand, stellt sich vor sie. Die Vier beginnen nun a tempo ihre Gabeln in die Erde zu stoßen, den Rasen in großen Stücken aufzubrechen, und diese Stücke umzuwerfen; der vor ihnen stehende zerschlägt das Rasenstück mit der Hacke und so geht die Gabelei den ganzen Tag hindurch, bis endlich der Acker aufgebrochen ist."

Daß drei Landleute, in einer Reihe aufgestellt, die Layas handhaben, ist auch nach Aranzadi[15] das Übliche. Dabei hat die körper-

---

[13] Ebenso eine *laya* im Museum für Völkerkunde zu Lübeck. Vgl. die Zeichnung (Abb. 17) bei Karutz, *Die Völker Europas* 125.

[14] Dieselben Formenunterschiede zeigen die *layas* der FoCoEsp I, 308 und 309 abgebildeten San-Isidro-Statuen.

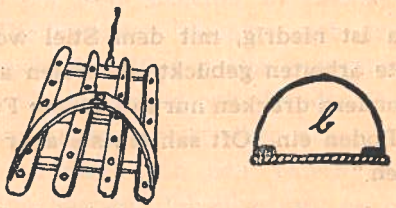
[15] FoCoEsp I, 295.

lich schwächste Person — die Frau beispielsweise — ihren Platz in der Mitte. Meist wird aber die Anzahl der *layadores* davon abhängen, wieviel Familienmitglieder als Hilfskräfte für die Arbeit des *layas* zur Verfügung stehen[16].

c) Egge und andere Ackergeräte.

Neben den Pflügen und der *laya* beobachtet Humboldt im Baskenland auch verschiedene Formen der Egge. So verzeichnet er für Marquina (Baskische Reise 393/394):

„*Arrea* die Egge. Sie besteht aus 4 miteinander verbundenen Balken, von denen jeder 6 starke eiserne Nägel hat. Die Balken sind enger, als bei unsrer Egge, und nach vorn enger als hinten, so



Hinten ist ein runder Spriegel a darauf angebracht, der einzeln bei b gezeichnet ist, bei dem der Eggende theils aufdrückt, theils die Egge aufhebt und wendet. Manchmal werden auch zum ferneren Eindringen noch Steine auf die Egge gelegt, weil sie zugleich zum Zermalmen dient."

Über eine eiserne Egge berichtet er aus Durango (Humboldt, Baskische Reise 409):

„Hier hat man eine andre Art, *Burdinaria*, Eisen Egge. Die Zähne sind gerade heruntergehend, mehr eggenartig, und die des hintersten Queerholzes gehn zwischen die des vordersten."[16a]

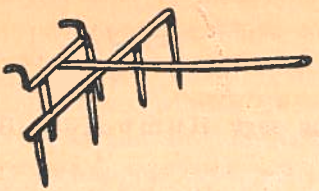
Beide Geräte werden als *burdiñara* und *arre* von Aranzadi[17] unter den baskischen Pflügen aufgeführt. Danach ist die *burdiñara* ein

---

[16] So arbeiten auf der FoCoEsp I, 295 wiedergegebenen Photographie vier Landleute, zwei Männer und zwei Frauen zusammen.

[16a] Hierzu die Abb. S. 23.

[17] FoCoEsp I, 307.



„arado de cinco, siete o nueve puas" und die *arre* ein „arado de 16, 20 o 24 puas", wobei unter „arado" wohl in weiterem Sinne ein Gerät zum Bearbeiten des Ackers verstanden sein soll. Aranzadi fügt mit Bezug gerade auf *burdiñara* und *arre* selbst hinzu: „los últimos, más bien que arados, son rastrillos." Die Verwandtschaft mit dem Pfluge, insbesondere mit der baskischen *nabasai*, ist bei der *burdiñara* noch deutlich aus Humboldts Zeichnung zu erkennen, während die *arre* typische Eggenmerkmale aufweist. Diese kommt in der Form der sanabrisch-leonesischen Egge[18] am nächsten, allerdings mit dem Unterschied, daß die bezähnten Querhölzer bei der baskischen *arre* Längshölzer sind. Außerdem hat keine der nordwestiberischen Eggen den von Humboldt gezeichneten Spriegel zum Lenken und Wenden der Egge. Bemerken wir noch, daß die *burdiñara* bei Humboldt sechszahnig ist, während nach Aranzadi fünf, sieben oder neun Zähne üblich sind.

Außer Humboldt berichtet nur Link (III, 7) über eine Egge aus Chaves, nahe der galizischen Grenze. „Die Eggen", schreibt er, „gleichen den unsrigen, haben aber hölzerne Zähne . . .", was immerhin bemerkenswert ist, da für heute aus dem nordwestiberischen Gebiet vorzugsweise Eggen mit eisernen Zähnen bezeugt sind[19].

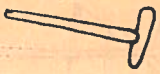
Wo im Baskenland Pflug und Egge verwendet werden, gibt es nach Humboldt ein besonderes Gerät, das zum Zerkleinern der noch übriggebliebenen Erdklumpen dient (Baskische Reise 393)[20]:

> „*Mazua* provinciell *Mazuba*, eine Art Schlägel, die härteren noch übrigbleibenden Erdklöße entzwei zu schlagen, in dieser Art:"

---

[18] Krüger, GK 228 (Abb. 16; IV).
[19] Krüger, WS X, 80.
[20] Vgl. Krüger, HPyr C II, 119.

Volkskundliches Seminar
der Universität Bonn
BONN
Poppelsdorfer Allee 25



Über die Handhabung sagt Humboldt (Baskische Reise 394) weiter:

„Nachdem sie (d. h. die Landleute) . . . den Acker mit der Nabasaia umgearbeitet und darauf geeggt haben, zerschlagen sie einzeln mit der mazua die Klösse, dann kommt die Nabasaia noch einmal . . ."

Endlich berichtet Roßmäßler (I, 211/212) noch über ein Ackergerät, das man auf den bewässerten Feldern der murcianischen Küstenebene in der Nähe von Mazarrón verwendete:

„Auf den Feldern der erwähnten Hacienda sah ich ein ebenso einfaches als zweckmäßiges Ackergeräth in Anwendung, womit ein Mann die zu bestellenden und zu bewässernden Fluren eindämmte. Es war ein etwa 2 Ellen langer, 1 Elle breiter und 1 Fuß hoher Kasten, dessen eine lange nach vorn gerichtete Seite ohne Wand war. Der Kasten ruhete in seinem kürzeren Durchmesser auf einer Axe, deren beide Enden beiderseits des Kastens auf einem Schuhe ruheten. Der Kasten lag mit seiner vorderen offenen Seite auf dem Erdboden auf und stand hinten etwa eine Hand breit höher. An diesem höchst einfachen Fuhrwerk, oder mehr noch Schlitten, war ein Maulesel gespannt und ein dahinter her gehender Mann fuhr dasselbe auf dem vorher sorgfältig geackerten und geeggten Boden dessen Breite nach hinüber und herüber. Während der Bewegung füllte sich der Kasten durch die vordere offene Seite allmählig mit Erde und wenn er dann an der Grenze der Breite des Feldes angekommen war, so zog der Mann mittelst eines vorn am Kasten, genau in der Mitte des Bodens oder der Sohle desselben, angebrachten Strickes den Kasten vorn in die Höhe, daß er sich von vorn nach rückwärts überstürzte und seinen Inhalt unter sich ausschüttete. Indem dies durch zwei vorher an den beiden Seiten des Feldes gezogene kleine Furchen sehr sorgsam abgegrenzt war, wurde durch diesen Kasten nicht nur mit großer Bequemlichkeit und Schnelligkeit

Volkskundliches Seminar
der Universität Bonn
BONN
Poppelsdorfer Allee 25

jederseits des Feldes ein schnurgerader Damm aufgeworfen, der nachher mit der Schaufel nur sehr geringer Nachhilfe bedurfte, sondern das Feld wurde zugleich sehr gleichmäßig geebnet; oder vielmehr es wurden die kleinen Unebenheiten wieder ausgeglichen, welche durch die Ackerung auf dem Felde, welches natürlich vorher eine wassergleiche Ebene sein mußte, vielleicht entstanden waren."

Ein ähnliches Ackergerät wird nirgends erwähnt[21]. Zum Einebnen der Felder dient zwar auch die *antaulaora*[22] in der Albufera von Valencia und anderen Reisbaugebieten der Halbinsel. Diese aber ist wie die Dreschtafel auf der Unterseite mit Messern besetzt und soll in erster Linie durch das Zerschneiden des Bodens das Abtrocknen der Felder beschleunigen[23].

2. Ernte und Erntegerät.

Soweit die Ernte und die dabei gebrauchten Erntegeräte von den deutschen Reisenden geschildert werden, handelt es sich fast ausschließlich um die Getreideernte. Die Arbeitsvorgänge, in Spanien wie im ganzen Mittelmeergebiet in vieler Hinsicht so ganz verschieden von denen im Norden Europas, haben den ausländischen Besuchern Gelegenheit zu zahlreichen interessanten Beobachtungen gegeben.

a) Das Schneiden des Getreides.

Über das Schneiden des reifen Getreides berichten die Reiseschriftsteller an sich nicht viel. Ganz überraschend ist eine Mitteilung von Willkomm (Balearen 184), der in der Umgebung von Alicante beobachtet, „daß die dortigen Bauern das Getreide nicht abschneiden, sondern mit der Wurzel ausreißen", eine Sitte, die sonst nirgends erwähnt wird. Aus der Mancha schreibt Plüer (268) über die Getreideernte:

„Man schneidet alles Getraide, man bindet die Garben insgemein mit Esparto oder Reisern, und sezet sie in kleine Haufen . . ."

---

[21] Vgl. über die Verbreitung der Ziehschaufel Krüger, HPyr C II, 127.
[22] Thede, VKR VI, 329.
[23] Thede, VKR VI, 325 f.

Daß man sich zum Schneiden des Getreides der gezähnten Sichel bedient, erfahren wir durch Fischer (Reise 368), der aus der Gegend von Badajoz berichtet: „Man haut den Weizen büschelweise mit Sicheln ab, die sägenartig ausgezackt sind . . .“ Über die heutige Verbreitung der gezähnten Sichel unterrichtet Krüger, HPyr C II, 141/142.

Der an sich so gewöhnliche Vorgang des Schneidens gewinnt dadurch Interesse, daß es nicht überall auf der iberischen Halbinsel Sitte ist, das Korn mit den Halmen abzumähen oder abzuhauen: in gewissen Gegenden werden Ähren und Stroh gesondert geschnitten und eingesammelt. Immerhin ist die erstere Art am weitesten verbreitet.

Daß das Getreide in Garben auf den Dreschplatz gebracht wird, führen Schuemberg (36: bei Irun) aus dem Baskenland, Jariges (114: Umgebung von Valladolid), Rehfues (I, 238: zwischen Burgos und Madrid), Plüer (56: bei Paredes) aus Altkastilien, Gail (IV) aus der Mancha und Waltl (204) aus Andalusien an. Dasselbe gilt in der Gegenwart für viele Gebiete der Halbinsel, beispielsweise Sanabria und seine Nachbargebiete, Nordwest-León und Orense[26], die Sierra de Gata[27], usw.

Anders verfährt man dagegen an der Nordküste. So berichtet Lorinser (Neue Reiseskizzen I, 139) aus der Umgebung von Santander:

> „. . . an einzelnen Stellen waren die Landleute noch damit beschäftigt, die schweren und wunderbar reichen, goldnen Waizenähren mit der Hand abzupflücken und in Körbe zu sammeln, eine Art zu erndten, die zwar sehr mühsam ist, aber viele Vortheile besitzen soll. Die stehen gebliebenen Halme werden dann später mit der Sichel abgeschnitten, oder, wo man des Strohes nicht bedarf, auf dem Felde als ein sehr gutes Düngungsmittel verbrannt.“

Hiermit stimmen auch die Äußerungen überein, die Plüer (268) vor ihm über dieselbe Landschaft macht. Er schreibt, daß man

---

[26] Krüger, GK 246.

[27] Bierhenke, *Das Dreschen in der Sierra de Gata*, VKR II, 1929, 24.

„. . . in Asturien und auf der nordlichen Küste . . . auf dem Felde blos die Aehren abschneidet und drischt, und nachher das Stroh abmähet. Durch dies Abschneiden wird weniger Getraide verloren, welches, weil es sehr trocken und reif ist, leicht beim Mähen ausfallen würde . . .“

Die Sitte scheint jedoch nicht auf den Norden der Halbinsel beschränkt zu sein, denn Willkomm (I, 175/176) schildert die Getreideernte in der Nähe von Catarroja in der Huerta von Valencia wie folgt:

“Ueberall waren die Landleute in der Weizenärndte beschäftigt. Sie schneiden blos die Aehren mit Sicheln ab und schaffen sie auf die . . . „Eras“, wo sie sogleich ausgedroschen oder vielmehr ausgetreten werden . . . Das auf den Feldern zurückgebliebene Stroh wird zum Theil in Hechsel zerschnitten; die übrigbleibenden fußhohen Stoppeln zündet man an und ihre Asche dient als einziges Düngungsmittel für die Aecker.“

Ebenso wird heutzutage in der Vega von Granada der Weizen etwa halbhoch mit der Sichel gemäht; die stehenbleibenden Halme werden abgebrannt[28].

Auffällig ist, daß nach Lorinser in Asturien die Ähren mit den Händen abgepflückt werden. Hiermit ist wohl das Ausreißen der Ähren unter Zuhilfenahme der *mesorias* gemeint, jener eigentümlichen asturischen Holzstäbe, die Krüger[29] dort vorgefunden hat.

Nicht ganz eindeutig ist die Beschreibung des Erntevorgangs in Burriana, nördlich von Valencia, die Roßmäßler gibt. Denn während er (II, 228) an einer Stelle berichtet, daß man den Weizen vom Felde einbrachte, „und zwar auf dem Rücken der Pferde, die je 20 schwere Garben trugen“, sagt er bei der Schilderung des Dreschvorgangs mit der Dreschtafel:

„. . . Auf einem großen runden geebneten Stück Feldes waren etwa fußhoch die abgeschnittenen Aehrenenden des Weizens aufgeschüttet.“ (Roßmäßler II, 227.)

Es sieht also aus, als ob vor dem Dreschen die Ähren von den Halmen abgetrennt worden wären.

---

[28] Bernt, *Die Bauernhäuser der Provinz Granada* 6.

[29] WS X, 81.

b) Das Dreschen.

Das Dreschen des Getreides erfolgt bis auf den heutigen Tag in großen Teilen der südlichen Romania und insbesondere auch auf der Pyrenäenhalbinsel noch nach uralten Verfahren, die sich von den im Norden Europas üblichen wesentlich unterscheiden. Die vielen Aufzeichnungen, die sich darüber in den Reiseberichten finden, zeigen, wie stark die Reisenden den Gegensatz zu den heimatlichen Gebräuchen empfunden haben.

Schon der Ort, an dem sich das Dreschen abspielt, die Tenne, hat in besonderem Maße das Interesse der Deutschen erweckt. Ist doch im Norden das Dreschen im Freien allein wegen des wenig beständigen Wetters nicht möglich. Hackländer (I, 293) beschreibt die meist erhöht vor den Ortschaften angelegten Dreschplätze aus Alcira in der Provinz Valencia wie folgt:

> „Als wir die Stadt erreicht hatten, bemerkten wir auf einem erhöhten Plateau neben der Straße runde, gepflasterte Plätze, jeden von vielleicht zwanzig, dreißig und mehr Fuß im Durchmesser, einen neben dem andern, so daß es von Weitem aussah, als sei der Boden mit runden Steinplatten bedeckt. Wir sahen dergleichen später in der Nachbarschaft der meisten kleineren Städte. Es sind dieses Frucht-Tennen, auf denen Korn und Waizen vermittelst Pferden und kleiner Schlitten ausgetreten und ausgedrückt werden."

Und ähnlich ist der Eindruck, den die nebeneinander liegenden Tennen bei Jaén auf ihn machen (Hackländer II, 243):

> „Ein Hügel am Rande der Stadt bedeckt mit runden Plätzen zum Dreschen des Getreides einer den andern berührend und ein eigenthümliches großes Mosaikpflaster nachahmend, nahm sich . . . ganz originell aus."

Dies sind die einzigen Beispiele, daß ein Reisender von der Häufung von Dreschplätzen an einem bestimmten Punkte spricht. Sonst liegen sie oft zerstreut im Umkreis der Dörfer und Städte[30]. Wenn sie hier zusammengedrängt angelegt sind, so waren wohl örtliche Bedürfnisse maßgebend dafür, denn flache Bergkuppen oder andere

---

[30] Bierhenke, VKR II, 22.

dem Winde ausgesetzte Stellen werden mit Vorliebe für die Anlage ausgewählt[31].

Wie Hackländer berichten auch die meisten anderen Reisenden, daß die Tennen gewöhnlich rund und gepflastert sind. So schreibt Schuemberg (36) aus Irún:

> „Die Spanier . . . lassen . . . ihr Getreide auf runden, mit scharfen und spitzigen Kieseln und Steinen gepflasterten Plätzen, welche unsre Scheuntennen vorstellen, von ihren (beschlagenen) Maulthieren und Ochsen austreten . . ."

Ebenso sagt Plüer (268) über die Dreschplätze in der Mancha: „Die Tennen sind gemeiniglich mit kleinen harten Kieseln gepflastert . . ." Von einer eigentümlichen Art der Pflasterung erfahren wir durch Humboldt (Spanienreise 314). Bei den Dörfern im Soto de Roma in der Nähe von Granada bemerkt er

> „die gepflasterten Terrassen, auf denen man unter freiem Himmel das Korn durch Pferde oder Maulthiere austreten läßt. Hier waren sie viereckt", fährt er fort, „sie sind bis in Catalonien hinein Sitte, dort sah ich meist runde, und die Steine hatten eingehauene Diagonalen, damit entweder die Körner besser hineinfallen, oder die Thiere auf den Steinen besser treten können."

Daß die Tennen von einer Steinmauer eingefaßt sind oder mit einem Kranz aufrechtgestellter Steine umgeben sind, wie in der Sierra de Gata[32], lesen wir nirgends in den Reiseberichten.

Neben den gepflasterten Tennen erwähnen Reisende teilweise aus denselben Landschaften, nur befestigte Tennen, so daß dies aus der Sierra de Gata noch für heute bezeugte Nebeneinander von gepflasterten und ungepflasterten Dreschplätzen[33] in weiten Teilen der Halbinsel üblich gewesen zu sein scheint. So schreibt Roßmäßler (II, 227) aus Burriana in der Huerta de Valencia, daß man die Weizenähren zum Dreschen „auf einem großen runden geebneten Stück Feldes" aufgeschüttet hatte. Ebenso berichtet Waltl (204) aus Andalusien, daß das geschnittene reife Getreide zum Aus-

---

31 Vgl. Bierhenke, VKR II, 20; Krüger, HPyr C II, 184 ff.

32 Bierhenke, VKR II, 20, 23.

33 Bierhenke, VKR II, 20.

treten „auf einen geebneten und rein gemachten Platz in der Nähe geführt“ wird. Und endlich erfahren wir durch Laurens (147) aus der Umgebung von Estella, Provinz Álava (Baskenland), daß man das Getreide „. . . unter freiem Himmel auf einem geebneten, festgestampften Platze durch Pferde austreten läßt“.

Während die Anlage der Tennen auf dem Felde als das Ursprüngliche anzusehen ist, befinden sie sich heute vielfach in unmittelbarer Nähe der Dörfer und Ortschaften. Die Weiträumigkeit der Mancha dagegen bringt es mit sich, daß sie dort oft weit von jeder menschlichen Behausung entfernt liegen. „Die Tennen, auf welche man gleich alles Getraide in Garben zusammen führet, und ohne Aufschub ausdrischt, sind auf dem Felde selbst unter freyem Himmel“, schreibt Plüer (268). Der fehlenden Dorfnähe sucht man mit den einfachsten Mitteln abzuhelfen:

> „Die einzige Bedeckung“, fährt Plüer fort, „welche wir bisweilen bey den Tennen bemerket haben, war für die arbeitenden Thiere und Menschen, um unter einigem Schatten bey der brennenden Sonnenhitze gehen zu können. Eine mit Esteros, so nennet man die von Esparto geflochtene Matten, gedeckte Hütte dienete zur Zuflucht der Arbeiter, und die Stallung der Thiere bestand aus einigen in die Erde gesezten Pfälen, über welches ein gleiches Dach geschlagen war.“

Diese primitiven Hütten und Ställe haben wohl nicht allein dem Sonnenschutz zu dienen; sie stellen vielmehr Unterkunftsräume für die Nacht dar, denn in der Mancha pflegen die Landleute „nach ihren weit entlegenen Aeckern für die Bestell- und die Erndtezeit mit Menschen und Vieh ganz überzusiedeln, die unentbehrlichen Bedürfnisse mit sich hinaus nehmend“ (Goeben I, 44)[34].

Unter den von den Reisenden geschilderten Dreschmethoden steht neben dem einfachen Austreten durch Tiere der Gebrauch der auch heute noch weitverbreiteten Dreschtafel obenan. Gelegentlich wird der Dreschflegel erwähnt.

Das Verfahren, Getreide durch die Hufe von Tieren zu entkörnen, gemeinhin *pisoteo* genannt, ist am ältesten. Ursprüng-

---

[34] Vgl. den Bericht aus der Neuzeit bei O. Jessen, *La Mancha*. Hamburg 1930, S. 160/161.

lich in den ganzen Mittelmeerländern zu Hause, ist es gegenwärtig noch in vielen Teilen der iberischen Halbinsel bekannt[35]. Die deutschen Reisenden berichten über den *pisoteo* aus dem Baskenland und aus Andalusien, wobei je nach den örtlichen Verhältnissen bald die einen, bald die anderen Tiere verwendet werden. Wie Schuchardt[36] das Austreten des Getreides durch Ochsen oder Pferde aus Orozco (Biscaya) anführt, so hat Laurens (147) dieselbe Beobachtung zwischen Estella und Muski in der Provinz Álava gemacht:

> „Ueberall auf diesem Wege fanden wir die Landleute mit der Kornernte beschäftigt ... Auffallend war mir die Art und Weise, die hierbei beobachtet wurde, indem man das Getreide ... unter freiem Himmel auf einem geebneten, festgestampften Platze durch Pferde austreten läßt."

Und ebenso schreibt Schuemberg (36), die Bauern bei Irún (Guipúzcoa) „lassen ... ihr Getreide ... von ihren (beschlagenen) Maulthieren und Ochsen austreten". Aus Andalusien berichtet Waltl (204), das Getreide wird auf der Tenne

> „... in einem Kreise herumgelegt, und darauf mehrere Paar Pferde so lange in der Runde herumgetrieben, bis das Stroh wie Häckerling geworden ist ... Diese Methode kann nur in einem Lande ausgeführt werden, wo das Stroh sehr dürr wird, so daß das Korn durch den Hufschlag schon aus den Hülsen geht, ferners wo kein Regen zu fürchten ist; denn zum Austreten einer bedeutenden Quantität Getreide braucht man mehrere Tage, während welcher es im Freien liegen bleibt."

Auch Humboldt (Spanienreise 314) erwähnt, daß man auf den gepflasterten Tennen in der Nähe Granadas „... unter freiem Himmel das Korn durch Pferde oder Maulthiere austreten läßt"[37].

Eine wichtigere Rolle als das einfache Austreten durch Tiere aber spielt die Dreschtafel. Auch diese ist ein uraltes, im

---

[35] Über die Verbreitung vgl. Bierhenke, VKR II, 26/27; Krüger, HPyr C II, 269 ff.

[36] *Sachwortgeschichtliches über den Dreschflegel*, ZRPh XXXIV, 292.

[37] Daneben gibt es freilich auch den Dreschschlitten; vgl. O. Quelle, *Beiträge zur Landeskunde von Ostgranada*. Hamburg 1914, S. 33.

Mittelmeergebiet weit verbreitetes Erntegerät, dessen Gebrauch auf der Pyrenäenhalbinsel noch heute großenteils mit dem Vorkommen des *pisoteo* zusammenfällt[38]. Die deutschen Reisenden haben die Dreschtafel in Altkastilien (bei Cervera: Felder II, 113; zwischen Valladolid und Astorga: Jariges 114/115; bei Paredes: Plüer 56), in Neukastilien (bei Vallacas: Lauser 316; in der Mancha: Plüer 268/69 und Gail VIII) und in Valencia (bei Burriana: Roßmäßler II, 227; in Alcira: Hackländer I, 293) beobachtet. Die Dreschtafel dient neben dem Entkörnen des Getreides, bei dem die Zugtiere durch Austreten mithelfen, dazu, das Stroh zu Häcksel zu zerkleinern.

Über das Dreschen mit der Dreschtafel, die allgemein *trillo* heißt, berichtet Jariges (114/115) auf der Reise zwischen Valladolid und Astorga:

> „Während eines Haltes zu Mittag hatte ich Gelegenheit, die sonderbare Art, das Korn zu dreschen, genau in Augenschein zu nehmen. Das Getreide ist in einem Kreise umhergelegt, ganz eben und nicht sehr hoch; ein starkes Bret, unten mit mehrern Reihen von scharfen Flintensteinen versehen, wird von einem oder zwei Maulthieren oder Ochsen darüber mehrmals hingezogen, bis das Stroh fast wie Hechsel zerstückelt ist . . . Gewöhnlich steht der Bauer, der das kleine Fuhrwerk treibt, auf dem Brete, das etwa die Größe unserer Eggen hat, öfters aber macht er es sich bequemer, und sitzt auf einem kleinen Stuhle. Komisch ist der Anblick dieses Dreschens, das die Spanier *trillar* nennen; der Bauer in seinem braunen Mantel und brauner Tuchmütze, einen langen Stab in der Hand haltend, womit er den schleichenden Stier antreibt, und mit gravitätischer Ruhe auf dem kleinen Sessel sitzend, gleicht einem Zauberer, der . . . seine magischen Kreise um sich herzieht. Als ich einigen Landleuten sagte, daß man das Korn bei uns mit Schlägeln ausdresche, meinten sie, das müsse sehr mühsam seyn, und lobten ihren *Trillo*."

Eine noch genauere Beschreibung des *trillo* selbst gibt Felder (II, 113) aus Cervera an der altkastilisch-asturischen Grenze:

---

[38] Näheres hierüber bei Bierhenke, VKR II, 28—30; Krüger, HPyr C II, 319 ff. Vgl. auch die Belege für das Vorkommen auf spanischem Boden bei Luquet-Rivet, *Sur le tribulum*. Mélanges Iorga, Paris 1933, 616.

„*Era* = Ein freier wie eine Tenne festgeklopfter Platz außerhalb den Dörfern. Auf diesem werden die losgebundenen Garben im Kreise umhergelegt und dann vermittelst dreier wie eine Thüre zusammengefügter Bohlen, an denen vorne ein eiserner Ring angebracht ist, und die mit vielen scharfen Steinchen oder Eisenstücken am untern Theil beschlagen sind, kurz zerschnitten und ausgedroschen. Der Bauer sitzt, um diese Dreschmaschine zu beschweren, auf einem Stühlchen in Mitte derselben und treibt von hier aus die am Ring ziehenden Thiere an."

Halten wir zum Vergleich noch die Schilderung von Roßmäßler (II, 227) aus Burriana daneben, der schreibt:

„Es wurde eben gedroschen. Auf einem großen runden geebneten Stück Feldes waren etwa fußhoch die abgeschnittenen Aehrenenden des Weizens aufgeschüttet. Im Mittelpunkte dieser extemporirten Tenne stand ein Mann, der an einer langen Leine zwei Maulthiere, denen die Augen mit kleinen aus Esparto geflochtenen halbkugeligen Schalen verbunden waren, in bald kleineren bald größeren Kreisen herumtrieb. Sie zogen hinter sich ein dickes etwa vier Fuß langes und zwei Fuß breites Bret auf den Aehren herum, welches auf der Unterseite mit kleinen Eisenstücken gespickt war. Oben war es durch einen etwa 3 Centner schweren Stein belastet."

Damit sind bereits alle wesentlichen Merkmale der Dreschtafel aufgeführt. Daß sie aus drei Brettern zusammengesetzt ist, bemerkt ausdrücklich nur Felder in der obengenannten Stelle. Diese Form findet sich auch noch heute im katalanisch-valencianischen Gebiet, in der Sierra de Gata und in Moncorvo in Portugal[39]. Die anderen Reisenden erwähnen die Dreschtafel als „ein viereckichtes Bret einer Quadratelle" (Plüer 268) aus der Mancha, „ein dickes viereckigtes Bret" (Plüer 56) aus Altkastilien, „ein dickes etwa vier Fuß langes und zwei Fuß breites Bret" (Roßmäßler II, 227) aus Burriana, also aus einem Stück, wie sie auch noch heute für

[39] Meyer-Lübke, *Zur Geschichte der Dreschgeräte*, WS I, 220; Bierhenke, VKR II, 30; Krüger, HPyr C II, 319 ff.

Kastilien[40] sowie für Bragança[41] bezeugt ist. Die auf Tafel 8 bei Gail dargestellte Zeichnung des Dreschens in der Mancha läßt die vordere der beiden Dreschtafeln gut erkennen. Diese stimmt auffallend mit der von Bierhenke[42] für die Sierra de Gata beschriebenen überein: der *trillo* mißt ungefähr 1 m in der Länge und in der Breite, er besteht aus zwei mehrere Zentimeter dicken Brettern, die nach vorn zu aufgebogen sind. Diese werden durch zwei je 20 cm breite Querriegel zusammengehalten. An jedem Brettende stehen zwei dicke Nietenköpfe hervor. Diese zweiteilige Form findet sich — neben der dreiteiligen — ebenfalls in der Sierra de Gata[43]. Die Belege für das Vorkommen der zweiteiligen neben der dreiteiligen Dreschtafel im Gebiet von Valencia, sowie der aus einem wie aus zwei Brettern bestehenden in der Mancha, lassen auch für diese Landschaften (wie für die Sierra de Gata) auf den Gebrauch der verschiedenen Typen nebeneinander schließen.

Die angeführten Schilderungen zeigen weiter, daß die Dreschtafel auf der Unterseite mit Vorrichtungen zum Schneiden besetzt ist. Felder (II, 113) berichtet aus Cervera, daß die Bretter der Dreschtafel „mit vielen scharfen Steinchen oder Eisenstücken am unteren Theil beschlagen sind", während Jariges (114) aus der Umgebung von Valladolid anführt, daß der *trillo* „unten mit mehrern Reihen von scharfen Flintensteinen versehen" ist. Nach Plüer (268/69) ist in der Mancha ebenfalls die Dreschtafel „unten eingekerbet, und mit kleinen scharfen Feuersteinen reihenweise beschlagen". Dem steht die Schilderung von Roßmäßler (II, 227) aus Burriana gegenüber, wo die Dreschtafel „auf der Unterseite mit kleinen Eisenstücken gespickt war".

Die Verwendung von Feuersteinsplittern, die man sich am leichtesten beschaffen konnte, ist neben der von anderen Steinen das Ursprüngliche. Erst in neuerer Zeit treten Eisenstücke, Teile von Hufeisen und Sägen oder speziell für diesen Zweck gearbeitete eiserne Messer an ihre Stelle, wobei es sich zumeist um den allmählichen Ersatz abgenutzter oder herausgefallener Steine handelt,

---

[40] A. Schulten, *Kastilische Bauern*. Deutsche Rundschau CLVI, 1913, 449.
[41] Coelho, Portugalia I, 641.
[42] VKR II, 30.
[43] Bierhenke, VKR II, 30.

ein Vorgang, wie er noch jetzt vielenorts auf der Halbinsel zu beobachten ist[44].

Hinsichtlich der zum Ziehen der Dreschtafeln verwendeten Tiere bestehen ähnliche landschaftliche Unterschiede, wie wir sie beim Austreten des Getreides kennengelernt haben. Ochsen, Maultiere, Pferde, Esel werden einzeln, zu zweit oder zu dritt vor den *trillo* gespannt. Wie man nördlich der Sierra de Gata Rinder benutzt, südlich davon aber meistens Maultiere und Esel[45], so berichten auch Jariges (114) und Plüer (56) aus Altkastilien, daß man zum Dreschen mit der Tafel ein oder zwei Ochsen oder Maultiere verwendet. Dagegen nennen Lauser (316) als Zugtiere aus Vallacas in Neukastilien Pferde, Maultiere und Esel, Plüer (268/69) aus der Mancha Maultiere und Roßmäßler (II, 227) aus Burriana (Valencia) ebenfalls Maultiere. Auf der Zeichnung von Gail (Tafel 8) aus der Mancha wird auf der Tenne mit zwei Dreschtafeln gedroschen, deren jede von drei Pferden gezogen wird. Die Pferde sind nebeneinander mit je zwei Strängen an eine Zugstange angeschirrt, welche durch ein ungefähr ein halbes Meter langes Seil an der Dreschtafel befestigt ist. Gail (VIII) schreibt dazu:

> „. . . es möchte wohl für viele unserer Rossebändiger eine nicht so leichte Aufgabe seyn, auf einem einfachen — nach forne etwas aufgekrümten Brette stehend — zwei und mehr muthige, schwach geschirrte Pferde ohne Deichsel im engen Kreise auf ausgebreiteten Garben herumzutummeln, bis alle Körner aus den Hülsen gefallen sind."

Daß die Tiere beim Dreschen Maulkörbe tragen, wie Bierhenke aus der Sierra de Gata für die Gegenwart anführt[46], wird von keinem der Reisenden berichtet. Diese Sitte scheint in weiten Teilen Spaniens ebenso wie auf Mallorca[47] unbekannt zu sein. Interessant ist dagegen Roßmäßlers oben wiedergegebene Beobachtung aus Burriana, daß den beiden Maultieren beim Dreschen „die

---

[44] Vgl. Luquet-Rivet, *Sur le tribulum*, 627/628; Bierhenke, VKR II, 35.

[45] Bierhenke, VKR II, 37.

[46] VKR II, 38.

[47] Rokseth, *Terminologie de la culture des céréales à Majorque*, Barcelona 1923, sagt nichts darüber.

Augen mit kleinen aus Esparto geflochtenen halbkugeligen Schalen verbunden waren", ein Verfahren, das noch heute in vielen Formen verbreitet ist.

Um die Dreschtafel zu beschweren, werden verschiedene Methoden angewandt. Daß der Lenker des Gespanns auf einem stuhlähnlichen Sitz mit der Dreschtafel im Kreise herumfährt, berichten sowohl Jariges (114/115) wie auch Felder (II, 113), beide ungefähr aus derselben Gegend, dem nördlichen Altkastilien und León. Wie aus Jariges' Darstellung deutlich hervorgeht, ist diese Art, das Gespann zu lenken, an die Verwendung von Ochsen als Zugtiere gebunden[48], deren geruhsamer Gang das Lenken erleichtert und bei dem langsamen Fortschritt der Arbeit das Bedürfnis nach einer Sitzgelegenheit entstehen ließ. Wo Maultiere, Pferde oder Esel die Stelle der Ochsen vertreten — vorwiegend im mittleren und südlichen Teil der Halbinsel —, treibt der Lenker zumeist auf der Dreschtafel stehend die Tiere an[49]. So schildert Plüer (56/57) aus der Gegend von Paredes (Altkastilien) die Dreschtafel als „ein dickes viereckigtes Bret, worauf ein Manns- oder Weibsbild steht". Und derselbe Verfasser (Plüer 268/69) berichtet von dem *trillo* in der Mancha: „. . . auf selbiges tritt ein Kerl, und treibt zwey daran gespannte Maulthiere beständig im Kreise herum." Eine noch andere Beobachtung hat Roßmäßler (II, 227) in Burriana gemacht. In der bereits wiedergegebenen Beschreibung führt er an, die Dreschtafel war oben „durch einen etwa 3 Centner schweren Stein belastet", ein Verfahren, das heute noch in Trás-os-Montes und in der Sierra de Gata üblich ist[50].

Dreschflegel.

Obwohl der *pisoteo* oder die Dreschtafel auf der Pyrenäenhalbinsel durchaus vorherrschen, gibt es doch im Norden ein größeres zusammenhängendes Gebiet, das Teilgebiete der Pyrenäen, die baskischen Provinzen, Asturien sowie Teile von León, Galizien und Portugal umfaßt, in dem der in Mittel- und Nordeuropa ge-

---

[48] Hierzu Bierhenke, VKR II, 38.
[49] Vgl. Bierhenke, VKR II, 38.
[50] Bierhenke, VKR II, 39.

bräuchliche Dreschflegel in verschiedenen Varianten anzutreffen ist[51]. Daneben ist er für die Alpujarras bezeugt.

Auch unsere Reisenden erwähnen verschiedentlich das Dreschen mit Hilfe des Dreschflegels. So berichtet Plüer (268), „in Asturien und auf der nordlichen Küste drischt man auch das Getraide auf unsre im Norden gewöhnliche Art", und Jariges (121), der in einem Dorfe bei Villafranca in León eine „zeltförmige Strohhütte" bemerkt, schreibt dazu: „Hier bedient man sich wie bei uns der Dreschflegel, daher die Strohhütten und das Strohlager, das uns auf der gepflasterten Hausflur zu Theil ward." Im Grenzgebiet zwischen Spanien und Portugal, in der Serra do Gerez zwischen Orense und Minho hat auch Link (III, 56) das Dreschen mit Dreschflegeln beobachtet:

> „Die Drescher stellen sich in zwey Reihen gegen einander über, und lassen die Dreschflegel in einem langsamen Tact auf einmal fallen. Diese sonderbare Art haben wir hin und wieder in Minho bemerkt."

Auffallend ist zunächst, daß Willkomm (II, 108) den Dreschflegel auch im Süden der Halbinsel angetroffen hat. Über den Abstieg in das Tal von Trevélez in den Alpujarras berichtet er:

> „. . . ungefähr nach einer Stunde kamen wir an große Strecken bebauten Landes und entdeckten einen kleinen Cortijo, in dessen Nähe eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, auf einer „Era" Roggen auszudreschen. Es war dies das erste Mal, daß ich Getreide mit Flegeln ausdreschen sah wie bei uns . . ."

Die Erklärung dieser Erscheinung hat Krüger, HPyr C II, 331 gegeben.

c) Worfeln und Sieben des Getreides.

Von den auf das Dreschen des Getreides folgenden Ernteverrichtungen werden das Zusammenhäufen des Ausdrusches und das Errichten des Getreidehaufens[52] von den Reisenden übergangen. Dagegen hat das Reinigen des Getreides durch Worfeln und Sieben verschiedentlich ihre Aufmerksamkeit erregt. Während man in Teilen der Hochpyrenäen[53], in Portugal, auf den Balearen, in der

[51] Vgl. Bierhenke, VKR II, 68. Über die heutige Verbreitung vgl. Krüger, HPyr C II, 264 ff., 329 ff.

[52] Vgl. Bierhenke, VKR II, 42 ff.

[53] Krüger, Worfeln und Verwandtes 5; HPyr C II, 349 ff.

Sierra de Gata und anderen Teilen der Halbinsel zum Worfeln sowohl Gabel wie Schaufel benutzt[54], wird in den Reiseberichten als Gerät nur die Schaufel angeführt. Dabei stammen alle Schilderungen aus Gebieten, in denen die Dreschtafel oder der „pisoteo" üblich sind.

So schreibt Plüer (270) über das Worfeln in der Mancha:

> „Man worfelt das ausgedroschene Getraide gleich auf der Tenne, wobey man sich langer Schaufeln bedienet. Diese Arbeit geschieht des Morgens früh, und des Abends gegen den Wind, welcher alsdenn gemeiniglich etwas bläset, und die Spreu zurück treibt."

Ebenso berichtet Waltl (204) aus Andalusien, nachdem er von dem Austreten des Getreides gesprochen hat: „Dann wird es mit einer Schaufel geworfen, am liebsten, wenn der Wind weht." Eingehender schildert Lauser (316) den Vorgang aus Vallacas (Neukastilien), wobei allerdings der Begriff „Worfel" unklar bleibt:

> „Wir stehen in den ersten Tagen des Juli; in der Nähe der Dörfer sind ganze Berge frischgeschnittener Frucht aufgeschüttet; die Luft ist erfüllt von Spreu und Strohtheilchen, die launenhaft bald hierher, bald dorthin fliegen, während die schweren Körner, die mit ihnen von der Worfel emporgeschleudert werden, zu den Füßen des Bauern niederfallen."

Auf das Worfeln folgt zur weiteren Reinigung des Getreides gewöhnlich noch das Sieben[55]. Jariges (114) beobachtet allerdings zwischen Valladolid und Astorga nur das Aussieben des gedroschenen Korns: „. . . die Körner werden . . . durch ein Sieb von der Spreu getrennt", ein Verfahren, das an Stelle des Worfelns meist nur in den Gegenden üblich ist, wo der Dreschflegel die Dreschtafel ersetzt[56]. Auch Roßmäßler (II, 232) berichtet von dem Reinigen des Getreides aus Burriana. Seine ausführliche Darstellung steht ganz für sich und ist in mehrfacher Hinsicht interessant:

---

[54] Bierhenke, VKR II, 50 und 50, Anm. 4.

[55] Bierhenke, VKR II, 53.

[56] Krüger, Worfeln und Verwandtes, 8; HPyr C II, 354 ff.

„Es kann nicht fehlen", schreibt er, „daß das Getreide, wenn es auf der Stegreiftenne ausgerieben ist, sehr mit Erdklümpchen verunreinigt sein muß. Um diese zu beseitigen, läßt sich der spanische Bauer folgende sehr langsam fördernde Arbeit nicht verdrießen. Ich sah auf dem Markte große Espartomatten, estera, ausgebreitet. Darauf standen mit frisch gedroschenem Getreide gefüllte Säcke. Aus diesen schöpfte die Tochter des Landmannes, der vielmehr ein Bürger Burrianas sein mochte, ein paar Hände voll in einen großen hölzernen Mörser, einen etwa 1 Fuß tief ausgehöhlten Feigenstamm und stampfte die kleine Masse des mit Erde verunreinigten Getreides einige Augenblicke mit einer hölzernen Keule, um letztere in Staub zu verwandeln. Dann löffelte sie das Getreide mit einem kleinen Teller heraus auf einen Haufen auf die Matte, die so dicht und schön geflochten ist, daß kein Korn hindurchfällt. Der Vater raffte davon ebenfalls kaum mehr als ein Mäßchen auf einmal in ein Sieb, um den Erdstaub abzusieben. Der Siebboden ist von Pergament, in welchem mit einem Locheisen sehr zierlich und regelmäßig kleine Löcher ausgeschlagen sind."

Das Sieb mit dem Boden aus Tierhaut ist das auch für Teile Kataloniens, Asturiens und vereinzelt noch für die Sierra de Gata bezeugte[57]. Das Stampfen des Getreides in einem Mörser wird nirgends erwähnt. Auffallend ist ferner, daß das Sieben des Getreides nicht auf der Tenne erfolgt, was allerdings wohl auch in anderen Teilen der Halbinsel üblich zu sein scheint[58].

d) Die Aufbewahrung des Getreides.

Die Aufbewahrung des Getreides konnte nur insoweit Gegenstand der Aufmerksamkeit der Reisenden werden, als hierzu besondere, auffallende Bauten in Frage kamen. Dies trifft für die Maisgebiete Nordwestspaniens und des nördlichen Portugal zu, in denen der charakteristische Pfahlspeicher — *hórreo* — zu finden ist[59].

---

[57] Bierhenke, VKR II, 55; Krüger, HPyr C II, 355 ff.

[58] Vgl. Bierhenke, VKR II, 54, Anm. 1.

[59] Über die Verbreitung vgl. Frankowski, *Hórreos y palafitos de la península ibérica* 5.

Diese uralten Kornspeicher haben die deutschen Reisenden im Baskenland, in Asturien und in Galizien gesehen und beschrieben. Humboldt (Baskische Reise 412) berichtet in seinem Tagebuch aus Durango über den baskischen *garaija*[60]:

> „Eine Art Kornböden (Hechert) wie sie ehemals überall üblich waren, jetzt seltner sind. Wie bei uns die Taubenhäuser. Auf 4 runden Steinen stehen 4 steinerne abgestumpfte Pyramiden, und auf jeder liegt ein runder Stein wie ein Mahlstein. Darauf ist das Gebäude gebaut. Die Treppe von Stein aber auf der letzten Stufe etwas ab von dem Hause, so daß man einen großen Schritt machen muß. Diess und die Mühlsteine wegen der Ratzen. Oben im Hause hob man das Getreide auf und rund herum hatte man Bienen."

Danach waren sie also in den baskischen Provinzen schon vor mehr als hundert Jahren im Abnehmen begriffen, während nach Iturriza y Zabala[61] um 1785 noch jedes Bauernhaus einen eigenen *hórreo* besaß. Heutzutage ist der baskische Getreidespeicher zu einer großen Seltenheit geworden; er findet sich nur noch vereinzelt in abgelegenen Gegenden[62]. Das Charakteristische des *garaixe* sind Dach und Giebel, die ohne weiteres die Verwandtschaft mit dem baskischen *caserío* erkennen lassen. Wenn Humboldt auch nicht näher darauf eingeht, so deutet er doch — in Übereinstimmung mit den erhaltenen Beispielen — ihr Aussehen an, wenn er schreibt, „wie bei uns die Taubenhäuser". Steintreppe und Unterbau zeigen im übrigen die gleiche Form wie beim asturischen *hórreo*.

Über den asturischen *hórreo* unterrichten uns Felder und Lorinser. Felder (III, 31) schreibt:

> „Besondere Art ihre Früchte, Fleisch, Speck etc. aufzubewahren, besitzen diese Asturianer. Beinahe jedes Haus hat

---

[60] So Humboldt. Andere Wortformen sind *garaya* (Iturriza 61), *garaixe* (Frankowski 29), *garay* (Aranzadi 348). Über die heutigen Bauformen vgl. AEuFo VI, 137 ff., VII, 127 ff.

[61] *Historia general de Vizcaya*, hg. von P. Fidel Fita, Barcelona 1884, S. 61 Anm.

[62] Frankowski, a. a. O. 28; AEuFo VI, 137—145; VII, 127—136; IX, 63—66; XII, 61.

[63] Frankowski, a. a. O. 5.

in seiner Nähe oder dicht vor demselben, noch ein anderes, auf vier oder sechs aufrecht stehenden Balken ruhendes, aus Brettern zusammengefügtes Häuschen *(el orrio* genannt) stehen; man steigt mittelst einer Leiter zu diesem luftigen Magazin, in dem meist alle Lebensmittel aufbewahrt sind, und wohin weder Maus noch Ratte gelangen kann."

Leider läßt sich nicht feststellen, wo der Verfasser den asturischen *orrio* (neben *hórreo* kommt auch *orro* vor)[63] beobachtet hat. Gewöhnlich sind die Säulen, die den Speicher tragen, in Asturien aus Stein, seltener aus Holz[64]. Außerdem führt meist eine Steintreppe zu der Türöffnung hinauf, während Leitern in Galizien verbreiteter sind[65].

Ausführlicher und zutreffender ist Lorinsers (Neue Reiseskizzen I, 164) Schilderung aus Colombres in Asturien:

„Stallung und Düngergrube und eine Art sonderbar gebauter Speicher fehlen fast niemals in der Nähe der Gehöfte. Diese letzteren haben eine höchst charakteristische, sehr malerische Form. Sie stehen auf vier kegel- oder pyramidenartig gehauenen, säulenartigen Steinen, haben hölzerne Wände, und sind mit einem vorspringenden Dach von Hohlziegeln, das wie eine flache Pyramide in eine Spitze endigt, gedeckt. In ihnen wird nicht nur das Getreide, die Maiskolben und andere Feldfrüchte, sondern auch Obst, Heu usw. aufbewahrt."

Auch in Südgalizien und Nordportugal besteht das Dach gewöhnlich aus Ziegeln[66], doch haben wir dort einen langgestreckten First.

Die galizischen *hórreos* hat Lorinser (Neue Reiseskizzen I, 357) an der Ría von Vigo kennengelernt. Er schreibt darüber:

„Aus dem üppigen Grün tauchten überall nette Häuser auf, neben denen, oder auch mitten auf den Feldern, sich ganz eigenthümliche, kleine, steinerne Baue erhoben, die fast wie kleine Capellen oder wie große Sarkophage aussahen, und alle mit einem netten, steinernen Kreuz geschmückt waren. Gleichwohl sind es nur die hier zu Lande üblichen Speicher, die zur

---

[64] Frankowski, a. a. O. 11.
[65] Frankowski, a. a. O. 21.
[66] Krüger, WS X, 90.

Aufbewahrung der Maiskolben dienen. Diese kleinen Gebäude, die überall gleich Bundesladen auf den Feldern und neben den Häusern standen, verliehen der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Reiz. Nirgends habe ich etwas Ähnliches gesehen, was mit diesen capellenartigen, kleinen Speichern an der Ria von Vigo sich vergleichen ließe. Gleichwohl ist ein gewisser Anklang an die asturischen Speicher . . . nicht zu verkennen, obgleich diese viel größer sind und eine ganz andere Gestalt haben."

Der Verfasser hat ganz richtig beobachtet, wenn er sagt, daß *hórreos* in Galizien im Gegensatz zu den asturischen kleiner und länger sind[67]. Dagegen finden sich Holz- oder Steinkreuze (und -pyramiden) als Dachschmuck nicht nur in der Nähe von Vigo, sondern in ganz Galizien, und zwar am schönsten in der Umgebung von La Coruña[68].

Darüber hinaus sind Kreuze als Giebelschmuck, meist sehr einfach, teilweise aber auch geschmackvoll geschnitzt, auch in der Albufera von Valencia verbreitet, wo sowohl die *barracas* wie auch Ställe und Speicher häufig damit verziert sind[69].

3. Bewässerungsanlagen.

Die in vielen Teilen Spaniens verbreiteten Bewässerungsanlagen, die sich besonders gut in den Gebieten ehemals maurischer Kultur an der Ostküste und in Andalusien erhalten haben, sind natürlich der Aufmerksamkeit der deutschen Reisenden nicht entgangen. Doch begnügen sie sich leider bei den Wasserhebewerken zumeist damit, die Gegenstände kurz zu beschreiben, ohne auf Einzelheiten näher einzugehen. Es werden angeführt: Wasserhebewerke *(norias, gruas)*, Bewässerungskanäle *(acequias)* und Bewässerungsgruben *(navazos)*.

---

[67] Über die Vielgestaltigkeit der *hórreo*-Formen in Galizien unterrichtet J. López Soler, *Los hórreos gallegos*. Sociedad Española de Antropología, Etnología y Prehistoria X, 1931, 97—162.

[68] Frankowski, a. a. O. 27.

[69] Thede, VKR VI, 236 und Tafel II, 5 und 6.

a) *Norias, gruas.*

Von den von Krüger[70] für das nordwestiberische Gebiet unterschiedenen zwei Formen von Wasserhebevorrichtungen erwähnen die Reiseschriftsteller nur die Brunnenwasserhebewerke. So berichtet Hackländer (I, 254) aus der Huerta de Valencia:

„. . . kleine Brunnen von malerischer Gestalt sieht man auf allen Seiten; ein Pferd treibt das horizontale Rad, welches das Paternosterwerk bewegt — eine vertikale, mit Zähnen versehene Scheibe, über welche an Seilen irdene Krüge laufen, die das Wasser unten schöpfen und oben in einer Rinne ausgießen. Mir waren diese Brunnen alte, liebe Bekannte aus Syrien und Aegypten . . ."

Diese wenig eingehende Beschreibung zeigt dennoch bemerkenswerte Unterschiede zu den im Nordwesten der Halbinsel noch vorhandenen Wasserhebewerken[71]. Statt des horizontalen Rades finden wir dort eine gewaltige, senkrecht stehende Achse, deren Drehung durch Maulesel bewirkt wird. Ebenso auffällig ist die vertikale Scheibe mit den an Seilen befestigten irdenen Krügen, an deren Stelle in Nordportugal das mit hölzernen Schöpfeimern besetzte große Holzrad tritt. Andererseits liegt der Vergleich mit den aus Südspanien oft abgebildeten[72] und gelegentlich genauer beschriebenen[73] *norias* nahe. Auf die Verbindung mit ähnlichen Schöpfwerken im Orient weist, allerdings ohne nähere Einzelheiten anzugeben, auch Helmrich (94) hin, der sagt, daß in der Huerta von Valencia

„. . . die größeren Besitzungen . . . eigene *Norias* (tiefe Senk Brunnen) haben, aus denen die Grundwasser mit Schöpfrädern, ganz wie die Sakiehs in Aegypten und Syrien von Ochsen getrieben, nach Reservoirs empor gehoben, und aus diesen durch gemauerte Rinnen auf die Felder geleitet werden."

Die Bezeichnung *noria* für das Schöpfrad ist am verbreitetsten. Sie

---

[70] WS X, 102.

[71] Vgl. Krüger, WS X, 103 ff.

[72] Der deutsche Leser sei beispielsweise auf Fr. Christiansen, *Das spanische Volk.* Leipzig 1937, S. 324, hingewiesen.

[73] Vgl. W. Giese, *Brunnenschöpfräder der Mancha.* ZRPh LIV, 517—522.

findet sich außer in weiten Teilen Spaniens auch in Trás-os-Montes, und als *nora* im übrigen Portugal[74], wenn auch die Formen der Schöpfwerke teilweise erhebliche Unterschiede aufweisen[75]. Aus Andalusien — leider ohne nähere Ortsangabe — führt Waltl (206) das Wort an:

> „Das Wasser kömmt aus den tiefen Brunnen durch ein Schöpfrad *(noria)* das von ein oder zwei Ochsen in Bewegung gebracht wird; es fällt in eine Rinne und diese führt es in ein großes Behältniß, von dem es hingeleitet wird, wohin man will."

Nur in Katalonien kommt eine andere Bezeichnung vor. So berichtet Ziegler (I, 103) aus Villafranca del Panadés in Katalonien:

> „Man sieht in der Nähe hier und da Wassermaschinen angebracht, welche, *grua* genannt, von wesentlichem Nutzen sind, indem sie vermittelst eines Schöpfrades mit Eimern, welche meist von Pferden, Maulthieren oder Ochsen in Bewegung gesetzt werden, aus tiefen Gruben das Wasser zur Bewässerung der Felder herausholen."

Aus der Beschreibung geht hervor, daß mit den „Wassermaschinen" Wasserhebewerke wie die *norias* gemeint sind[76], obwohl *grua* eigentlich der Name für den Ziehbrunnen ist[77].

Je nach der Gegend wechseln die Tiere, mit deren Hilfe die *norias* in Bewegung gehalten werden. Im Nordwesten der Halbinsel werden Maulesel verwendet[78], Ziegler nennt für Katalonien Pferde, Maultiere oder Ochsen, Hackländer für Valencia Pferde[79], Helmrich dagegen Ochsen, und auch Waltl führt für Andalusien Ochsen an.

---

[74] Krüger, WS X, 103.

[75] Vgl. W. Giese, *Über portugiesische Brunnen.* WS XI, 1928, S. 65—73.

[76] Vgl. über die Wasserhebewerke im katalanischen Gebiet die aufschlußreiche Darstellung von Fr. de B. Moll, *Nomenclatura de les sínies del País Valencià i les Illes Balears,* BDC XXIV, 1936, 82—97.

[77] Vgl. Krüger, WS X, 101, Anm. 1.

[78] Krüger, WS X, 104.

[79] Ebenso werden nach Thede, VKR VI, 270 noch heute in der Albufera von Valencia Pferde verwandt.

b) *Acequias.*

Neben den Wasserhebewerken spielen die Berieselungsanlagen mit Hilfe von Flüssen und Bächen besonders in den Küstenebenen eine hervorragende Rolle in der spanischen Landwirtschaft. Über das kunstvolle System der *acequias* in der Huerta von Valencia schreibt Hackländer (I, 267):

„Die ganze unglaubliche Fruchtbarkeit der Ebene von Valencia, die ihr mit so vielem Rechte den Namen Huerta (Garten) erworben hat, hängt . . . von dem künstlichen Bewässerungssystem ab, wodurch das Wasser des Guadalaviar in einem Netze von Kanälen *(acequias)* und kleinen Gräben über die ganze Ebene verbreitet und bis zu jedem einzelnen Beete der unzähligen Gärten geleitet wird, von denen jeder, betrüge er auch kaum anderthalb Morgen, zu dem Unterhalte einer Familie hinreicht. Diese arabischen Wasserleitungen, welche das Wasser zuführen, sind gemauerte Kanäle, laufen oft zwei- oder dreifach über einander und sind in ihrem Fall und ihrer Aufstauung so richtig berechnet, daß tausend Jahre in dem Gebrauch keine Aenderung erzeugten.

Solcher Aderlässe — im Spanischen bedient man sich des Ausdrucks *sangrar* und *sangria* in dieser Bedeutung — muß der Guadalaviar auf seinem ganzen Laufe von etwa fünfundzwanzig Leguas nicht weniger als dreißig erleiden, von denen jedoch nur die acht letzten und bedeutendsten der Huerta von Valencia zu Gute kommen."

Und ergänzend hierzu berichtet Willkomm (I, 108/109), wie nur unermüdliche Tätigkeit der Bewohner und strengste Unterordnung unter die Vorschriften die reibungslose Abwicklung des komplizierten Bewässerungssystems ermöglichen:

". . . nur durch die größte Sparsamkeit und die gewissenhafteste Vertheilung des Wassers ist es möglich, daß alle diese Ländereien von Zeit zu Zeit (gewöhnlich aller 8 Tage) ihren gehörigen Antheil an Wasser bekommen, um frisch erhalten zu werden. Aus diesem Grunde kann der Arbeiter in der Huerta von Valencia niemals ruhen, denn zu der bestimmten Stunde, wenn die Reihe an sein Feld kommt, muß er zugegen sein, um die Schleussen zu ziehen oder zu schliessen und seine Aecker

zu bewässern, und wäre es auch um Mitternacht; denn eine einzige Stunde Zögerns würde eine ungeheure Störung in das ganze Bewässerungssystem bringen und großen Schaden verursachen. Um hierüber mit Strenge zu wachen und die Streitigkeiten schnell zu entscheiden, . . . besteht seit der Zeit der Mauren ein besonderer Gerichtshof, das *Tribunal de Acequieros* . . . Dieses Tribunal wird aus 7 Sindicos zusammengesetzt, welche von den Landleuten der Districte gewählt werden, die den 7 Acequias von Tormos, Rascaña, Mislata, Mestalla, Fabara, Rovella und Manises entsprechen. Die Bewohner des achten Districts, der großen Acequia de Moncada, gehören nicht unter diese Gerichtsbarkeit . . . Die erwähnten 7 Syndici sind einfache, in der Erbauung der Felder erfahrene Landleute, welche jährlich einen der Regidores de Justicia (Dorfrichter) von einer der zur Huerta gehörigen Ortschaften zu ihrem Präsident erwählen, und jeden Donnerstag um 12 Uhr Mittags sich zur Abhaltung des Gerichts unter dem am Constitutionsplatze gelegenen Portal der Cathedrale versammeln, welches den Namen Puerta de los Apostoles führt . . ."

Dieses *Tribunal de Acequieros* übt bekanntlich noch heute[80] heute wie in alten Zeiten seine Tätigkeit aus.

Eine besondere Einrichtung, die den Landleuten die Innehaltung der Berieselungszeiten erleichtert, schildert Willkomm (II, 30/31) aus der Vega de Granada. Im höchsten Turme der Alhambra, der Torre la Vela, ist eine Glocke aufgehängt.

„Diese Glocke ist dazu bestimmt, die Nacht hindurch den mit der Bewässerung der Vega beschäftigten Landleuten fortwährend die Stunde zu verkündigen, damit keine Irrung in der Zeit, wie lange ein Grundbesitzer das Wasser auf seinem Gebiet behalten darf, eintreten kann. Diese von den Mauren herrührende Anordnung wird folgendermaßen ausgeübt. Die Nacht ist in zwei Velas oder Wachen eingetheilt. Die Vela primera umfaßt die Zeit von 10 Uhr Abends bis Mitternacht, die Vela secunda die Zeit von Mitternacht bis 4 Uhr Morgens. Von 10 bis 11 Uhr thut die Campana la Vela, wie diese Glocke genannt

---

[80] Vgl. die Darstellung von Fr. Christiansen, *Die spanische Riviera und Mallorca.* Berlin 1929, S. 215/216.

wird, in regelmäßigen Zwischenräumen von 5 Minuten zwei Schläge, von 11 bis 12 Uhr drei. Von 12 bis 1 Uhr erschallt blos ein Glockenschlag, von 1 bis 2 Uhr zwei, von 2 bis 3 Uhr drei und von 3 bis 4 Uhr vier. Punct 4 Uhr wird Ave Maria geläutet und an die Glocke geschlagen."

c) *Navazos*.

Als eine weitere Form der Bewässerung, die wohl einzig dasteht, sind die *navazos* an der Küste des Atlantischen Ozeans in der Nähe von Cádiz anzusehen. Willkomm (II, 255) hat sie als einziger bei seinem Aufenthalt in Puerto de Santa María genau beschrieben:

„Da es hier . . . an Wasser zur Bewässerung fehlt, so machen die Bauern hinter der hohen Dünenkette, die sich längs des Strandes hinzieht, große viereckige Gruben in den Sand (denn das ganze Land besteht bis an den die Ufer des Guadalete bildenden Marschboden lediglich aus Flugsand), deren Niveau tiefer als der Spiegel des Meeres liegt. Das Meerwasser sickert nun langsam hindurch und erhält den Boden in diesen Gruben, die man „*Navazos*" nennt, fortwährend feucht, weshalb hier das herrlichste Gemüse und namentlich viele Feigen- und Mandelbäume . . . auf das Ueppigste gedeihen. Diese halb unterirdischen Gärten, die alle mit der größten Sorgfalt angelegt und von Rohrhecken umschlossen sind, machen mit ihren saubern Häuschen in dieser scheinbar so sterilen Gegend einen sehr freundlichen Eindruck . . ."

Ganz an der gleichen Stelle, zwischen Rota und Sanlúcar de Barrameda befinden sich noch heute diese Berieselungsfelder. „Son estos navazos excavaciones hechas en las dunas playeras, cuyo fondo se ve dos veces cada día humedecido de agua dulce que llega hasta allí por la presión del mar en la creciente de sus mareas", sagt der Verfasser einer modernen spanischen Abhandlung darüber[81]. Eine Beschreibung der *navazos* hat schon Fernán Caballero in ihrem Roman *Gaviota* gegeben[82].

---

81 Dionisio Pérez, *Guía del buen comer español*. Madrid 1929, S. 87.

82 Vgl. noch O. Jessen, *Südwestandalusien*. Gotha 1924, S. 40.

4. Landwirtschaftlicher Transport.

a) Der *carro chillón*.

Unter den landwirtschaftlichen Transportgeräten hat der Ochsenkarren, der *carro chillón*, wie er allgemein heißt, wegen seines auffallenden und urtümlichen Baues ganz besonders das Interesse der Reisenden erregt. Während er noch heute im ganzen nordwestspanischen Gebiet, vom Baskenland über Asturien, León und NW-Zamora bis nach Galizien, und in Portugal bis zum Tejo verbreitet ist, dem zentralen und südlichen Teil der Halbinsel aber fehlt[83], haben ihn die deutschen Besucher fast ausschließlich in den baskischen Provinzen beobachtet, da das übrige Nordwestspanien kaum von ihnen bereist worden ist. Daneben besitzen wir Darstellungen über den Ochsenwagen von Link und Bergh aus der Umgebung von Lissabon.

Wenn die Beschreibungen auch nur teilweise auf Einzelheiten eingehen, so stellen doch fast alle Reisenden die charakteristischen Merkmale des *carro chillón* heraus: das Fehlen des Speichenrades und die mit den Radscheiben fest verbundene und sich drehende Achse. So berichtet Rochau (II, 282) aus der Umgebung von San Sebastián:

> „Die Ackerwagen sehen aus als ob sie wenigstens seit zweitausend Jahren nach demselben Modell gezimmert würden . . . Es sind kleine und niedrige Karren, deren Räder durch volle Scheiben gebildet werden, die sich mit der Achse, an welcher sie festsitzen, ächzend und kreischend umdrehen."

Und ebenso schreibt Jariges (45) aus Irún:

> „Häufig fuhren winzige Bauerwagen, mit zwei Ochsen bespannt, bei uns vorbei; ihre ungeschmierten Räder, die keine Felgen haben, sondern eine große Scheibe bilden, welche, statt um die Achse zu laufen, sich mit dieser umdreht, machen ein unerträgliches Gekreisch, das man in den Berggegenden sehr weit hören kann . . ."

Wie diese beiden Reisenden führen alle übrigen — auch aus Portugal — an, daß die Räder des *carro chillón* volle Scheiben

---

[83] Krüger, WS X, 75.

bilden. Diese massive Form ist in ihrer Einfachheit sicher als die ursprüngliche anzusprechen. Heute tritt sie auf der Pyrenäenhalbinsel gegenüber den vielen verschiedenartigen von Öffnungen durchbrochenen Radformen stark zurück. Das volle Scheibenrad findet sich nur noch vereinzelt im Baskenland, etwas häufiger im Alto Minho und in Braga[84]. Als einziger erwähnt Humboldt (Spanienreise 130) Räder mit Segmenten, die er aber weniger in den Baskischen Provinzen als in Altkastilien beobachtet hat. So schreibt er aus Guipúzcoa:

> „Merkwürdig sind einem hier die Ochsenkarren. Sie sind sehr klein, so daß sie nur sehr wenig laden können, und haben statt der Räder große, ganz massive Scheiben, mit denen sich die Axe zugleich umdreht. Aehnliche Räder sah ich bis Segobia hin, nur daß außer dem Gebirg meist Oefnungen darin sind. Manchmal gehen Stöcke, wie zwei Sehnen, die die eine mit dem horizontal- die andre mit der perpendikular-Durchmesser des Rades parallel laufen, von einem Rade zum andern und alles übrige ist offen. Manchmal sind nur einige dieser Segmente offen, manchmal sind sie anders angeordnet, nie aber sah ich Speichen."

Diese Schilderung zeigt, daß in gewissen Gegenden anscheinend schon zu damaliger Zeit eine Fülle von verschiedenen Radformen ausgebildet war, ähnlich wie wir es noch heute auf einem so kleinen Gebiet wie Sanabria wahrnehmen können[85].

Eine genauere Beschreibung des Scheibenrades gibt Baumgärtner (12/13), der von den Ochsenkarren aus Tolosa sagt, sie

> „. . . sind sehr niedrig und haben nur zwei Räder, welche aus Pfosten bestehen; sie halten 30 Zoll im Durchschnitt, haben keine Speichen, sondern sind aus dem Ganzen. Das Sonderbarste an ihnen ist, daß die Achse an dem Rade festgemacht, und sich mit demselben in einem eisernen Ringe am Wagen umdreht. Auch sind die Räder an den Enden nicht breiter als einen Zoll, an der Achse aber stärker und mit einem, einen Zoll dicken und breiten, eisernen Reifen belegt."

---

[84] Krüger, WS X, 74.

[85] Vgl. die Radformen bei Krüger, GK 213 (Abb. 15).

Ähnlich berichtet auch Willkomm (Wanderungen I, 111) aus Somorrostro im Baskenland:

„Die beiden Räder sind meistens massiv von hartem Holz, mit starken eisernen Reifen versehen und außerdem auf beiden Seiten durch starke, kreuzweis gelegte Eisenbänder vor dem Zerspringen gesichert. Die Dicke dieser eisenbeschienten Holzscheiben beträgt höchstens anderthalb Zoll, weshalb sie mit Leichtigkeit durch Gestrüpp, hohes Gras, zwischen Gerölle und Felstrümmern durchkommen."

Gut ist die Beobachtung Baumgärtners, daß sich der mittlere Raddurchmesser nach der Achse zu verdickt, wie dies auch heute noch insbesondere für den spanischen Ochsenkarren mit massiven Rädern zutrifft[86]. Daß die Räder aus mehreren Stücken bestehen, deuten Baumgärtner und Link als einzige an, ohne allerdings die Anzahl der Radteile anzugeben. Nach Baumgärtner sind die Räder „aus Pfosten", während Link (III, 174) aus der Umgebung von Lissabon schreibt: „Die Räder sind nicht von einem Stücke, sondern . . . aus plumpen gefüllten Stücken zusammengesetzt . . ." Aus drei Planken besteht auch heute noch das Rad des *carro chillón* — sowohl das massive wie das mit Öffnungen versehene — in Navarra, im Baskenland[87], in Galizien[88] und in der Serra da Estrêla[89]. Fünfteilige Räder dagegen kommen in Sanabria, Zamora und León vor[90].

Über die Verbindung von Achse und Wagen sagt Baumgärtner, daß sich die Achse „in einem eisernen Ringe am Wagen umdreht". Diese Art der Befestigung ist ungewöhnlich. Nach Willkomm (Wanderungen I, 111) ist der Karren von Somorrostro anders gebaut:

„Die Räder selbst drehen sich gar nicht, indem sie fest an die an ihren Enden vierseitig zugeschnittene Axe angeschlagen sind, sondern es dreht sich die Axe, welche durch zwei verticale, an ihren untern Enden mit runden Löchern versehene Balken hindurchgeht, die zu dem eigentlichen Gerüste des

---

86 Aranzadi, FoCoEsp I, 322; vgl. auch Krüger, GK 212.
87 Aranzadi, FoCoEsp I, 322.
88 Ebeling, VKR V, 76.
89 Messerschmidt, VKR IV, 146.
90 Krüger, GK 212 ff.

Karrens gehören. In diesen Löchern bewegt sich die hölzerne Axe nur mit einiger Schwierigkeit, was den Vortheil bringt, daß der Karren, er mag leer oder beladen sein, selbst auf sehr abschüssigen Wegen dem Zugvieh niemals in die Beine rollt und ungehemmt stehen bleibt, wo man will."

Die Achse dreht sich bei den jetzt gebräuchlichen Karren mit den Rädern zwischen Holzkeilen, die beiderseits der Achse die darüber befindlichen Gabeln des Wagengestells durchstoßen. Oben stößt sie gegen ein an dem Unterrad der Gabeln befestigtes Holzstück[91]. Bergh (242/243) berichtet von einer ähnlichen Konstruktion der Bauernkarren aus der Umgebung von Lissabon:

„Hier drehen sich zwei große volle runde Scheiben, welche die Räder ersetzen, nicht um die Achse, sondern zugleich mit derselben und der Wagenkasten schwebt dann, über die Achse

herübergreifend, zwischen den hölzernen, radähnlichen Klötzen, wodurch oft durch die Reibung ein fürchterlicher Lärm entsteht . . ."

Diese Schilderung hat er durch die beigefügte Zeichnung verdeutlicht.

Auf den Wagenaufbau geht Lorinser (Neue Reiseskizzen I, 88) ein. Er schreibt aus der Gegend von Durango:

„An dem die Last enthaltenden Aufsatz, der auf diesen Rädern ruht und ganz die Form unserer aus vier Brettern zusammengeschlagenen Mistkarren hat, ragen an den vier Ecken lange, mit allen Krümmungen und Knorren, wie die Natur sie hervorgebracht hat, versehene, abgeschälte Stäbe in die Luft . . ."

Die abgeschälten Baumäste oder Holzspieße, die als Stützen für die zu befördernde Last in den Wagenboden eingelassen werden, sind

---

[91] Krüger, GK 204 f.; vgl. auch Aranzadi, FoCoEsp I, 328, und Messerschmidt, VKR IV, 146.

auch heute noch allgemein üblich. Je nach der Art der Verwendung des Wagens schwankt die Zahl zwischen vier und zehn[92]. Daneben sind Seitenwände, Vorder- und Rückwand entweder mit Flechtwerk oder mit Brettern ausgefüllt[93], wovon Lorinser aber nichts berichtet. Dieses Flechtwerk des Wagenaufsatzes erwähnen zwei Reisende aus dem Baskenland. So sagt Rigêl (1839; 56) von dem Ochsenkarren: „Ein aus Weiden geflochtener Korb ruht auf der Achse", während Humboldt (Baskische Reise 409) aus Oyarzun bei Durango bei der Schilderung eines Gehöftes schreibt: „Da stand die kleine knarrende mit einem Korb wie ein Schanzkorb umgebene Ochsenkarre . . ."

Mit dem Begriff des Ochsenkarrens ist unlöslich die Vorstellung des Ächzens und Knarrens verbunden. Die Reibung der mit den Rädern sich drehenden, ungeschmierten Achse an ihrem Lager erzeugt fortwährend einen schrillen, weithin vernehmbaren Ton, ohne den der Landschaft gewissermaßen aber doch etwas von ihrer Eigenart fehlen würde. Darauf hat schon Cervantes hingewiesen. Humboldt (Reiseskizzen 234/235) schreibt darüber aus Tolosa:

> „Das Gefühl, daß wir uns in einem fremden Lande befanden, wurde uns von den ersten Schritten in Guipuzcoa an auch durch ein sonderbares Geräusch erneuert, welches den Reisenden, ehe er daran gewöhnt ist, wunderbar überrascht. Es ist das knarrende Pfeifen der kleinen Ochsenkarren, denen man hier alle Augenblicke begegnet. Die Räder dieser Wagen sind nämlich vollkommene Scheiben, ohne getrennte Speichen; und statt daß sie sich um die Achse drehen sollten, dreht sich die Achse selbst mit ihnen um. Dies giebt ein so langsam gezogenes und doch eindringendes Pfeifen, daß es, besonders am Abend und in der Ferne gehört, so daß man nicht augenblicklich die Ursach davon entdeckt, einen sonderbar traurigen und schwermütigen Eindruck hervorbringt . . . Dies Pfeifen hat zu einem National-Sprichwort unter den Biscayern Anlaß gegeben; „da der Stier sich beklagen sollte", sagen sie, „thut es der

---

[92] Z. B. acht zumeist in der Serra da Estrêla (Messerschmidt, VKR IV, 151), zehn in der Provinz Lugo (Ebeling, VKR V, 80).

[93] Krüger, GK 221; Ebeling, VKR V, 80; Messerschmidt, VKR IV, 152 bis 153. Inzwischen sind noch einige Darstellungen lokaler Typen aus Nord- und Nordwestspanien gegeben worden.

Wagen." (Es ist unmöglich, die Kürze der Biscayischen Sprache, vorzüglich in sprichwörtlichen Redensarten, nachzuahmen. Hier z. B. sagt sie bloß: da der Stier klagen sollte, der Wagen, idiac erassi beharrean gurdiac.) — ein Beweis, wie auffallend diese einförmigen Klagetöne auch dem Volke gewesen sind und wie schon dieselben gleichsam zu der Physiognomie des Landes gehören."

Diese Schilderung Humboldts deckt sich überraschend mit dem Eindruck, den Krüger[94] von dem eigenartigen Geräusch des Ochsenkarrens in Sanabria empfing. Und das von Humboldt zitierte baskische Sprichwort verrät ebenso wie die von Aranzadi[95] angeführten Volkslieder aus Galizien und Burgos, daß der seltsame Reiz dieser langgezogenen Töne auch auf das Gemüt des Volkes seine Wirkung nicht verfehlt hat.

Die Frage, weshalb man sich nicht bemüht, das Ächzen des Wagens abzustellen, wird auch von den Reisenden aufgeworfen. Jariges (45) berichtet aus Irún, daß das „unerträgliche Gekreisch . . . wie man sagt, dazu dienen soll, die Wölfe zu verscheuchen". Und Link (III, 174/175) schreibt von den portugiesischen Ochsenkarren in der Umgebung Lissabons:

> „Einige Portugiesen sagten mir, das Geräusch der ungeschmierten Räder diene die Ochsen anzutreiben, andere behaupten, es verscheuche die Raubthiere, und sey in Hohlwegen von weitem zu hören."

Daß die Zugtiere durch das Knarren des Gefährts ermuntert werden sollen, wird auch von Bergh (242/243) angeführt: „. . . sie meinen, daß die Ochsen dadurch zu größerem Fleiß angefeuert werden . . ." Dasselbe behaupten noch heute die Bauern gewisser Gegenden der Halbinsel, wie Ebeling[96] aus der Provinz Lugo und Aranzadi[97] aus dem Baskenland bezeugen.

Im Grunde genommen aber sind es die landschaftlichen Verhältnisse im Verbreitungsgebiet des Ochsenkarrens, die die Bewohner veranlaßt haben, nicht auf das schrille Geräusch zu verzichten. Willkomm (Wanderungen I, 111/112) stellt dies

---

94 GK 196.
95 FoCoEsp I, 320.
96 VKR V, 55.
97 FoCoEsp I, 319.

deutlich heraus:

„Da nämlich die Gebirgswege gewöhnlich sehr schmal sind, oder es wenigstens viele Stellen gibt, wo zwei sich begegnende Karren einander nicht ausweichen können, so würde viel Unheil entstehen, wenn die Karren wenig Geräusch machten. Bei der geschilderten sonderbaren Einrichtung der baskischen Karren kann dies aber nicht so leicht vorkommen, denn das Schreien eines beladenen Karrens dieser Art hört man oft eine Viertelstunde weit. Dadurch gewinnen die Karrenführer, die mit den Wegen und Oertlichkeiten vertraut zu sein pflegen, hinlänglich Zeit, um sich eine zum Ausweichen geeignete Stelle zu suchen."

Die Richtigkeit dieser Ansicht wird von Aranzadi[98] bestätigt, der ebenfalls als Hauptzweck die Möglichkeit bezeichnet, sich rechtzeitig auf der *cambera* ausweichen zu können. In manchen Bezirken besteht übrigens heute die Vorschrift, daß der *carro chillón* von dem Lenker beim Durchfahren einer Ortschaft zu schmieren ist, wie Ebeling[99] aus Lugo und Messerschmidt[100] aus der Serra da Estrêla berichten.

b) Das Ochsengespann.

Jochformen.

So stark auch der *carro chillón* allgemein von den deutschen Reisenden beachtet worden ist, so gering ist andrerseits ihr Interesse daran gewesen, in welcher Weise die Ochsen an den Wagen gespannt werden. Nicht ein einziger erwähnt eine der mehr oder weniger kunstvollen Jochformen, die sich noch heute so zahlreich und mannigfaltig im ganzen Verbreitungsgebiet des Ochsenkarrens finden[101]. Es ist kaum anzunehmen, daß vor einem Jahrhundert nicht schon ähnliche Erzeugnisse der Volkskunst im Nordwesten der Pyrenäenhalbinsel vorhanden waren. Selbst ein so grund-

---

98 FoCoEsp I, 319.
99 VKR V, 55.
100 VKR IV, 143.
101 Vgl. Krüger, GK 174—176 (Abb. 10 u. 11); WS X, 47 ff.

legender Unterschied wie der zwischen Stirnjoch und Nackenjoch[102] scheint den Reisenden unbekannt geblieben zu sein.

Willkomm und Gail, die auf das Zuggeschirr des Ochsengespanns eingehen, haben ihre Beobachtung nicht in dem eigentlichen Gebiet des *carro chillón* gemacht, sondern in Andalusien, wo schwerfällige, hochräderige Karren mit Speichenrädern üblich sind. Immerhin sind ihre Schilderungen von Interesse. So schreibt Willkomm (II, 178) aus Utrera am Guadalquivir:

> „Ueberall waren die Landleute in der Olivenärndte beschäftigt und auf allen Wegen näherten sich schwerfällige zweirädrige Karren von Ochsen gezogen, hoch beladen mit glänzend schwarzen Oliven, langsam der Stadt. Merkwürdig ist der Kopfputz, den diese Ochsen tragen. Es ist ihnen nämlich auf der Stirn ein wohl zwei Fuß hohes dreieckiges Geflecht von Esparto befestigt, das mit lauter kleinen bunten Tuchfleckchen besetzt ist, was ganz seltsam aussieht. Eigenthümlich und sehr primitiv ist auch die Art und Weise, wie diese Karren in Bewegung gesetzt werden. Die Ochsen sind nämlich mit den Hörnern an ein an der Spitze der Deichsel befestigtes Queerholz, das zugleich als Kummet dient, angebunden und ziehen den Karren folglich mit dem Kopfe."

Aus der Schilderung geht einwandfrei hervor, daß die Ochsen an einem Stirnjoch angeschirrt sind. Die Form ist wahrscheinlich sehr einfach, da der Verfasser nichts weiter über das an den Hörnern befestigte „Querholz" zu sagen weiß. Auffällig ist der angeführte Kopfputz, um so mehr, als Gail (IV/V) ohne nähere Ortsangabe aus Andalusien ebenfalls darüber berichtet und das Gesagte durch eine Zeichnung illustriert. Er spricht von den andalusischen Getreidewagen, „deren Räder nicht selten aus ganzen Scheiben, meistens aber, anstatt des Eisenringes, aus doppelten Holzfelgen bestehen, wodurch die Räder eine ungeheure Höhe erhalten, und schon leer eine bedeutende Zugkraft erfordern". Der Wagen wird von einem einzigen Stier (Ochsen!) gezogen, „der auf dem Kopfe ein aufstehendes — durch farbige Bänder geziertes — Strohgeflecht sitzen hat".

---

[102] Ich folge der von Krüger angewandten Terminologie; vgl. insbesondere Krüger, HPyr C II, 27 ff.

Denselben Kopfschmuck der Ochsen in Andalusien hat auch Fischer (Reise 370) in Puebla del Conde auf der Grenze zwischen Extremadura und Andalusien beobachtet. Er schreibt darüber:

„Die Leiterwagen welche wir sahen, hatten Räder von der Höhe des ganzen Wagens, und die Ochsen waren mit kleinen spitzigen Kronen von bunten Papierschnitzeln verziert."

Die Zeichnung (Gail, Tafel IX) zeigt, daß der Ochse gleichfalls ein Stirnjoch trägt, das die Enden der Gabeldeichsel, durch Holzkeile gesichert, durchstoßen.

Ausschnitt aus der Zeichnung von Gail (Tafel IX)

Nicht direkt in Spanien, aber in unmittelbarer Nähe, auf französischem Boden, haben endlich Willkomm und Baumgärtner Ochsengespanne gesehen und beschrieben, jener in den Landes zwischen Langon und Bazas, dieser in Bayonne, der Stadt also, die mehr spanisch-baskischen als französischen Charakter trägt. Da Willkomm außerdem anschließend an seine Schilderung darauf hinweist, daß „die ganze Art und Weise der Bespannung" auch die bei den Ochsenfuhrwerken in Spanien gebräuchliche ist, können wir die Darstellungen zur Ergänzung des Gesamtbildes heranziehen.

So schreibt Willkomm (Wanderungen I, 5) über die Karren, die Holzlasten aus den Landes nach Bordeaux und Bayonne befördern:

„Jeder ist mit zwei Ochsen bespannt, welche den Karren mit dem Kopfe ziehen müssen, indem ihre Hörner mit starken Riemen an einen Querbalken angeschnallt sind, der an der Spitze der Deichsel befestigt ist und dem Ochsen auf dem Nacken liegt. Über diesen Querbalken pflegen die Bewohner der Landes ein langwolliges, sehr häufig indigblau gefärbtes Schaaffell zu binden, welches die Köpfe der Ochsen bis an die Augen verhüllt."

Und fast genau so berichtet Baumgärtner (7) aus der Nähe von Bayonne:

„Hier wird jedes Fuhrwerk mit Ochsen bespannt, und ein Pferd wird hier nur sehr selten gesehen. Die Ochsen ziehen und halten mit dem Kopfe wider, der mit Schaffellen bedeckt ist. Die Art ihrer Einspannung ist folgende: sie werden mit den Hörnern an eine drei Ellen lange Stange neben einander festgebunden; diese Stange wird an die Deichsel gerädelt, und so brauchen sie weder Stränge noch Joch."

Die wahrscheinlich sehr einfache „drei Ellen lange Stange" Baumgärtners, die an den Hörnern der Ochsen befestigt wird, ist natürlich das Joch, und zwar das Stirnjoch, ebenso wie der „Querbalken" Willkomms. Bei dem Schaffell, das den Kopf der Rinder bedeckt, handelt es sich entweder um das Jochpolster oder um ein Schutzfell, das über Kopf und Jochpolster gelegt ist, ähnlich dem noch heute in Sanabria gebräuchlichen[103].

Lenken des Gespanns.

Über das Lenken des Gespanns berichtet Willkomm (Wanderungen I, 113) ausführlich:

„Der Karrenführer geht, wie es bei den Ochsenfuhrwerken in Spanien gebräuchlich ist, vor den Ochsen her und treibt sie vermittelst einer mit einem kurzen Eisenstachel versehenen Stange, die dem einen der beiden Ochsen immer zwischen den Hörnern zu ruhen pflegt, von Zeit zu Zeit zum Gehen an; denn geschieht dies nicht, so bleiben die trägen Thiere, ehe man es

[103] Krüger, GK 179.

sich versieht, stehen. Uebrigens ist es zu verwundern, wie gelehrig diese Ochsen sind. Sie gehorchen dem Stachel des Treibers ebenso, wie ein Reitpferd dem Sporn des Reiters, und lenken links und rechts, gehen vor- und rückwärts, je nach der Art und Weise des Stachelns."

Übereinstimmend hiermit schreiben auch die anderen Reisenden, ebenfalls aus Portugal (Bergh 243; Link III, 175), daß der Führer dem Gespann vorausgeht. Doch schreitet er in Lugo (Galizien) auch dem Fuhrwerk zur Seite[104], was wohl dadurch bedingt ist, daß dort nicht selten zwei und mehr Jochpaare zum Ziehen verwendet werden. Einen interessanten Hinweis auf die Art, wie die Ochsen auf den Stich mit dem Ochsenstachel reagieren, bringt als einziger Gail (V), der aus Andalusien anführt: „. . . der Stier folgt seinem vorgehenden Führer sonderbarer Weise gerade auf die Seite hin, an welcher er einen Lanzenstoß erhält."

Hufbeschlag.

Die besonderen Verhältnisse des gebirgigen und steinigen Nordwestens der Halbinsel haben es notwendig gemacht, daß die Ochsen als überall verwendete Zugtiere für den *carro chillón* ähnlich wie anderswo die Pferde beschlagen werden, damit sich ihre Hufe nicht zu stark abnutzen. Zwei Reisende berichten hierüber aus dem Baskenland.

> „Die Zugochsen werden, was mir sonst nirgends vorgekommen ist, der rauhen schwierigen Wege halber beschlagen, und zwar mit zwei vollen Eisenplatten, die man unter jeden Fuß legt",

schreibt Rochau (II, 282) aus San Sebastián, während Willkomm (Wanderungen I, 113/114) uns aus Somorrostro (Vizcaya) weit ausführlicher insbesondere auch den Vorgang des Hufbeschlags der Tiere schildert, der besondere Maßnahmen erfordert:

> „Damit sich ihre Hufe auf den steinigen, rauhen Wegen, die oft Bachbetten ähnlicher sehen, als von Menschen gebahnten Pfaden, nicht abnutzen und Schaden leiden, werden sie, wie die

---

104 Ebeling, VKR V, 56.

Hufe der Pferde, beschlagen, freilich nicht mit Hufeisen, was der gespaltene Huf nicht erlaubt, sondern mit zwei, den beiden Abtheilungen des Hufes entsprechend großen Eisenplatten. Nichts ist komischer, als das Beschlagen dieser Ochsen. Da der Ochse nämlich nicht leicht so still hält, wie ein Pferd, und wegen seiner Hörner den Umstehenden gefährlich werden kann, so bindet man ihn an den Hörnern und Beinen fest. Zu diesem Zwecke findet man bei den Hufschmieden besondere Nothställe, welche der Hauptsache nach aus vier starken, paarweis gestellten Balken bestehen, die, ungefähr so hoch über dem Boden, als die Knie eines Ochsen, durch Querbalken verbunden sind. Soll nun ein Ochse beschlagen werden, so wird er in einen solchen Zwangsstall geführt, und zunächst mit den Hörnern an die beiden vordern Balken festgebunden. Sodann wird je ein Vorderfuß und je ein Hinterfuß emporgehoben, auf die erwähnten Querbalken gelegt und festgebunden, so daß der Ochse blos auf zwei Beinen steht. Und zwar bindet man die Beine immer über's Kreuz fest, nämlich entweder das rechte Vorder- und das linke Hinterbein, oder umgekehrt. Auf diese Weise kann der Ochse, er mag noch so bösartig sein, sich nicht rühren und muß sich willig beschlagen lassen."

c) Die Schleife.

Die Schleife, die sich als primitive Vorstufe zum Wagen noch heute in abgelegenen und unwegsamen Gebirgsgegenden der Pyrenäenhalbinsel, insbesondere im Gebiet der Hochpyrenäen findet[105], ist von den Reisenden fast gar nicht angetroffen worden, was auch bei den von ihnen eingehaltenen Reisewegen durchaus verständlich ist. Als einziger erwähnt Bastiano (309) dieses Transportmittel, und zwar aus Bilbao:

„Gegen zwei Uhr langte endlich das Gepäck an, es war auf Holzschlitten geladen und ward von Stieren gezogen, oder richtiger gesagt, geschleift; — auf eine langsamere Weise konnte es nicht gut befördert werden."

Da aber nichts Näheres über den Bau und das Aussehen der Schleife

---

[105] Vgl. Krüger, HPyr C I, 178 ff.

gesagt ist, läßt sich auch nicht feststellen, ob es sich hierbei um die sonst im Baskenlande verbreitete *lera*[106] oder um eine andere Form handelt. Fischer (Reise 52) erwähnt die Schleife nur aus Bayonne ohne nähere Beschreibung: „Überall sah man . . . beladene Maulthiere, und Schleifen mit Ochsen bespannt."

d) Pferde, Esel und Maultiere als Trag- und Reittiere.

Für den Raum der Hochpyrenäen hat Krüger[107] erschöpfend alle Formen des Saumtiertransports dargestellt. Es liegt auf der Hand, daß außerhalb dieses ureigensten Gebiets des Saumtiertransports, wo beispielsweise der Wagen fast vollkommen fehlt, die Beobachtung und Aufzeichnung ähnlicher Formen des ländlichen Verkehrs sehr viel spärlicher ausfallen mußte.

Die Beförderung von Lasten auf dem Rücken von Tieren erwähnen unsere Reisenden nur vereinzelt. Häufiger dagegen sprechen sie von auffälligen Sattelformen, besonders in Fällen, in denen sie selbst gezwungen waren, ihre Reise auf Maultieren oder Eseln zurückzulegen. So schreibt Plüer (56) aus Rebellosa bei Jadraque in Neukastilien:

> „An statt der Fuhren bedient man sich fast mehrentheils der Esel und Maulthiere, welche fast alles, auch selbst das Getrayde vom Felde auf ihren Rücken fortschleppen müssen. Weil das Land so sehr gebirgigt und die Wege insgemein schlecht sind, so kann man auch mit Fuhren nicht einmal allenthalben durchkommen."

Und ebenso berichtet Roßmäßler (II, 228) aus der Nähe von Burriana (Valencia):

> „Man brachte eben den Weizen vom Felde ein, und zwar auf dem Rücken der Pferde, die je 20 schwere Garben trugen. Für Fuhrwerke fehlte es durchaus an Wegen. Sie würden auf den überflutheten Wegen aus einem Loche in das andere fallen."

Beide Schilderungen zeigen, daß ebenso wie in dem von Krüger behandelten Gebiet, schwierige Wegeverhältnisse den Transport auf

---

[106] Krüger, HPyr C I, 207.

[107] Krüger, HPyr C I, 64—177.

dem Rücken von Tieren veranlaßt haben; in Neukastilien ist es der gebirgige Charakter der Landschaft, in der Húerta von Valencia die Feuchtigkeit des Geländes. Von irgendwelchen Traggestellen oder Haltevorrichtungen für die Lasten wird leider nichts erwähnt.

Bei den von den Reisenden beschriebenen Sätteln handelt es sich fast immer um solche, die ihnen wegen ihrer ungewöhnlichen oder primitiven Form aufgefallen sind. Ihr doppelter Verwendungszweck für den Transport von Lasten wie zum Reiten ist mitunter noch deutlich zu erkennen. Aus Pollenza auf Mallorca berichtet Willkomm (Balearen 135):

> „. . . der Conductor (hatte) mir ein Maulthier und meiner Tochter einen Esel als Reitthiere zur Verfügung gestellt. Nach mallorquinischer Sitte besaßen aber beide Thiere weder wirkliche Sättel noch Steigbügel, sondern trugen zwei über den Rücken gehängte, aus Espartogeflecht verfertigte Körbe (wie dergleichen auch in Spanien, wo sie „serones" genannt werden, üblich sind), über welche eine zusammengelegte „Manta" (Wolldecke, Pferdedecke) gebreitet und mit Stricken festgebunden war. Auf diese setzt man sich — Mann oder Frau — der Quere nach („a la contrabandista", wie der Andalusier sagt) und treibt das Thier, welches oft nicht einmal einen Zügel, sondern blos ein Halfter mit einem Lenkseil trägt, mit einer Ruthe oder Gerte an."

Und übereinstimmend hiermit schreibt auch Thienen-Adlerflycht (205) von seinem Aufenthalt auf Mallorca:

> „Wir saßen sehr bequem auf unseren Thieren (d. s. Maultiere), welche höchst einfach gezäumt und gesattelt waren, oder vielmehr sie waren gar nicht gesattelt. Wir saßen wie auf einer Bank breit auf einem Sitz, welcher dadurch auf dem Rücken des Thieres entsteht, daß ihm zwei große Körbe von Espartograsgeflecht, der eine rechts, der andere links, aufhängen. Diese Körbe werden bedeckt mit einer Lage Schaaffelle, auf welchen man sich ebenso weich als bequem befindet. Von diesem Sitz aus erhielten wir uns an einem einfachen Strick, welcher dem Thiere um die Nase gebunden war, in beständigem Verkehr mit letzterem."

In beiden Fällen haben wir also improvisierte Reitsitze vor uns, denn die Espartokörbe sind ohne weiteres als Traggeräte zur Beförderung von Lasten erkennbar. Hier wie im ganzen katalanischen Kulturgebiet und auch in anderen Teilen der Halbinsel sind die Körbe aus Esparto hergestellt, im Gebiet der Hochpyrenäen verwendet man Weidenrutengeflecht[108]. Sie dienen in erster Linie dem Transport von Wasserkrügen und von Dünger, daneben aber auch von anderen Gegenständen[109]. Die gleiche Reitsitte findet sich noch heute auf den Balearen, doch verwendet man statt der Espartokörbe auch aus den Wedeln der Fächerpalme geflochtene. Sie werden über den Packsattel gelegt[110].

Ihren Charakter als Packsättel verraten auch die Reitsitze, mit denen Hackländer in der Sierra Morena und Roßmäßler bei Murcia auf ihrer Reise vorlieb nehmen müssen. Hackländer (II, 216) führt aus Santa Elena an:

> „Unsere Esel hatten weder Zaum noch Halfterstrick, weder Steigbügel noch Sattel. Die Stelle des letzteren vertrat ein breites hölzernes Gestell mit aufgeschnalltem Strohkissen, das aber zu breit war, um sich rittlings darauf setzen zu können, wir mußten es deshalb so besteigen, daß wir beide Füße nach einer Seite herunterhängen ließen und nun streben, das Gleichgewicht so gut wie möglich zu behalten."

Immerhin bequemer sitzt Roßmäßler (II, 111/112) auf seinem Grautier, von dem er ausführlich schildert, wie es gesattelt ist:

> „Unmittelbar auf dem geduldigen Eselsrücken liegt ein starkes, aber gepolstertes dachförmiges Gestell von Holz, welches mit einem Espartogurt unter dem Bauche befestigt ist. Darüber liegt eine dicke aus Esparto geflochtene Decke, welche an jeder Seite in einen spitzen Sack ausläuft; über dieser liegt fast immer ein dickwolliges Schaffell als höchst behagliches Sitzpolster. Um das Maul hatte der gute Graue als Zügel einen schlichten Espartostrick."

---

[108] Krüger, HPyr C I, 117.

[109] Vgl. Krüger, HPyr C I, 104, 105, 116.

[110] Erzherzog Ludwig Salvator, *Die Balearen*, Würzburg-Leipzig 1897, I, 351, 359; II, 366.

Das gepolsterte dachförmige Gestell von Holz erinnert lebhaft an den in einem Teil der Hochpyrenäen unter dem Namen *bast* verbreiteten Packsattel, der als Unterlage für das zur Beförderung von Lasten gebauchte leiter- oder gatterartige Gestell dient[111].

Zwei Reisende erwähnen endlich noch Frauensättel. Arnim (437) wird in Urnieta bei Tolosa (Guipúzcoa) Zeuge eines immerhin ungewöhnlichen Anblicks. Er sieht

> „. . . zwei Frauen auf einem Esel reitend . . ., aber nicht etwa hinter einander, oder daß sie den Rücken des Esels berührt hätten, nein; auf jeder Seite desselben saß eine der Frauen ganz bequem auf einer Art Stuhl, der mit demjenigen auf der andern Seite des Esels über dessen Rücken weg, verbunden war . . .“

Dasselbe berichtet Rigel (1839; 29/30) aus der Umgebung von Bayonne:

> „In der Nähe der Pyrenäen besteht noch die eigene Gewohnheit, daß man zu zweien oder dreien auf einem Pferde oder Esel reitet. Dies nennt man dort das Reiten *en carcolet*. Es hängt nämlich auf jeder Seite des Thieres ein mit Rück- und Nebenlehnen versehener Sessel, worauf eine Person Platz hat. Des Gleichgewichtes wegen nimmt der Leichtere einen Stein auf den Schoß; doch erfordert das Absteigen einige Vorsicht, wenn es für den Einen oder den Andern nicht halsbrechend seyn soll. Für zwei ist es am rathsamsten, wenn sie zugleich abspringen; reiten aber ihrer drei zusammen; so macht sich der auf dem Rücken des Thiers Sitzende zuerst auf den Boden und erleichtert das Absteigen dadurch, daß er auf einer Seite den Sessel festhält.“

Meistens aber reiten die Frauen der Landleute auf längeren Strecken einzeln auf Eseln und Maultieren. Hierüber berichtet auch Humboldt (Spanienreise 285) aus Vendrell bei Villafranca (Katalonien):

> „In Vendrell nahm ich für meine Frau und Kinder Esel . . . Meine Frau hatte einen Sattel, wie ihm hier die Bauerfrauen häufig brauchen, mit einer Stricklehne hinten und zur Seite. Einen solchen Sattel nennt man hier Senganillas.“

---

111 Krüger, HPyr C I, 139.

Neben der von Humboldt angedeuteten einfachen Form finden sich diese Frauensättel beispielsweise im Pyrenäengebiet in der verschiedensten Ausprägung, mit Holzstützen, gepolsterten Sitzen sowie Seiten- und Rückenwänden[112]. Auch die von dem Verfasser angeführte Bezeichnung (= *enganillas;* verhört aus *las enganillas?*) kommt im katalanischen Pyrenäengebiet mit verschiedenen mundartlichen Abweichungen vor, z. B. als *enganillas, anganilles, arganilles, ankanilla*[113].

5. Bienenzucht.

Über die Bienenzucht in Spanien liegen nur wenige Mitteilungen der deutschen Reisenden vor. Immerhin haben mehrere von ihnen Charakteristisches beobachtet. Es ist die schon aus römischer Zeit stammende Sitte, Bienenstöcke aus Rindenstücken hohler Baumstämme herzustellen. Krüger[114] führt als Verbreitungsgebiet Portugal, Galizien, Teile Sanabrias, den Bierzo und die Montaña an, ohne die dazu verwendeten Bäume näher zu bezeichnen.

Unsere Reisenden haben sie auch in anderen Teilen der Halbinsel angetroffen[115]. So berichtet Loning (355) aus Unteraragón, daß der Landmann starke Bienenzucht treibe:

> „Die Bienenkörbe bestehen aus hohlen Baumstämmen und liegen bei dreißigen auf einander mitten im Gebirge, stundenweit vom Orte entfernt. Der Besitz der Bienen aber ist so heilig, daß Niemand es wagen würde, seinen Nächsten zu bestehlen. Ich habe mich mehrere Male hiernach erkundigt, ob dieser Fall je vorgekommen sei, aber immer zur Antwort erhalten, daß kein Bewohner des Orts sich dessen erinnern würde."

Eine besondere Art der Aufstellung schildert Plüer (274) vor ihm:

---

112 Krüger, HPyr C I, 171/172.

113 Vgl. Krüger, HPyr C I, 172.

114 WS X, 108.

115 Inzwischen ist die umfassende Untersuchung von W. Brinkmann, *Bienenstock und Bienenstand in den romanischen Ländern.* Hamburg 1938, erschienen.

„Auf der Sierra Morena waren hin und wieder Behältnisse für Bienenstöcke: eine im Kreise gezogene Mauer schloß sie ein, und verwahrte sie vor wilden Thieren. Die Bienenstöcke sind, so viel wir wissen, in ganz Spanien von Baumrinden, und am meisten von den Rinden der Eichen."

Es bleibt zweifelhaft, ob hiermit die immergrüne Eiche oder die Korkeiche gemeint ist. Daß die letztere vielfach zu Bienenstöcken verwandt wird, bestätigen uns zwei Reisende aus Andalusien und aus Algarve[116]. So schreibt Willkomm (II, 262), als er sich in der Nähe von Arcos aufhält:

„In den alten hohlen Korkeichen der Umgegend nisten viele wilde Bienen, deren Honig von diesen Hirten in großer Menge gesammelt . . . wird. Auch bemerkte ich eine Menge künstlicher Bienenstöcke, die sämmtlich aus großen Rindenstücken der Korkeiche verfertigt waren."

Und Link (II, 169) ergänzt dies aus Palma in Algarve, denn die Rinde des Korkbaumes *(sovereira)* dient, „außer dem überall bekannten Gebrauche als Korkholz, hier noch zu Bienenstöcken".

Von diesen übereinstimmenden Zeugnissen über das Material der Bienenstöcke weicht eine Mitteilung Plüers (57) auffallend ab, der von der Fahrt zwischen Paredes (Altkastilien) und Jadraque berichtet:

„Auf der Reise habe ich verschiedentlich vornehmlich in Alt-Castilien, unten an den Berg gelehnte kleine steinerne Häuserchen wahrgenommen, worinn Bienen verwahret wurden."

---

[116] Auch auf Sardinien sind Bienenstöcke aus Korkrinde gebräuchlich (M. L. Wagner, *Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache.* Heidelberg 1921, S. 83.)

II. Das spanische Haus.

Inhaltsverzeichnis.

Bibliographie 68

1. Das spanische Bauernhaus 69
   a) Der baskische *caserío* 69
   b) Das Hochpyrenäenhaus 78
   c) Das niederaragonische Bauernhaus 83
   d) Das Bauernhaus der Huerta von Valencia 85
   e) Das Bauernhaus der Alpujarras 89

2. Das spanische Stadthaus 92
   a) Das andalusische Haus 92
      Sevilla 92
      Cádiz 96
   b) Das murcianische Haus 97

3. *Posada* und *venta* 100

4. Höhlenwohnungen 106

Bibliographie.

Almela y Vives, F., *Alquerías de la huerta valenciana.* Valencia 1932.

Arco, R. del, *La casa altoaragonesa.* Madrid 1919.

Baeschlin, A., *La arquitectura del caserío vasco.* Barcelona 1930.

Bernt, R., *Die Bauernhäuser der Provinz Granada.* Diss. Stuttgart 1934.

Bergmann, W., *Studien zur volkstümlichen Kultur im Grenzgebiet von Hocharagon und Navarra.* Hamburg 1934.

García Mercadal, F., *La casa popular en España.* Madrid-Barcelona 1930.

Giese, W., *Nordost-Cádiz.* Halle 1937.

Hielscher, K., *Das unbekannte Spanien.* Berlin o. J.

Jessen, O., *Höhlenwohnungen in den Mittelmeerländern.* Petermanns Mitteilungen 1930.

— *La Mancha. Ein Beitrag zur Landeskunde Neukastiliens.* Hamburg 1930.

— *Südwestandalusien.* Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft 186. Gotha 1924.

Jürgens, O., *Das spanisch-maurische Wohnhaus.* Mitteilungen aus Spanien II, 1918, S. 136—148.

— *Spanische Städte. Ihre bauliche Entwicklung und Ausgestaltung.* Hamburg 1926.

Krüger, F., *Die Hochpyrenäen.* A: *Haus und Hof.* Bd. I und II. Hamburg 1936, 1938.

— *Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete.* Hamburg 1925, S. 48 ff.

— *Die nordwestiberische Volkskultur.* WS X, 1927, 109—125.

Quelle, O., *Beiträge zur Landeskunde von Ost-Granada.* Hamburg 1914.

Thede, M., *Die Albufera von Valencia.* VKR VI, 1933. (Das Haus der Albufera: S. 225—263).

Torres Balbás, L., *La vivienda popular en España.* FoCoEsp III. Barcelona 1930, S. 139—502.

Urabayen, L., *Geografía humana de Navarra.* 2 Bde. Madrid 1929, 1932.

Voigt, P., *Die Sierra Nevada.* Hamburg 1937.

Wilmes, R., *Der Hausrat im hocharagonischen Bauernhause des Valle de Vió.* VKR X, 1937, 213—246.

Yrizar, J. de, *Las casas vascas.* San Sebastián 1929.

Das spanische Haus ist ähnlich wie andere volkskundliche Dinge meistens dann Gegenstand der Beachtung und Schilderung seitens der deutschen Spanienreisenden, wenn es sich in Aussehen, Bauart und Einrichtung auffällig von heimischen Formen unterschied. Wo das malerische Element, wie beim baskischen *caserío* oder beim andalusischen Stadthaus hinzukam, haben die Besucher mit besonderer Liebe und Sorgfalt das Bild dieser Bauten entworfen. Im übrigen dürfen wir, trotz der vielen Reiseschilderungen, auch bei der Behandlung der Hausformen keine Vollständigkeit erwarten. Reiseweg, Beobachtungsgabe des einzelnen und Lust zum Darstellen dieser Dinge spielen vielfach bei der Entstehung der Schilderungen eine entscheidende Rolle.

So habe ich aus dem vorhandenen Material das Geeignete herausgegriffen und nacheinander in vier Abschnitten: das spanische Bauernhaus, das spanische Stadthaus, *Venta* und *Posada* sowie die Höhlenwohnungen behandelt. Beschreibungen des Bauernhauses aus den nordwestlichen und westlichen Provinzen fehlen vollständig, da diese Gebiete zu wenig bereist worden sind. Die Darstellungen über das Bauernhaus beschränken sich daher auf den Norden, die Huerta von Valencia und die Alpujarras. Umgekehrt war das Stadthaus besonders im Süden der Halbinsel Gegenstand der Schilderung. *Venta* und *Posada*, diese für das Reisen in damaliger Zeit so wichtigen Einrichtungen, werden hauptsächlich für das dünn besiedelte Neukastilien aufgeführt.

1. Das spanische Bauernhaus.

a) Der baskische *caserío*.

Von den verschiedenen Arten von Wohnbauten, die das Baskenland aufweist — Yrizar[1] teilt sie ein in *torres, palacios, casas populares urbanas* und *caseríos* —, ist der *caserío* als die am weitesten

[1] J. de Yrizar, *Las casas vascas*. San Sebastián 1929.

verbreitetste Form insbesondere des ländlichen Hauses auch fast ausschließlich von den deutschen Reisenden eingehender beschrieben worden. Seine charakteristischen Merkmale, das stattliche Aussehen und die die Aufmerksamkeit fesselnde Einzellage, welche vorherrscht, reizten besonders zur Schilderung.

Nur an einer Stelle spricht ein Reisender auch von einem anderen Haustyp im Baskenland. So erwähnt Rochau (II, 292) aus Pasajes die Behausungen, in denen die Fischerbevölkerung lebt:

> „Die Vorderseite der Häuser, welche durchweg dem Wasser zugekehrt ist, hat große hölzerne Balkons, welche zuweilen weit über die Fluthen vorspringen, zuweilen aber auch in das Haus hineingebaut sind. Hellfarbig angestrichenes Holzwerk und ein paar Blumentöpfe auf den Balkons geben manchem der Häuser von Pasajes trotz der deutlichen Spuren der Altersschwäche . . . einen ganz freundlich wohnlichen Anstrich."

Nach Yrizar[2] sind diese Häuser neueren Ursprungs, ohne daß Näheres über ihre Entstehungsgeschichte bekannt ist. Sie können — worauf Rochau nicht eingeht — ein- oder mehrstöckig sein, zeichnen sich aber immer durch die auch von ihm genannten, über die ganze Breite der Fassade sich erstreckenden Balkons aus.

Der Ursprung des *caserío* ist ungeklärt. Die Theorie von Frankowski, der ihn auf die *palafitos* zurückführen will, wird, offenbar mit Recht, von Yrizar[3] abgelehnt. Yrizars eigene Annahme, daß der *caserío* aus dem Mensch und Vieh unter einem Dach vereinenden Einraumhaus entwickelt worden ist, hat viel für sich.

Über die ältere Form der *caseríos* besitzen wir eine Darstellung Humboldts (Baskische Reise 409/410) aus der Nähe von Oyarzun (Durango):

> „*Caserio.* Ziemlich hohes halb aus Steinen halb aus Holz gebautes Haus von zwei Stockwerken. Flach ablaufendes Dach ohne Schornstein. Von hölzernen Pfeilern unterstützter Vorflur (Porticus). Da stand die kleine knarrende mit einem Korb

---

[2] Yrizar, a. a. O. 69.

[3] A. a. O. 74.

wie ein Schanzkorb umgebene Ochsenkarre, andres Geräth, frische Eichenzweige. Haus, Stall und Boden unter einem Dach. Eine Wittwe bewohnte ihn mit ihren Kindern. Der Sohn, ein hübscher großer kräftiger Mann, kam mit den beiden Ochsen zu Hause. Er ließ sie in den Stall, und sie steckten treuherzig ihre Köpfe durch die dazu gemachten Oeffnungen in die Küche, um zu sehn, ob man ihnen etwas gäbe. Denn die Krippe ist in der Küche, und in der Wand, welche Küche und Stall sondert, sind Löcher für jedes Haupt Vieh (meist zwei) gemacht, wodurch sie die Köpfe zum Fressen stecken. Der Ochse, der Gefährte der Arbeit, also nicht ausgeschlossen vom Familiencirkel. Die Küche ohne Schornstein, schwarz. Daneben ein paar Kammern zum Schlafen. Oben Stroh und Kornboden, auch einige Kammern und über der Küche ein kleiner Boden, den Mais zu trocknen. Neben dem Hause daran angebaut ein Backofen . . ."

Diese knappe Schilderung enthält schon vieles, was für den *caserío* typisch ist. Das Alter des beschriebenen Hauses wird gekennzeichnet durch Humboldts Angabe, daß es „halb aus Steinen halb aus Holz" gebaut ist. Dies trifft auf die ältesten *caseríos* zu, deren Mauern im Erdgeschoß aus Bruchsteinmauerwerk *(mampostería)* bestehen, während das obere Stockwerk aus Fachwerk errichtet ist, das mit Planken verschlossen ist[4]. Eine Verbesserung stellt der Ersatz der Planken und das Ausfüllen des Fachwerks mit Bruchsteinen oder Ziegeln dar[5].

Zu dem Äußeren paßt auch das Innere des Hauses, denn Dach und Küche besitzen nach Humboldt keinen Schornstein. Der Rauch sucht also wie in allen nach altem Stil gebauten *cocinas* Spaniens seinen Auslaß durch das Gebälk des Daches und die Tür. Sehr interessant ist, was Humboldt über die Unterbringung des Viehs zu berichten weiß. Daß die Krippen der Ochsen mit der Küche in Verbindung stehen, findet sich auch heute noch vereinzelt in baskischen *caseríos*[6]. Yrizar[7] gibt dafür als Beispiel den

---

[4] Yrizar, a. a. O. 92 und Tafel LXVI.
[5] Yrizar, a. a. O. 93; Fig. 53 und Tafeln LIV, LVI, LXI, LXXIX.
[6] Yrizar, a. a. O. 91.
[7] A. a. O. Fig. 51.

Grundriß eines von zwei Familien bewohnten Bauernhauses aus Mallavia.

Nach einem längeren Aufenthalt im Baskenlande äußert sich Willkomm (Wanderungen I, 216/217; 221/223) ausführlich über den baskischen *caserío:*

„Ich habe schon zu wiederholten Malen erwähnt, daß die Landschaften der baskischen Provinzen besonders deshalb so anmuthig sind, weil sich dort eine enorme Menge einzeln stehender Häuser und kleiner Gehöfte befinden, welche über Berg und Thal ohne alle Ordnung umhergestreut sind und deren Erbauung häufig blos die respective Lage, die Bequemlichkeiten, welche das Terrain, die Nähe des Wassers u. dgl. m. darboten, veranlaßt zu haben scheint. Die älteren dieser sogenannten *Caserios* . . . bewahren den eigentlichen Typus der baskischen Bauart und sind deshalb einer sorgfältigen Schilderung werth. Abweichend von dem Baustyle der ländlichen Wohnungen anderer Gegenden Spaniens, und vielleicht Europa's überhaupt, sind bei den baskischen Landhäusern die Giebelseiten am breitesten. Das Haus besteht gewöhnlich aus einem Erdgeschoß und einem obern Stockwerk. Der Haupteingang, hoch und breit genug, um ein beladenes Pferd oder Maulthier hindurchzulassen, befindet sich stets auf derjenigen Giebelseite, welche die vordere Seite des Hauses vorstellt . . .

Das Dach des Hauses ist flach, mit Hohlziegeln gedeckt und springt rings herum zwei Ellen weit oder auch noch weiter über die Mauer des Hauses vor, damit das Regenwasser nicht an den Wänden hinablaufe; denn Rinnen pflegen nicht gebräuchlich zu sein. Der unter dem Dache befindliche Boden, welcher zur Aufbewahrung des Getreides u. s. w. dient, besitzt gewöhnlich gar kein Fenster, sondern erhält das Licht durch große Oeffnungen im Giebel, oder, wenn wie oft das Dach noch um einige Ellen über die Decke des obern Stockwerkes erhaben ist, in den Seitenwänden. Diese Oeffnungen werden zugleich benutzt, um das Getreide, Stroh, Heu u. dgl. m. heraufzuziehen. Nicht selten fehlt ein großer Theil des Giebels oder der Seitenwände gänzlich, so daß das Sparrwerk des Daches blos auf hölzernen Säulen ruht, welche in der Mauer befestigt

sind. Häufig besteht der ganze obere Theil des Hauses aus Holz, gewöhnlich jedoch sind die Häuser gänzlich aus Steinen aufgeführt. Bisweilen ist an einer der Seitenwände im oberen Stockwerk eine offene, mit hölzernem Geländer versehene Gallerie angebracht, die von dem vorspringenden Dache überschattet wird, ganz ähnlich wie bei den Bauernhäusern in der Schweiz oder an den ältern Bauernhäusern in der Lausitz, wo man diesen Theil des Hauses die „Vorbühne" zu nennen pflegt . . .

Den Eingang des Wohnhauses beschatten häufig ein paar alte Nußbäume, Eichen oder Kastanien mit von Epheu oder Weinreben umschlungenen Stämmen und malerisch durchrankten Kronen; auch ist der Eingang wohl von einer Rebenlaube überdeckt, deren Ranken sich durch das rothe Balcongeländer hindurchschlingen und bis zum Dache hinaufgreifen . . . In Guipuzcoa sind die Caserios fast überall von wahren Hainen von Äpfelbäumen umgeben; in Vizcaya werden in der Tierra baja die Äpfelplantagen durch Weingärten, in der Tierra alta durch Nußbäume und Kastanien ersetzt."

Die zerstreute Einzellage ist, worauf Willkomm hinweist, eines der charakteristischsten Merkmale des *caserío*. Wenn er die auffällige Tatsache herausstellt, daß bei den baskischen Bauernhäusern die Giebelseiten am breitesten sind, so muß hier die Einschränkung gemacht werden, daß der Grundriß ebenso häufig quadratisch wie rechteckig ist[8]. So berichtet auch Bergh (376) aus der Nähe von Mondragón in Guipúzcoa:

„Die Häuser sind quadratisch, unten und an den Seiten ganz aus Stein; die vordere und hintere Wand mit einigen Ständern, die durch ihren rothen Anstrich bei dem sonst weißen Bewurf der Häuser doppelt kenntlich hervortreten; ein zu beiden Seiten flach geneigtes, weit vorragendes Ziegeldach."

Was das verschiedene beim Bau des *caserío* verwendete Material anbetrifft, von dem Willkomm spricht, so wurde die Entwicklungsreihe oben bereits angedeutet. Das ganz aus Stein aufgeführte

---

[8] Yrizar, a. a. O. 90.

Haus, bei dem das Fachwerk vollkommen fehlt, stellt die jüngste Form dar[9]. Beispiele für das von Willkomm erwähnte Fehlen eines Teiles des Giebels, „so daß das Sparrwerk des Daches blos auf hölzernen Säulen ruht", finden sich auch heute noch bei älteren Bauten, besonders in Vizcaya[10]. Interessant ist die Beobachtung des Verfassers, daß an einer Seitenwand im oberen Stockwerk zuweilen eine hölzerne Galerie angebracht ist. Yrizar[11] gibt hierfür ein Beispiel aus Amorebieta (Vizcaya).

Genauer als Willkomm bezeichnet Humboldt den durch den Eingang gebildeten Raum in der bereits angeführten Schilderung (Humboldt, Baskische Reise 409) als einen „von hölzernen Pfeilern unterstützten Vorflur (Porticus)". An einer anderen Stelle des Tagebuches (Humboldt, Baskische Reise 411) notiert er aus Durango:

> „Wieder Spatziergänge auf Caserios . . .
>
> Die Häuser ländlich entzückend. Die ofne Laube des Flurs stützt eine steinerne Säule. Auf jeder Seite streckt ein stämmiger Weinstock seine Reben an der Wohnung aus, überrankt sie mit dichtem Laub und farbigen Trauben und strebt sich um das mittlere Fenster herum zu vereinigen. Manchmal umrankt auch Ein einziger herumgezogener mehrere Seiten des Hauses."

Dieser säulengetragene Flur, den Humboldt in einer Skizze festzuhalten versucht hat, und der den Namen *portalón* trägt, kommt bei fast allen baskischen *caserios* vor. Gewöhnlich nimmt er, wie auf Humboldts Zeichnung, die Mitte der Giebelwand ein, doch gibt es auch Häuser, bei denen er an eine Ecke verlegt ist[12]. Der Pfeiler (bisweilen auch mehrere), der die Balken der Giebelwand stützt, ist, wie auch Humboldt berichtet, entweder aus Stein[13] oder, meist bei älteren Häusern, aus Holz[14]. Daneben

---

9 Yrizar, a. a. O. 94.

10 Yrizar, a. a. O. Fig. 57; Tafel, LXI, LXXI, LXXVII. Baeschlin, *La arquitectura del caserío vasco*, Barcelona 1930, 164.

11 Tafel LIV.

12 Yrizar 95; vgl. Fig. 50; Tafel LVI. Baeschlin 92, 198.

13 Yrizar, a. a. O. 94; Tafel LIV, LIX, LXII, LXIII u. a.

14 Yrizar, a. a. O. Tafel LVI, LXI, LXVI. Baeschlin 92.

kommen Säulen aus Holz und Stein kombiniert vor[15]. Heute zeigen viele *caserios* gemauerte Portale in Bogenform, was auf städtischen Einfluß zurückzuführen ist[16].

Wie Humboldt von Weinstöcken spricht, die die Eingangsfront überziehen, und sie auch auf seiner Skizze darstellt, so erwähnt Willkomm in seiner Schilderung ebenfalls Weinreben und Weinlauben als Schmuck des *caserio*. Beides findet sich noch heute häufig an den Bauernhäusern, besonders in Guipúzcoa und Vizcaya[17].

Das Innere des baskischen Hauses schildert Willkomm (Wanderungen I, 217—220) gleichfalls sehr eingehend:

> „Der Haupteingang, hoch und breit genug, um ein beladenes Pferd oder Maulthier hindurchzulassen, befindet sich stets auf derjenigen Giebelseite, welche die vordere Seite des Hauses vorstellt. Durch denselben tritt man in einen Raum, dessen Boden mit Ziegeln oder Steinen gepflastert zu sein pflegt, auch wohl blos aus festgestampftem Erdreich besteht. Dieser Raum ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie, ihr Arbeits- und Speisezimmer, weshalb sich in demselben auch stets der Feuerheerd befindet, auf dem die Speisen bereitet werden. Neben dem Heerde, über dem gewöhnlich ein großer pyramidaler Rauchfang angebracht ist, pflegt, wie überall in Spanien, das gesammte Küchengeschirr auf hölzernen Regalen aufgestellt oder an in der Wand befestigten Nägeln reihenweis aufgehängt zu sein. Auch stehen in der Nähe des Heerdes in Vertiefungen der Mauer die großen irdenen Krüge, welche zur Aufbewahrung des Wassers dienen. Wie wohl überall in Südeuropa, wenigstens in Spanien, so auch hier ist der Heerd nur wenige Zolle über den Fußboden erhöht und werden die Speisen unmittelbar an und über dem lohenden Feuer bereitet. Zwei niedrige wegnehmbare Barrieren oder Geländer von Eisen begränzen die Feuerstätte auf beiden

---

15 Baeschlin, a. a. O. 167, 198.

16 Yrizar, a. a. O. 94; vgl. Tafel LIII, LVI, LVII, LVIII, LIX u. a.

17 Beispiele für Weinstöcke am Haus bei Yrizar, Tafel LIII, LIV, LXIV, LXIX und Baeschlin 104, 106, 111, 122; Beispiele für Weinlauben *(emparrado)* bei Yrizar, Tafel LVII, LXIX, LXXIII und Baeschlin 99,

Seiten, und ein aus dem Rauchfange herabhängender eiserner Haken ist bestimmt, den Kessel zu tragen, welcher zum Heißmachen des Wassers dient. Beim Feuermachen legt man zunächst einen dürren schenkeldicken Ast oder Baumstamm an den hintern an die Mauer stoßenden Rand des Heerdes, sodann einige dünnere, ebenso lange Aeste parallel daneben, und lehnt an diese Unterlage die kleinern Holzstücke an, welche man mit dünnem Reissig, wohl auch mit Stroh oder Farrnkraut bedeckt. Vermittelst einiger glühenden Kohlen, die etwa immer in der Asche vorhanden zu sein pflegen, und des Blasebalgs, welcher in keiner spanischen Wirthschaft fehlen darf, setzt man zuletzt das Ganze in Brand, und legt die brennenden Reisser und Holzstücke von Zeit zu Zeit mit der wie eine Scheere gestalteten Feuerzange in Ordnung.

Von Geräthschaften enthält das geschilderte Gemach gewöhnlich blos einen kleinen, niedrigen, roh gezimmerten Tisch und einige aus Brettern zusammengenagelte Bänke und Stühle, oder mit Strohgeflechten bedeckte Sessel, zu denen sich fast immer ein großer, auf massiven gedrechselten Füßen ruhender, gepolsterter, mit Leder überzogener und mit hoher, ebenfalls gepolsterter Lehne versehener Armstuhl gesellt, der dem Herrn des Hauses gehört und dem eintretenden Gaste präsentirt zu werden pflegt. Eine der Hausthüre gegenüber angebrachte, eben so große und gewöhnlich unverschlossene Thüre setzt das Küchengemach mit den dahinter liegenden Abtheilungen des Erdgeschosses in Verbindung, unter denen der Stall für die Last- und Zugthiere immer die größte zu sein pflegt. Von den übrigen Parterregemächern, deren es gewöhnlich nicht viele giebt, verdient blos noch das Schlafgemach der Familie erwähnt zu werden . . . Ueber jedem Bette pflegt ein kleines hölzernes Kreuz oder ein bleiernes Crucifix und darunter ein kleines, beinahe wie ein Wandleuchter gestaltetes, mit geweihtem Wasser gefülltes Weihbecken von Glas aufgehängt zu sein. Eine hölzerne Treppe führt entweder aus der Hausflur oder aus dem Stallraum, der gewöhnlich durch eine Hinterthür mit dem hinter dem Hause befindlichen Hofe in Verbindung steht, in das obere Stockwerk hinauf, unter dessen Abtheilungen ein über der Hausflur ge-

legenes größeres Gemach, die sogenannte *Sala,* den ersten Rang einnimmt. Dieses Gemach hat meist zwei Fenster nach vorn heraus, welche wie alle übrigen Fenster des Hauses fast viereckig zu sein pflegen und blos vermittelst nach Innen sich öffnender Holzläden verschlossen werden. Zwischen den beiden Fenstern führt eine Flügelthür auf den über der Hausthür befindlichen Balcon, dessen Geländer fast immer von Holz, und roth angestrichen ist. Die Sala ist so zu sagen „die gute Stube" des baskischen Bauernhauses. Der Fußboden besteht aus schmalen eichenen Dielen; an den weiß getünchten Wänden pflegen bunte, grob gemalte Heiligenporträts und profane Bilder . . . zu hängen. In einer Ecke steht vielleicht ein vom Alter geschwärzter, mit kunstreichem Schnitzwerk verzierter Schrank oder Kasten von Nußbaumholz, dem man es ansieht, daß er schon Jahrhunderte gedient hat. In demselben bewahrt der Baske seine Kleinodien, sein Geld und seine heiligen Urkunden, die Hausfrau ihre Wäsche und Schmucksachen . . . Einige Tische und eine Reihe von Stühlen . . . vollenden das Ameublement des ländlichen Putzgemachs."

Die Küche befindet sich in den baskischen *caseríos* gewöhnlich im Erdgeschoß, und zwar entweder seitlich vom *portalón,* durch den man sie betritt[18], oder, mit ihm durch eine Tür verbunden, dahinter[19], was Willkomm als das Übliche bezeichnet. Daneben gibt es endlich *caseríos,* bei denen eine Tür von der Vorderfront des Hauses direkt in die Küche führt[20].

Im übrigen ist die von Willkomm angeführte Verteilung der Innenräume allgemein gebräuchlich. Daß die Stallräume den größten Teil des Erdgeschosses einnehmen, zeigen auch die Grundrisse der heutigen *caseríos*[21]. Auch was Willkomm über das Staatszimmer, die *sala,* zu sagen weiß, trifft mit örtlichen Unterschieden noch für die Gegenwart zu. So sind bei vielen älteren Bauernhäusern, denen der Balkon fehlt, zwei über den *portalón* gelegene Fenster die Regel[22]. Wo ein Balkon mit dem rotgestriche-

18 Vgl. die Grundrisse bei Yrizar, Fig. 50, und Baeschlin 56, 83, 145.

19 Baeschlin 45, 56, 105, 144.

20 Yrizar, Fig. 49, 51.

21 Yrizar 91 und Fig. 49, 50, 51, 52.

22 Yrizar, Tafel LIV, LXI, LXIX, LXXI; Baeschlin 38.

nen Geländer die Giebelwand ziert — nach Yrizar[23] eine neuere Einrichtung —, sind eine oder beide Fensteröffnungen zu Balkontüren umgebildet[24], oder es ist, wie Willkomm berichtet, eine besondere Tür vorhanden. Die sich nach innen öffnenden Holzläden sind jetzt zumeist durch Fensterscheiben ersetzt, bei älteren Bauten allerdings noch heute erhalten[25].

Die von Willkomm geschilderte Einrichtung der Küche mit dem „großen pyramidalen Rauchfang" entspricht im Gegensatz zu der oben wiedergegebenen Darstellung Humboldts, der das Fehlen eines Rauchabzuges hervorhebt, einem jüngeren Entwicklungsstadium[26]. Bei diesem befindet sich der Herd — was Willkomm nicht deutlich werden läßt — fast immer an einer Seitenwand und nicht in der Mitte des Raumes[27]. Die von Willkomm genannten Herdgeräte — Eisengeländer, Herdkette, Blasebalg und Feuerzange — sind auch heute noch anzutreffen[28], verschwinden aber immer mehr[29]. Auffallend ist, daß der Verfasser nichts erwähnt von dem *txixilu*, jenem herunterklappbaren Tisch, der für die baskische Küche typisch ist[30]. Die Literatur verzeichnet allerdings nicht, wann dieses praktische Gerät aufgekommen ist.

b) Das Hochpyrenäenhaus.

Aus dem Gebiet der Hochpyrenäen besitzen wir besonders aus Hocharagonien eine Anzahl Schilderungen deutscher Reisender über die Hausformen. Unter diesen befindet sich auch die Beschreibung eines Lagers von Hirten, deren Hütten, da sie nur vorübergehend bewohnt sind, in den ganzen Pyrenäen zu den primitivsten Wohnbauten gehören[31]. So berichtet Lichnowsky

---

[23] A. a. O. 95.

[24] Yrizar, Tafel LIX, LX; Baeschlin 92, 93, 96, 98.

[25] Yrizar, Tafel LIX, LXIII, LXVI.

[26] Vgl. auch Yrizar, a. a. O. 111.

[27] Ein Beispiel für den Herd in der Mitte der Küche bei Baeschlin, a. a. O. 140.

[28] Vgl. die Abb. bei L. Torres Balbás, FoCoEsp III, 309, und Baeschlin 140.

[29] Über die Zusammenhänge mit dem Herdgerät der übrigen Pyrenäen vgl. Krüger, HPyr A II.

[30] Baeschlin 139 ff.

[31] Vgl. Krüger, HPyr A I, 57 ff.

(II, 118) aus dem katalanischen Teil der Pyrenäen bei Prats de Molló über den Anblick, der sich ihm auf einem Plateau bietet:

„Hier lehnten an Felsspalten fünfzehn bis zwanzig kleine, vier bis fünf Fuß hohe Baraken *(hurdas)*, durch die Hirten der transhumirenden, spanischen Schafe aus Lehm und Stein aufgebaut; in deren Mitte eine Größere, die Küchenbarake. Der einzige Bewohner dieses kleinen Dorfes war ein alter Hirt, der diese Baraken, mit den darin befindlichen Utensilien, während der Abwesenheit seiner Gefährten bewachte. Diese bringen mehrere Monate in Spanien zu und wechseln dann auf französisches Gebiet, wo ihre Heerden gegen eine kleine Abgabe weiden . . ."

Daß die Hirtenhütten nicht nur einzeln, sondern auch in Gruppen zusammenliegen, gilt auch sonst für das Pyrenäengebiet[32]. Immerhin ist die hier genannte Zahl recht groß und läßt auf eine stattliche Herde schließen. Auffallend ist die vom Verfasser angeführte Bezeichnung der Hütten als *hurdas*, während sie sonst *kóba, kaβána, kaséta, čópa* usw. heißen[33]. Über die äußere Form sagt Lichnowsky — abgesehen davon, daß er die Höhe bezeichnet —, nichts. Doch ist seine Angabe zu beachten, wonach die Hütten aus Lehm und Stein aufgebaut sind, während sonst im Pyrenäengebiet die Wände der Hirtenbehausungen überall ohne Bindemittel nur durch Übereinanderschichten von Felssteinen errichtet werden[34].

Das hocharagonische Pyrenäenhaus ist den Reisenden an verschiedenen Orten durch charakteristische Einzelheiten aufgefallen. So schreibt Willkomm (Wanderungen I, 311) aus Canfranc im Hochtal des Río Aragón:

„Canfranc, ein freundlicher, gut gebauter und wohlhabender Flecken, überrascht durch die hohen, spitzen mit Schiefer oder mit Schindeln, oder vielmehr mit aufgenagelten Brettern gedeckten Dächer seiner Häuser. Die im Süden gebräuchlichen flachen Ziegeldächer, welche man noch in Castillo und Villanueva bemerkt, erweisen sich nämlich in den hohen Pyrenäen-

---

[32] Krüger, HPyr A I, 67.

[33] Über das Vorkommen dieser und anderer Wortformen vgl. Krüger, HPyr A I, 65.

[34] Krüger, HPyr A I, 61.

thälern wegen des starken und anhaltenden Schneefalles im Winter als unpraktisch. Daher besitzen die Gebäude aller Ortschaften der Hochpyrenäen spitze Dächer . . .“

Das zumeist mit rohen Schieferplatten gedeckte Spitzdach, das Willkomm beobachtet hat, ist auch heute noch kennzeichnend für alle Ortschaften des westlichen Hocharagón, während im mittleren Hocharagón flachere Dachformen an seine Stelle treten[35].

Weitere Einzelheiten über die Hausformen berichtet derselbe Reisende aus dem ebenfalls im Aragóntal gelegenen Jaca (Willkomm, Wanderungen I, 279). Er sagt von den „weiß getünchten Häusern“ dieses Ortes:

„Dieselben haben . . . meist keine Balcons, sondern blos Fenster, die häufig von ungleicher Größe und ohne alle Ordnung angebracht, und nicht selten anstatt der Glasscheiben blos mit Läden, oder mit eigenthümlichen, nach der Gasse zu ausgebauchten Holzgittern verschlossen sind.“

Mauern aus rohen Felssteinen mit einer Mörtelmasse verbunden herrschen bei den Häusern Hocharagoniens vor; doch finden sich daneben auch weißgetünchte Hauswände[36], die in einer Stadt wie Jaca leicht überwiegen können. Treffend ist Willkomms Beobachtung über die Fenster. Verschieden große und unregelmäßig über die Hausfront verteilte Öffnungen, deren Zahl zudem aus klimatischen Gründen sehr beschränkt ist, kennzeichnen noch heute alle älteren Pyrenäenhäuser in Hocharagonien[37], und auch die „eigenthümlichen, nach der Gasse zu ausgebauchten Holzgitter“ entsprechen den türartigen Öffnungen mit eingesetzter Holzbrüstung, die, ursprünglich in dem über dem Wohnstock gelegenen Geschoß des Hauses angebracht, die neueren Balkons oder Holzgalerien ersetzen[38].

Ein weiteres charakteristisches Merkmal des Hauses im ganzen Gebiet der aragonisch-navarresischen Hochtäler ist der große glockenartige Rauchabzug, der sich überall da findet, wo die alte

---

[35] Krüger, HPyr A I, 123, 129.

[36] Vgl. Krüger, HPyr A I, Phot. 67, 68 und 70—72.

[37] Krüger, HPyr A I, Abb. 4 und Phot. 61, 63, 65, 69.

[38] Solche Holzbrüstungen sind abgebildet bei Krüger, HPyr A I, Phot. 54, 65 und Abb. 4c (Hocharagonien).

Form der in der Mitte der Küche gelegenen Feuerstelle beibehalten worden ist[39]. Cl. v. Glümer hat ihn in Salientes bei Panticosa in Hocharagonien beobachtet (Glümer I, 270):

> „Da die Posada statt des Kamins einen Heerd und statt des Schornsteins einen thurmartigen Aufsatz mit verschiedenen Luftlöchern hatte, konnte sich der Rauch durch das ganze Gebäude verbreiten . . ."

Und ebenso berichtet dieselbe Reisende über eine Herberge bei dem weiter östlich in Sobrarbe gelegenen Paß von Benasque (Glümer II, 136):

> „Es ist ein kleines viereckiges Gebäude, dessen Mauersteine nicht durch Mörtel verbunden sind, so daß Luft und Feuchtigkeit von allen Seiten einzudringen vermögen. Aber das Schieferdach vermag wenigstens den Regenfluthen zu wehren, und mit wahrhafter Freude sahen wir das große Feuer auf dem Heerde, der nach spanischer Sitte die Mitte des Gemaches einnimmt und dem Rauche eine ungehinderte Cirkulation durch alle Räume des Hauses gestattet, bis es ihm genehm ist, durch das fensterreiche Thürmchen das Weite zu suchen."

Also auch hier wieder der charakteristische Rauchabzug. Im übrigen darf dieses kleine, auf einer Paßhöhe einsam gelegene Einraumhaus nicht als Typus des Pyrenäenhauses gelten, wenn auch Bau- und Bedachungsmaterial mit diesem übereinstimmen.

Bereits zu der katalanischen Provinz Lérida gehört das Vall d'Arán, aus dem wir zwei Schilderungen eines deutschen Reisenden besitzen. Der Verfasser der *Reise eines Norddeutschen* (II, 211) berichtet über den äußeren Anblick der Ortschaft Viella am Oberlauf der Garonne:

> „Mehrere Thürme dominiren die zwar meist aus einem Erdgeschosse und ersten Stocke bestehenden, aber dennoch niedrigen Häuser des Hauptortes vom Thale Aran; die entweder durch ihr Alter gedunkelten oder aus einem in der Nähe der Stadt gebrochenen grauen Marmor aufgeführten

---

[39] Krüger, HPyr A I, 129.

Wohnungen derselben und die aus einem ebenfalls unfern Viella befindlichen Schieferbruche hervorgegangenen Bedachungen geben der dorfartigen Stadt einen ernsten, fast finstern Anstrich."

Das zweigeschossige, dabei niedrige Haus ist auch heute noch häufig in dieser Gegend[40], wenn es auch erst als neuerer Typ aus dem einfachen Hirtenwohnhaus hervorgegangen ist. Auffallend und wie der Verfasser angibt, aus örtlichen Verhältnissen zu erklären, ist die Verwendung von Marmor zum Hausbau, während sonst im Vall d'Arán ebenfalls Felssteine vorherrschen. Die Bedachung mit Schieferplatten ist in einem Ort wie Viella nicht ungewöhnlich zu nennen, während der Verfasser die heute noch für die Dörfer des Tales charakteristischen strohgedeckten Häuser mit Treppengiebel nicht erwähnt. Ergänzend zu dem Vorstehenden schildert er (II, 198/199) die Inneneinrichtung der Häuser des weiter talabwärts nahe der Grenze gelegenen Ortes Bosost:

„Die Einrichtung der Häuser des Thales ist fast durchgängig dieselbe. Die eine Hälfte des Erdgeschosses wird durch die Küche eingenommen, in welcher das Feuer unter einem großen Rauchfange auf der ebenen Erde brennt; um den untern Rand des Rauchfanges läuft ein Brett herum, auf dem in bunter Reihe alles mögliche Küchengeschirr bunt durcheinander aufgestellt ist. Auf der Kante eines steinernen Gossesteines stehen hölzerne Wassergeschirre umher und an der von Rauch und Zeit geschwärzten, gewöhnlich die Wände des Gemaches bedeckenden Verdielung hängt der sonstige Hausrath umher, welcher in einem großen Schranke von Nußbaumholz nicht mehr Platz gefunden hat. Ein langer Tisch, hölzerne Schemel und Bänke vervollständigen die Einrichtung der Küche, die zugleich Wohn- und Gastzimmer ist. Die andere Hälfte des Rez-de-Chaussée wird von einem zweiten Gemache eingenommen, in welchem Vorräthe aller Art um einige Bettstellen aufgehäuft sind; gewöhnlich sind indessen die Räume des obern Stockes zu den Schlafzimmern bestimmt und der Besitzer des Hauses findet dann, wenn er

---

[40] Krüger, HPyr A I, 237.

Handwerker ist, um so eher im untern Stocke Platz für seine Werkstatt."

Die Aufteilung des Erdgeschosses entspricht der auch heute noch im Vall d'Arán und anderen Teilen der Pyrenäen üblichen Trennung in *koðina* mit ebenerdiger Feuerstelle und Schlafraum *sála*[41]. Die Umwandlung des über dem Erdgeschoß liegenden, ursprünglich als Heuboden dienenden Dachraumes in Schlafräume ist noch in der Gegenwart in vielen Orten zu verfolgen. Sie ist nicht auf das Vall d'Arán beschränkt, sondern auch in den französischen Nachbartälern zu beobachten[42], wie das aranesische Haus in seiner Entwicklung und seinen Formen überhaupt enge Verwandtschaft mit dem französischen Pyrenäenhaus aufweist[43]. Dies erkannte auch bereits der Verfasser der *Reise eines Norddeutschen* (II, 199), wenn er im Anschluß an die oben wiedergegebene Schilderung fortfährt:

„Die äußere Bauart der Häuser gleicht in diesem Theile von Spanien sehr der in den Grenzdörfern des mittäglichen Frankreichs . . ."

c) Das niederaragonische Bauernhaus.

Aragonien ist einer der Teile der Halbinsel, die der Fuß eines Reisenden, zumal eines Ausländers nur selten betreten hat. In seinem nördlichsten Teil noch zur regenreichen Zone der Pyrenäen gehörend, geht es nach Süden zu, nach dem Ebrotale hin und darüber hinaus immer mehr in das trockene Gebiet der innerspanischen Meseta über. Das Haus der nördlichen Grenzzone Aragoniens ist oben zusammen mit dem der angrenzenden Pyrenäenlandschaften behandelt worden. Über die Dörfer der weiter südlich gelegenen Teile Aragoniens berichtet verschiedentlich Willkomm, der als einziger Reisender diese Landschaften bei seinem zweiten Spanienaufenthalt berührt hat. Sie wirken so ärmlich und unfreundlich auf ihn, daß er auf ihre Bauart kaum näher eingeht.

---

41 Krüger, HPyr A I, 228.
42 Krüger, HPyr A I, 235.
43 Krüger, HPyr A I, 227.

So schreibt er aus der Nähe von Jaca im Tal des Río Aragón (Wanderungen I, 275):

„Die Gegend wird bald außerordentlich einsam; hier und da klebt ein erdfahles Dörfchen an den kahlen Abhängen der Berge; dann und wann bemerkt man ein einsames Gehöft, eine Venta, einen Corral (von niedrigen Mauern umschlossenen Hof, bestimmt, um die Heerden des Nachts aufzunehmen) und dabei ein paar Felder: sonst ist Alles unbebaut, unbewohnt ..."

Und an einer anderen Stelle sagt er über die aragonischen Dörfer (Wanderungen II, 135/136):

„Schon mehrmals habe ich des erdfahlen Aussehens der aragonesischen Ortschaften gedacht, eine Eigenschaft, durch welche dieselben die Landschaften mehr verunzieren, als verschönern. Diesem schlechten Aussehen entspricht auch die Bauart der Häuser. Dieselben besitzen in den kleinen Ortschaften selten mehr als ein Erdgeschoß, haben flache, mit grauen Hohlziegeln gedeckte Dächer und enthalten nur wenig Gemächer, die durch kleine, ohne alle Ordnung angebrachte, gar nicht oder blos vermittelst hölzerner Laden verschließbare Fenster spärlich erhellt werden. Nicht selten bilden der Viehstall und der Küchenraum, wo sich die Familie aufhält, ein einziges Gemach."

Dieses erdfahle Aussehen der Häuser, das für die Dörfer im ganzen mittleren Aragonien und insbesondere zu beiden Seiten des Oberlaufes des Ebro und seiner Nebenflüsse zutrifft, beruht darauf, daß zum Bau an der Luft getrocknete Lehmziegel *(adobes)* verwandt werden. Da auch der Boden, von den Flußoasen abgesehen, eine gelbgraue Farbe aufweist, heben sich die Dörfer auf einige Entfernung kaum von ihrer Umgebung ab und scheinen vollständig in der Landschaft zu verschwinden. Die wenig geneigten Dächer — in Sattel- oder Pultform — sind auch heute noch überall dort anzutreffen und ein charakteristisches Zeichen für die nach dem Innern zunehmende Trockenheit[44].

Wie sehr sich dem Reisenden der Unterschied zwischen diesen eintönigen, melancholisch stimmenden Gebieten und der benach-

[44] Vgl. Torres Balbás, FoCoEsp III, 425 ff.

barten freundlichen Küstenlandschaft aufdrängt, schildert Willkomm (Wanderungen II, 150/151), als er am Eingang der Ebene von Barracas Aragonien verläßt:

„An dem Anfange dieser Ebene . . . liegen an der Brücke über den Millares die Ventas de la Jaquesa, eine Reihe erdfahler Häuser, die letzte aragonesische Ortschaft. Eine Stunde weiter südwärts schimmern aus der grauen . . . Ebene von Barracas die Häuser des ersten valencianischen Fleckens, der sich durch die weiße Farbe seiner Gebäude schon von fern als solchen zu erkennen giebt . . . Der Contrast zwischen den beiden an einander gränzenden Landschaften und ihren Bewohnern ist wirklich auffallend und seltsam . . . Denn während in la Jaquesa noch die Gasse sowohl, als das Innere der Häuser von Schmuze klebt, die Gebäude noch die beliebte erdfahle Farbe und das unfreundliche Aussehen der aragonesischen Dörfer haben, die Menschen finster und mürrisch dreinschauen, kurz Alles eben ächt aragonesisch ist: findet man in Barracas freundliche, mit Balcons gezierte, weiß getünchte Häuser, reinliche Straßen, sehr saubere Küchen und redselige, lebhafte, fröhliche und höfliche Leute . . ., mit einem Worte, ist schon Alles ächt valencianisch."

d) Das Bauernhaus der Huerta von Valencia.

Wie viele andere spanische Landschaften besitzt auch Valencia einen eigenen, bodenständigen Haustyp in der *barraca valenciana*, der in ähnlicher Form auch nördlich im Ebrodelta und südlich bei Orihuela und Murcia vorkommt[45]. Heute ist er in raschem Schwinden begriffen. Während das jetzige Verbreitungsgebiet auf einen ungefähr 10 km breiten Küstenstreifen beschränkt ist, der im Norden bis Sagunto, im Süden bis Cullera reicht, war die *barraca* früher sicher in der ganzen Huerta bis an die Randgebirge zu finden[46].

Unsere Reisenden berichten aus dem vorigen Jahrhundert verschiedentlich über das Bauernhaus der Huerta. So gibt insbesondere Ziegler eine ausführliche Schilderung, allerdings

[45] Vgl. die ausführliche Darstellung von Thede, VKR VI, 252 ff.
[46] Thede, VKR VI, 228 ff.

ohne nähere Ortsangabe, die uns jedoch sofort verrät, daß wir uns im Gebiet des Korn und Gemüse bauenden Huertano befinden. Er schreibt (I, 150):

„Die Hütten (chozas) der Huerta sind wahre Schmuckkästchen. Das Grundstück, worauf das freundliche Häuschen steht, ist meist von der Straße durch einen Graben und eine Hecke aus riesigen Aloen geschieden. Auf einem kleinen Stege gelangt man über den Graben, tritt durch eine mit Epheu und Marienbildern geschmückte Pforte in einen schattigen, von Weinreben gebildeten Laubgang ein, und gelangt so zur offenen Thüre der mit einem leichten Strohdach versehenen Hütte, deren Wände von Lehm gebaut und weiß angestrichen sind. Die innere Einrichtung ist sehr einfach. Durch die Hausthür tritt man in die mit blendendem Küchengeschirr, Wassertrögen und Geräthschaften ausgeschmückte Küche, die zum Hauptaufenthalte der ganzen Familie, sowie auch meist zum Nachtlager der Männer dient. Der Heerd, das Küchenbret, ein kleiner Tisch und ein kleiner Schemel bilden den ganzen Hausrath. Neben der Küche befindet sich gewöhnlich ein kleines Gemach, das zur Schlafstube oder zur Rumpelkammer benutzt wird. Die Pferde und die Ackergeräthschaften finden unter einem an die Hütte anstoßenden Wetterdache Platz. Unweit der Hütte stehen Orangen-, Feigen-, Johannisbrod- und Granatbäume, in deren Schatten der Landmann während der heißen Jahreszeit, mit Ausnahme der Nächte, sich mehr als in dem Hause aufhält.

Auf meinen Streifereien in der Ebene von Valencia bin ich in mehrere dieser Bauernhäuser eingetreten. Die Leute empfingen mich jederzeit freundlich, ließen mich von ihrem Brod, ihren Erbsen und Melonen mitessen, erzählten treuherzig von ihren Haus- und Feldeinrichtungen und gestatteten mir recht gern, dieselben anzusehen und zu prüfen."

Ganz ähnlich stellt Hackländer (I, 281—283) die Bauernhäuser in der Umgebung von Valencia dar, wobei allerdings nicht der Verdacht von der Hand zu weisen ist, daß er sich in seinen Ausführungen auf die oben wiedergegebene Schilderung von Ziegler stützt.

Auffallend ist, daß Ziegler ebenso wie andere Reisende (Hackländer I, 283; Helmrich 94) die Bauernhäuser der Huerta als *chozas* bezeichnet, während heute als alleiniger, allgemein üblicher Ausdruck vom Ebrodelta bis nach Murcia das katalanisch-valencianische *barraca* verwandt wird[47]. Die von Ziegler als charakteristisch angeführte Weinlaube vor der Hütte kennzeichnet auch jetzt noch vielfach den Zugang zur *barraca*[48].

Über den Bau der Hütte erfahren wir aus den Berichten der Reisenden verhältnismäßig wenig. Nach Ziegler sind die „Wände von Lehm gebaut und weiß angestrichen", und ähnlich schreibt Hackländer (I, 281): „Die Wände sind . . . von gestampftem Lehm, haben aber durch einen weißen Anwurf, der beständig erneuert wird, ein frisches, freundliches Aussehen." Häufiges Weißen von innen und außen verstehen sich auch heute noch für die Behausungen der Huerta. Die Lehmwände der *barraca* sind genauer genommen aus an der Luft getrockneten Lehmziegeln hergestellt[49], was aus den Reiseberichten nicht deutlich hervorgeht. Das Dach besteht nach Hackländer (I, 281) aus leichten Rohrstäben, und ebenso schreibt Helmrich (94), daß die „chozas" mit Rohr gedeckt sind. Demgegenüber spricht Ziegler (I, 150) von der „mit einem leichten Strohdach versehenen Hütte", und auch Willkomm (I, 72) berichtet aus der Huerta von den Hütten der Arbeiter, „deren hohe spitze Strohdächer gewöhnlich mit einem rohen hölzernen Kreuz geziert sind".

Inwieweit diese Angaben unserer Reisenden zutreffend sind oder auf ungenauer Beobachtung beruhen, läßt sich schwer entscheiden, da ihren Schilderungen keine genaue Ortsangabe zugrunde liegt. Dünne Rohrstäbe bilden heute in der Huerta immer die Unterlage, auf der das Deckmaterial befestigt wird. Dieses wechselt je nach der Gegend, besteht jedoch zumeist aus *broza*, einem Strauchgras, das hauptsächlich im Röhricht der Albufera wächst[50]. Eigentliches Weizenstroh wird dagegen nach Thede selten verwandt.

---

47 Thede, VKR VI, 256.
48 Torres Balbás, FoCoEsp III, 226.
49 Torres Balbás, FoCoEsp III, 224.
50 Vgl. hierzu Thede, VKR VI, 235 und Torres Balbás 224 ff.

Das Holzkreuz als Giebelschmuck erwähnt Willkomm als einziger. Nach Thede[51] tragen Vorder- und Hintergiebel der Barraca ganz allgemein solche Kreuze. Daß sie aber ebenso häufig fehlen können, zeigen die dort wiedergegebenen Abbildungen[52].

Über die Inneneinteilung der Barraca berichtet Hackländer (I, 281/282) in Übereinstimmung mit der oben angeführten Schilderung Zieglers:

> „Wie überall in Spanien nimmt die Küche den größten Theil des Raumes für sich in Anspruch, doch ist diese zu gleicher Zeit Wohnstube für Alle und Schlafstube für die Männer. Fenster gibt es hier nicht und das Licht dringt durch die offene Thüre herein; das Herdfeuer brennt auf einer Steinplatte am Boden und ebenso einfach sind auch alle übrigen Einrichtungen . . . In der anstoßenden kleinen Kammer finden sich Kisten und Truhen, worin das Eigenthum der Familie verwahrt wird, sowie ein Paar Betten für Frau und Töchter . . ."

Der hier beschriebene Herd zu ebener Erde ist der ursprünglich in ganz Spanien übliche. Im Gebiet der *barraca* findet sich heute dafür fast immer ein Kamin an dem freien Teil der Vorderwand neben der Tür[53]. Die Aufteilung des Innenraums, wie sie unsere Reisenden anführen, ist typisch für die Barraca der Huerta, wobei die Zahl der Kammern *(cuartos)* eins, zwei oder drei betragen kann[54].

Den Hausrat in der „Wohnküche" der *barraca valenciana* schildert Hackländer (I, 282) eingehender:

> „Auf einem Paar Brettern, die an der Wand angebracht sind, befindet sich das meistens aus rothem oder gelbem Thon bestehende Küchengeschirr; die Formen desselben sind überaus zierlich und weisen noch auf die Zeit der Araber, zuweilen sogar auf die der Römer zurück. In einer Ecke befindet sich ein für das heiße spanische Klima unentbehrliches Geräthe, ein Wasserkrug von meistens 4 Fuß Höhe, der außerdem noch

---

51 VKR VI, 236.

52 Vgl. Tafel III und V.

53 Thede, VKR VI, 240.

54 Vgl. Thede, VKR VI, Grundriß Abb. 1, II sowie S. 244.

2 Fuß tief im Boden steckt und mit einem hölzernen Gerüst umgeben ist, auf dem sich eine Menge Trinkgeschirr in den verschiedensten Größen befindet, die den alten Wasserkrug umgeben, wie Kinder und Enkel das Haupt der Familie. Ein gewöhnlicher Tisch mit ein Paar kleinen Schemeln machen den übrigen Hausrath aus."

Interessant ist besonders die Erwähnung des riesigen Wasserkruges. Dieses bis zu anderthalb Meter hohe, tönerne Wassergefäß, das der kastilischen „tinaja" entspricht, findet sich auch heute noch überall dort in der Albufera von Valencia, wo keine Brunnen mit Trinkwasser in der Nähe vorhanden sind[55].

e) Das Bauernhaus der Alpujarras.

Über das Bauernhaus in der Alpujarra[56], dem Südabhang der Sierra Nevada, berichten uns zwei deutsche Reisende, die beim Durchstreifen der Halbinsel dieses sonst von Fremden wenig betretene Gebiet kennengelernt haben.

So kommt Willkomm auf seinen botanischen Wanderungen in das Tal des Río Trevélez und nach Trevélez selbst, während Plüer Jahrzehnte vor ihm das nicht weit davon entfernt in einem Seitental liegende Pórtugos besucht hat. Die einfachste Form des Hauses der Alpujarras hat Willkomm in Trevélez angetroffen. Er schildert den Ort und die Häuser folgendermaßen (Willkomm II, 110/111):

„Die Gassen von Trevelez sind . . . sehr eng und krumm, so daß man sie von oben gesehen fast gar nicht bemerkt. Da aber die Häuser sämmtlich blos aus einem Erdgeschoß bestehen, ganz platte Dächer besitzen, auf deren jedem sich eine unförmlich runde konische Feueresse sowie häufig ein halbkugelförmiger Backofen erhebt, und sich eben nicht durch große Weisse auszeichnen, so sieht das Dorf in Vogelperspec-

---

[55] Thede, VKR VI, 265; über die weitere Verbreitung vgl. zuletzt Krüger, HPyr A II, 215—217.

[56] Nach P. Voigt, *Die Sierra Nevada*, Hamburg 1937, S. 4, ist begrifflich zu unterscheiden zwischen *La Alpujarra* als dem gesamten Südabhang der Sierra Nevada und *Las Alpujarras* als den auf diesem Südabhang liegenden Ortschaften.

tive wie ein Conglomerat von großen Maulwurfshaufen aus. Auch steigen die Gassen so steil an, daß sehr oft das Dach des einen Hauses mit der Türschwelle des nächsten in gleichem Niveau liegt. Deshalb spazierten die Schweine, deren es in Trevelez eine große Menge giebt, . . . ganz ungenirt auf den Dächern zwischen den zahlreichen Kindern umher, die sich hier in paradiesischem Naturzustande sonnten und im Verein mit den genannten liebenswürdigen Thieren in den hier aufgeschichteten Haufen von Maiskolben herumwühlten, um ihren Appetit zu stillen . . . Was übrigens die eben geschilderte Bauart der Häuser anlangt, so findet man sie fast in allen Dörfern der obern Alpujarrasthäler . . ."

Das terrassenartige Ansteigen des Dorfes, das Willkomm anschaulich darstellt, macht sich in Trevélez bei einem Höhenunterschied von mehr als hundert Meter besonders stark bemerkbar, ist jedoch typisch für eine große Anzahl Dörfer der oberen Alpujarra, wie Pampaneira, Capileira u. a. „Von fern machen die Ortschaften den Eindruck einer unregelmäßigen Freitreppe, deren Stufen die Dächer bilden[57]."

Das genannte einstöckige Haus, auf dessen Inneneinteilung Willkomm nicht eingeht, entspricht dem einfachsten Wohnbedürfnis. Es ist noch heute in Trevélez und anderen Orten der Alpujarra Alta vorherrschend[58]. Das vollkommen platte Dach *(tejado-azotea)*, dessen Fläche der Grundfläche des Hauses gleichkommt, ist besonders für die obere Alpujarra ein kennzeichnendes Merkmal des Hauses[59], ebenso wie die von Willkomm angeführten „unförmlich runden konischen Feueressen". Nach Voigt[60] findet sich die runde Form mit aufgelegter Schieferplatte und zwei bis vier Rauchöffnungen noch heute am häufigsten von allen Schornsteinformen. Auffallend ist Willkomms Bemerkung, daß sich auf dem Dach häufig auch der halbkugelförmige Backofen erhebt. Heute begegnet man dem Backraum mit Backofen nur vereinzelt auf der Dachterrasse bei dem in der Alpujarra Alta sehr seltenen zweifach

---

57 Voigt, a. a. O. 7.

58 Voigt, a. a. O. 10 (Typus I).

59 Voigt, a. a. O. 15.

60 A. a. O. 22.

aufgestockten Haus[61]. Möglicherweise gehörten die von Willkomm auf den Dächern beobachteten Backöfen jeweils zu dem benachbarten höher gelegenen Hause, denn auch heute wölbt sich beim einstöckigen Haus der Backofen aus Mangel an Raum in der Wohnküche häufig aus dem Mauerwerk heraus[62].

Plüer, von dem wir die andere Darstellung über die Häuser der Alpujarras besitzen, geht im Gegensatz zu Willkomm auch auf die Inneneinteilung ein. Er schreibt (351):

„Die Häuser zu Pórtugos und in allen Dörfern der Alpujarra sind von Steinen und Erde aufgeführet, welche sich mit selbigen wie Leim verbindet und härtet: sie haben zwey Stockwerke und ein plattes Dach, welches mit Steinen, die sich wie Schiefer von einander absondern lassen, gedeckt ist, und über selbige ist die steinigte fette Erde geschlagen, auf welcher das Regenwasser abläuft.

Wenn man die Treppe hinauf ins andre Stockwerk steigt, so tritt man in die Küche, welche sich durch einen niedrigen Heerd und Schornstein zu erkennen giebt; denn Küchengeräth sieht man nicht viel. Diese Küche, wiewohl sie nach der Treppe zu ganz offen ist, und einer Hausdiele gleicht, dienet doch im Winter statt der Stube. Die Familie lagert sich um den Heerd herum. Nach verschiedener Größe der Häuser sind entweder zu beyden Seiten der Küche Zimmer, oder nur an einer Seite. In diesen Zimmern und der Küche hält man die Seidenwürmer. Die Zimmer an der Erde dienen zu Magazinen und Kellern, worin sie die wenigen Lebensmittel aufbehalten, und zugleich zu Sommerwohnungen. Sehr wenige Häuser sind getüncht, weil man Gyps und Kalk nicht in der Nähe hat . . ."

Das vom Verfasser genannte Baumaterial entspricht dem auch heute noch verwendeten Mauerwerk, das aus rohen Schiefersteinen mit Lehm, Kalk oder Sand als Bindemittel besteht[63]. Wenn er für seine Zeit anführt, daß nur die wenigsten Häuser getüncht sind, und auch Willkomm noch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet, daß die Häuser von Trevélez „sich eben nicht durch

[61] Voigt, a. a. O. 13.
[62] Voigt, a. a. O. 10.
[63] Voigt, a. a. O. 14.

große Weisse auszeichnen", so ist hierin inzwischen ein Wandel eingetreten. Während auch die ärmlichsten, unverputzten Häuser meist mit weißer Kalkerde bespritzt sind, tragen alle übrigen über dem Putz *(revoco)* aus Kalk oder Gips blendend weiße Tünche, die zu erneuern fast immer Sache der Frauen ist[64].

Das von Plüer für Pórtugos bezeugte zweigeschossige Haus entspricht dem „einfach aufgestockten Haus ohne Haustreppe", das sich heute neben dem einstöckigen besonders häufig in den Dörfern der oberen Alpujarra findet[65]. Bei diesem führt — eine Folge der steilen Gassen, an denen die Häuser liegen, — oft eine Freitreppe von drei bis vier Stufen *(escalera de acceso)* in das obere Stockwerk, da das Untergeschoß dann unter dem Niveau der Gasse liegt[66]. Daß es sich in Plüers Darstellung um eine solche außen am Haus angebrachte Treppe handelt, geht daraus hervor, daß er die nach der Treppe zu offene Küche mit einer Hausdiele vergleicht. Auch die vom Verfasser erwähnte Verwendung des Erdgeschosses zu Vorrats- und Lagerräumen entspricht heutigen Verhältnissen, wo die Räume des unteren Stockwerkes ganz dazu dienen, die landwirtschaftlichen Geräte und Erzeugnisse unterzubringen[67].

2. Das spanische Stadthaus.

a) Das andalusische Haus.

Sevilla.

So wenig die deutschen Reisenden ihre Enttäuschung verhehlen über die verhältnismäßig reizlose Lage Sevillas inmitten der weiten Flußniederung des Guadalquivir, so sehr entzücken sie immer wieder die Bürgerhäuser dieser Stadt, die in ihrem Stil nach maurischem Vorbild hinter einem unscheinbaren Äußeren in ihrem Innern wahren Schmuckkästchen gleichen.

„Die Häuser von Sevilla", schreibt Rochau (I, 230/231), „haben durchweg einen blendend weißen Kalkanstrich . . .

---

64 Voigt, a. a. O. 14, 33 f.
65 Voigt, a. a. O. 11 (Typus IIa).
66 Voigt, a. a. O. 25.
67 Voigt, a. a. O. 11 (Typus IIa).

Am Eingange jedes Hauses findet sich eine kleine Flur, die durch eine Gitterthür mit dem Hofe in Verbindung steht, auf welchem sich die Treppen und Ausgänge des Innern des Hauses vereinigen. Dieser Hof nun, der *Patio*, ist der Theil der Häuser, auf dessen Bau und Pflege die meiste Kunst und Sorgfalt verwendet wird. Der Boden des Patio ist mit Steinplatten von verschiedener Farbe belegt, die oft ein sehr zierliches Mosaikpflaster bilden. In seiner Mitte plätschert ein Springbrunnen halb versteckt in einem kleinen Walde von Rosen oder anderen Blumen und Zierpflanzen . . . Gold- und Silberfischchen spielen in dem Becken des Brunnens. Die eine Seite des Hofes entlang läuft ein Bogengang mit Säulen von Marmor und Jaspis, der sich zuweilen auch im zweiten und dritten Stockwerke des Hauses wiederholt. Die Decke des Patio bildet entweder ein dichtes Gewebe von lebendigem Weinlaube, oder wo dieser grüne Baldachin fehlt, wird in den heißen Stunden des Tages ein Sonnendach von Leinwand über den Hof gespannt. Hinter Hof und Haus befindet sich oft noch ein kleiner Garten oder ein zweiter Patio, in welchem zwischen duftigen und farbenglänzenden Gewächsen des Südens nur schmale Gänge zum Lustwandeln übrig bleiben. Und alle diese häusliche Herrlichkeit wird nicht etwa neidisch und selbstsüchtig abgesperrt, sondern ihr Anblick gehört allen Vorübergehenden. Durch jede Hausthür hat man eine Aussicht auf einen kleinen Winkel dieses Paradieses; denn der erste und der zweite Patio sind entweder ganz offen oder nur durch eine Gitterthür verschlossen. Im Sommer ist der kühle, frische Patio der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens der Sevillaner. Die Bogengänge desselben werden möblirt, neben seinem Springbrunnen wird der Tisch gedeckt, im Patio wird musicirt, gearbeitet, Besuch empfangen und sogar Siesta gehalten. In Gasthöfen und Kaffeehäusern herrscht dieselbe Einrichtung . . ."

Halten wir zum Vergleich noch die Schilderung von Willkomm daneben, die sich in vielem mit der Rochaus deckt, mit dem Unterschied, daß Willkomm in der Vorhalle und dem *patio* Einflüsse aus römischer Zeit erkennen will. So gewiß aber der

patio als maurisch-arabischen Ursprungs anzusehen ist, so sehr steht die von verschiedenen Reisenden übereinstimmend bezeugte Tatsache in Widerspruch zu arabischer Sitte, den Vorübergehenden durch das geöffnete Gittertor Einblick in das Leben und Treiben im *patio* zu gewähren und selbst Verbindung zur Gasse zu haben.

Willkomm (II, 210—212) äußert sich wie folgt:

„Mir scheinen die Häuser von Sevilla . . . Verwandtschaft mit den Wohnungen der alten Römer zu haben . . . Alle Häuser von Sevilla fast ohne Ausnahme, besitzen eine kleine viereckige Vorhalle, die durch ein von frühem Morgen bis spät in die Nacht weit geöffnetes Thor mit der Gasse communicirt und dem Vestibulum der altrömischen Wohnungen entspricht. Diese Hausflur steht durch ein großes eisernes Gitterthor, das bei den Häusern wohlhabender Bürger bisweilen auf das Zierlichste gearbeitet, bronzirt und reich verziert ist, mit einem geräumigem, im Centrum des Hauses befindlichem Hofe von viereckiger Gestalt in Verbindung, der fast immer mit Marmor getäfelt ist, in der Mitte eine Fontaine enthält und meist von einem auf Marmorsäulen ruhenden Porticus umschlossen ist. Dieser Raum, welcher immer sehr reinlich und sauber gehalten und häufig mit Orangenbäumen bepflanzt oder wenigstens mit Blumentöpfen geschmückt zu sein pflegt, entspricht genau dem Atrium der Römer und dient während der schönen Jahreszeit als Empfangs-, Gesellschafts- und Familiensaal, so daß man von der Gasse aus bequem sehen kann, was in jedem Hause vorgeht. Rings um diesen Hof liegen die Parterrewohnungen, die meist keine Fenster, sondern Glasthüren besitzen, welche sich nach dem Hofe zu öffnen. Hier bringt die Familie den Sommer zu, während dem es der enormen Hitze halber ganz unmöglich ist, im obern, den Sonnenstrahlen ausgesetzten Theile des Hauses zu leben; den Winter dagegen ziehen sich die Bewohner in die obern Gemächer zurück, die zahlreiche Balcons nach der Gasse zu haben . . . Des Tages spannt man eine hänfene oder wohl auch aus Esparto geflochtene Decke über den Hof, damit die Sonnenstrahlen nicht hineinfallen können, und erhält auf diese Weise selbst zur heißesten Jahreszeit

immer eine angenehme Kühle im Hause. Die meisten Privatgebäude sind übrigens blos zwei Stockwerke hoch und werden, wenigstens in der innern Stadt, gewöhnlich blos von einer Familie bewohnt, indem es zum guten Ton gehört, ein ganzes Haus zu seiner Verfügung zu haben."

Über die Gewohnheit, im Sommer die Räume des unteren, im Winter die des oberen Stockwerks zu bewohnen, berichtet außer Willkomm auch Waltl (167), der von den Andalusiern sagt:

„In der heissen Jahreszeit, meist vom Ende Mai bis Mitte Oktober, beziehen diejenigen, welche ein eigenes Haus haben, den untern Stock, im Winter die obern Gemächer."

Waltl schildert ebenda auch die Art, die Sonnenglut vom *patio* fernzuhalten:

„Die Sitte, den Hofraum durch Matten oder Decken vor den Sonnenstrahlen zu beschützen, ist seit der Zeit der Römer noch vorhanden; mittels Rollen und Stricke überzieht man oben den ganzen Hof mit einer breiten Decke aus grober Leinwand, wodurch die Hitze ziemlich abgehalten wird."

Der von unseren Reisenden angeführte Schmuck der *patios* durch gemauerte Bassins, plätschernde Brunnen, Blumenkübel, Rebenlauben und blühende Bäume aller Art, zusammen mit den Besonderheiten der Architektur, den Säulen, Bogengängen, Galerien und Mosaikpflastern machen auch heute noch den Zauber der sevillanischen Häuser aus[68].

Verweisen wir zum Schluß noch darauf, daß gerade in Sevilla, trotz der südlichen Lage, das Flachdach — *terrado* — hinter dem geneigten Dach — *cubierto de una o dos vertientes* — ganz zurücktritt[69], eine Tatsache, die schon Rochau (I, 238) aufgefallen ist:

„Platte Dächer kommen in Sevilla ebenso wie in Valencia nur als Ausnahme vor, während sie in andern und nördlich gelegenen spanischen Städten, zum Beispiel in Barcelona, die Regel bilden."

---

[68] Vgl. Abb. bei Torres Balbás, FoCoEsp III, 463.
[69] Vgl. hierzu Torres Balbás, FoCoEsp III, 465.

Cádiz.

Ebenso wie Sevilla hat auch das wie auf einer Insel im Meer liegende Cádiz nicht nur durch die Schönheit seiner Lage, sondern auch durch die Besonderheit des Baustils seiner Häuser die Aufmerksamkeit der deutschen Spanienreisenden erregt. Am ausführlichsten berichtet Willkomm (II, 240) darüber:

> „Die Häuser, alle massiv, zum Theil bombenfest gebaut, sind meist drei bis vier Stock hoch und mit ebenso viel Reihen Balcons geziert, deren Geländer an manchen Häusern aus weissem Marmor bestehen, und haben sämmtlich ganz platte, von Ballustraden umgebene Dächer, die größtentheils mit Blumentöpfen geziert und mit einem „Mirador", einem kleinen Umschauthürmchen, versehen sind, bestimmt, die See und die herannahenden Schiffe beobachten zu können, was der Stadt ein ganz eigenthümliches Ansehen giebt. Die Treppen der meisten größeren Häuser bestehen aus weissem polirtem Marmor und auch die Zimmer sind häufig mit verschiedenfarbigem Marmor getäfelt. Dabei herrscht die größte Reinlichkeit sowohl in den Gebäuden als in den Gassen und alle Häuser sehen so blank und sauber und mit ihren grün bemalten blumengeschmückten Balcons so freundlich und gefällig aus, als wären sie von Zuckerwerk."

Ergänzend hierzu schreibt Plüer (447) aus Cádiz:

> „Alle ihre Häuser sind von Werksteinen, die meisten ungemein hoch, wohl eingerichtet, mit einem hohen Thurm, und sie haben ohne Ausnahme platte Dächer. Der innere Hof ist mit Marmor gepflastert; die Treppen sind auch von Marmor. Jedes Haus hat seinen Wasserbehälter unter dem Hofe, worinn das Regenwasser zusammenläuft und aufgefangen wird. Das gute Trinkwasser kommt von Puerto de Santa Maria."

Die auch von anderen, z. B. Hackländer, für Cádiz bezeugten platten Dächer, *terrados*, die auf ganz bestimmte Gebiete der Halbinsel beschränkt sind, finden sich auch heute nur in einem schmalen Küstenstreifen im Süden und Südosten der Pyrenäen-

halbinsel[70]. Auch das von vielen Reisenden erwähnte Aussichtstürmchen, *el mirador*, ist für die Häuser von Cádiz charakteristisch, findet sich in ähnlicher Form auch sonst im Gebiet der Südküste[71]; wie Willkomm (Balearen 40) angibt, vereinzelt auch in Mahón auf Menorca, wo die Häuser allerdings flachgeneigte Hohlziegeldächer tragen. Nach Hackländer (II, 415) sind die Aussichtstürmchen auf den Häusern von Cádiz mit einem Kuppeldach versehen, während Brandes (24) sie als „viereckige weisse Thürmchen mit kleiner rundlicher Spitze" bezeichnet. Im übrigen heben alle Reisenden, die Cádiz besucht haben, die Reinlichkeit und die auf Wohlhabenheit hindeutende häufige Verwendung von Marmor hervor. Führen wir zum Schluß noch Wolzogen (184/185) an, der beim Vergleich zwischen Cádiz und Sevilla feststellt:

> „Sind gleich die patios in Cadiz nicht mit duftenden Orangenbäumen geschmückt; dienen sie gleich, die Handelsstadt und den Mammon verkündigend, hier häufig als blosse Warenlager, wo Ballen über Ballen sich häufen, so sieht man dafür alle Treppen und Zimmerfußböden mit schönen, grau und weissen Marmorplatten belegt, während man in Sevilla meist nur auf schlechte, holperichte Backsteine tritt. Und nun die zierlichen, blumengeschmückten Fensterbalkons, die dort so ganz und gar fehlen . . ."

b) Das murcianische Haus.

Über das Haus in Murcia besitzen wir nur eine Schilderung von Roßmäßler. Diese ist aber so interessant und eingehend, daß wir sie bei dem Mangel an Darstellungen über das murcianische Stadthaus nicht übergehen wollen. Roßmäßler (I, 135—137, 139) schreibt:

> „Von der Straße tritt man durch eine offen stehende Hausthür in einen sehr kleinen Vorraum, den ich in allen ehemals maurischen Städten fast immer mit einem zuweilen recht hübschen Mosaikpflaster aus kleinen schwarzen und hellen Bach- oder Rollsteinen belegt fand, meist einen Kranz, zu-

---

70 Torres Balbás, FoCoEsp III, 465; Giese, NO-Cádiz 51.

71 Siehe zur Verbreitung Giese, NO-Cádiz 51.

weilen auch das Wort salve dem Kommenden entgegenhaltend. Die nun folgende eigentliche Hausthür ist immer verschlossen und dem Oeffnen pflegt meist ein „quien?“ des portero vorauszugehen. Hinter dieser Thür lag im Hause meines Freundes[72], hinter dessen weissgetünchter Aussenseite kein Deutscher etwas gesucht haben würde, zunächst ein größerer bedeckter Vorraum, an den erst der sehr kleine offene Hof sich anschloss. Von jenem führte rechts eine stolze Alabastertreppe empor, mit theilweise vergoldetem Eisengeländer, auf dessen Anfang neben der ersten Stufe immer ein Gefäß mit frischen Blumen stand. Bekannte des Hauses gingen aber an ihr vorüber bis zu der Alltagstreppe, wie ich sie nennen möchte, welche, wie mit wenigen Ausnahmen es Regel in Spanien ist, so schmal war, daß gerade zwei Personen einander ausweichen konnten. Die Stufen dieser Treppen sind immer mit Backsteinen belegt und vorn mit einer eichnen Kante eingefaßt.

Ehe wir hinaufsteigen haben wir zu ebener Erde noch eine für viele Südspanier, namentlich für alle Murcianer, äusserst wichtige Einrichtung anzusehen. Durch einen Raum, in welchem einige Ackergeräthe aufbewahrt wurden, treten wir in ein Gemach, in welchem vier ungeheure irdene Töpfe, jeder wenigstens eine Ohm fassend, stehen, jeder mit einem reinen Leintuch zugedeckt. Sie enthalten Segurawasser, welches man darin sich absetzen und klären läßt; denn Murcia hat keinen Tropfen anderen Trinkwassers. Solch' ein Topf heisst tinaja . . .

Das erste Stockwerk bestand strenger geschieden als gewöhnlich in Deutschland aus Prunkgemächern und den schlichten Wohnzimmern. Letztere lagen um den kleinen Hof herum und hatten daher kaum nothdürftiges Licht. Die Prunkgemächer verdienten diesen Namen; und doch unterschieden sie sich sofort, was ich in Südspanien als Regel gefunden habe, von deutschen durch die blos blendenweissen Gypswände ohne alle und jede Malerei oder Stukkatur.

---

[72] d. i. eines Professors der Naturgeschichte an dem Instituto de Segunda Instrucción.

Tapeten würden in dem heissen Clima viel zu sehr ein Versteck der Wanzen abgeben . . .

Das Clima erklärt es vollkommen, daß man in keinem Gemache breterne Dielen, die ich selbst in Barcelona nicht gesehen habe, sondern nur Steingetäfel sieht. Namentlich in Valencia giebt es viele und große Fabriken von gemalten glasierten Fliessen, . . . azulejos genannt, mit denen die Zimmer der Reichen belegt sind . . . Sie geben einem Zimmer ein äusserst nettes und reinliches Ansehen und kühlen angenehm. Im Winter, wo sie letzteres nicht sollen, werden grosse Espartomatten, estera, darüber gedeckt . . . Selten hat ein Zimmer mehr als ein, aber auch desto größeres Fenster mit dem nothwendigen Altan. An ihnen ist die Vertheidigung gegen die Hitze der Sonnenstrahlen förmlich in ein System gebracht. Dadurch kann man vollkommene Finsterniss in dem Zimmer herstellen, oder Licht ohne oder mit Luftzug. Statt der leichteren Leinengardinen außen an den Fenstern finden sich im Süden fast allgemein dicke schwere Espartomatten angebracht, welche aufgerollt oben am Fenster ein ungeheuerliches walzenförmiges Packet bilden.

. . . im zweiten Stock eine bedeutende Verringerung der Grundfläche, indem die Scheidewände des ersten Stockes nun als Umfassungsmauern des folgenden hervortreten und ein Dach die nicht höher fortgeführten äussern Gemächer jenes bedeckt. In gleicher Weise verjüngte sich in zwei weiteren Stockwerken das Haus abermals, so daß das letzte nur eine kleine thurmartige Plattform, eine *torreta,* war. Von dieser unregelmässigen Übereinanderstellung ungleicher Stockwerke sind fast die meisten südspanischen Häuser. Man befolgt eben nur die Eingebungen des Bedürfnisses . . . Blickt man von einer Torreta über die umliegenden Häuser, so weiß man sich, selbst wenn man sie von unten genau kennt, in dem Gewirr von unterbrochenen Stockwerken, flachen und geneigten Dächern, Thürmchen und Giebeln, schwer zurecht zu finden."

Auffallend ist die von Roßmäßler angeführte Verjüngung der Häuser in den oberen Stockwerken, von der er als einziger berichtet. Diese Bauweise kennzeichnet auch das ganz in der Nähe

von Murcia, ebenfalls am Río Segura gelegene Städtchen Orihuela, dessen Häuser wie aus aufeinandergeschichteten Würfeln errichtet zu sein scheinen[73]. Die turmartige Plattform, *torreta*, entspricht dem von anderen Reisenden besonders für Cádiz bezeugten *mirador*. Bemerken wir noch, daß der Verfasser für Murcia „flache und geneigte Dächer" nebeneinander erwähnt, während beispielsweise in Cádiz ausschließlich Flachdächer zu finden sind.

Hinsichtlich des Hausrats verdient wiedergegeben zu werden, was Roßmäßler (I, 138) über das Bett des murcianischen Hauses zu sagen weiß:

> „Dies Bett ist nichts weiter als ein mannslanger Sägebock, der, wenn er aufgestellt ist, etwa 8—10 starke Gurtbänder ausspannt, auf welche die erforderlichen Matratzen oder Federkissen gelegt werden. Es ist der Erfindungsgabe des Schlafkünstlers viel Spielraum gelassen, sich ein solches Bettgestell so recht nach seinem Gusto einzurichten[74] . . ."

3. *Posada* und *venta*.

Als ein besonderer Typ des spanischen Hausbaues, der weder zu dem Stadthaus noch zu den Bauernhäusern der verschiedenen Landschaften gestellt werden kann, darf zweifellos die *posada* vergangener Zeiten gelten, der, außerhalb der Orte einsam an der Landstraße gelegen, die *venta* entspricht. Die Eigenart ihrer Anlage und Einrichtung ergibt sich aus dem Zweck, dem sie zu dienen hatte: sie war in erster Linie Übernachtungsstätte für die das Land durchziehenden Maultiertreiber und ihre Tiere. Zu der Zeit, wo sich der Warenaustausch von Provinz zu Provinz fast ausschließlich auf dem Rücken von Maultieren vollzog, waren die *posadas* und *ventas*, besonders in dünn besiedelten Gebieten wie der Mancha, ähnlich den Karawansereien des Orients unentbehrlich. Und gleich niedrig waren auch die Ansprüche, die die an ein rauhes Leben gewöhnten Gäste in bezug auf Unterkunft und Verpflegung stellten. Der Sattel oder ein Gepäckstück, in eine

---

[73] Vgl. Abb. bei Torres Balbás, FoCoEsp III, Tafel S. 478.

[74] Vgl. über die Verbreitung dieser einfachen Bettform Krüger, HPyr A II.

Ecke der Halle oder in die Nähe des Herdfeuers gelegt, dienten als Nachtlager und die Frage der Beköstigung löste jeder selbst[75].

Das allmähliche Entstehen eines Eisenbahnnetzes auf der Halbinsel bereitet auch der altüberlieferten Form der Lastenbeförderung ein Ende und nimmt damit auch der Venta und Posada ihre alte Bedeutung. Die deutschen Reisenden aber haben im vorigen Jahrhundert noch vielfach diese eigenartigen Herbergen kennengelernt. Wer von ihnen zu Pferd oder Maultier das Land durchreiste, war für das Nachtlager fast ausschließlich auf sie angewiesen; denn da dem Spanier das Reisen etwas Ungewöhnliches war, zu dem er sich nur im Notfall entschloß, fehlte in kleinen Orten und auf dem Lande jede andere Art von Unterkunft, so daß der ausländische Reisende nur zu oft mit dem vorliebnehmen mußte, was er in *venta* und *posada* inmitten von Maultiertreibern vorfand.

Die verbreitetste Form dieser Herbergen ist wohl die, welche Willkomm aus Chiva (Valencia) und Hackländer aus Yevenes und Valdepeñas (Neukastilien) beschreiben. So berichtet Willkomm (I, 124/125):

> „Mein Fuhrmann brachte mich in die erste Posada des Ortes, ein verräuchertes, massives Gebäude mit einem hochgewölbten Thorwege, durch den sich die spanischen Posaden und Ventas vor allen übrigen Gebäuden auszeichnen. An dem mittelsten Balcon des Hauses hing ein geweihter, zierlich geflochtener Palmzweig[76] und ein halb verdorrter Pinienast über dem Thore bedeutete, daß hier auch Wein verkauft werde[77]. Der untere Raum des Gebäudes war gewölbt und durch zwei Reihen Pfeiler in drei Abtheilungen geschieden. Die mittlere Abtheilung war gepflastert und stand durch ein

---

[75] Über alle diese Dinge unterrichtet uns schon Cervantes. Vgl. A. Schulten, *Spanien im Don Quijote des Cervantes* in der Zeitschrift „Spanien" I, Hamburg 1919, S. 99/100.

[76] Der geweihte geflochtene Palmzweig als Schutz gegen Feuer wird auch von anderen Reisenden erwähnt; vgl. Abschnitt: Religiöse Bräuche und kirchliche Feste.

[77] Während hier ein Pinienast genannt ist, führt Jariges (123) aus Betanzos (Galizien) an, daß dort ein Lorbeerzweig über der Tür als Zeichen des Weinverkaufs gilt.

Hinterthor mit dem Hofraum in Verbindung, und hier befand sich zugleich der sogenannte „Cargadero“ oder Ort, wo die Lastthiere abgeladen und bepackt werden. Der linke Seitenraum diente als Stallung und enthielt deshalb eine Menge von Krippen längs der Wände, während die rechte Abtheilung, auch blos durch einen großen Gewölbbogen von der eigentlichen Hausflur getrennt, mit Ziegeln belegt war und als Küche diente. Von hier aus führte eine Steintreppe in das obere Stock des Hauses. Auf diese Weise sind ungefähr alle spanischen Wirthshäuser eingerichtet.“

Dieselbe charakteristische Gebäudeeinteilung, drei durch zwei Reihen steinerner Pfeiler voneinander getrennte Räume, von denen der linke als Stallraum, der mittlere als Packraum und der rechte als Küche dient, findet sich nach H a c k l ä n d e r auch bei den Wirtshäusern Neukastiliens. So schildert dieser Reisende eine *venta* bei Valdepeñas wie folgt, wobei er noch besonders auf die Küche und ihre Einrichtung eingeht (Hackländer II, 210—212):

„Ein mächtiges Thor verschliesst den Eingang, das erst nach tüchtigem Anklopfen geöffnet wird . . . Hinter diesem Thore beginnt ein grosser Raum, eine einzige gewaltige Halle, deren Decke vom Dache mit seinem Sparrenwerk gebildet und von zwei bis drei Reihen starker steinerner Pfeiler getragen wird. In diesem Raum herrscht Tag und Nacht ein beständiges Halbdunkel, welches ebensowenig das große Herdfeuer oder einige Oellampen zu vertreiben vermögen, als das Tageslicht, das nur durch ein paar unbedeutende Lucken oder sonstige kleine Oeffnungen einzudringen vermag . . . Vermag man den ganzen Raum zu übersehen, so bemerkt man wohl, daß hier über hundert Maulthiere mit ihren Führern, Karren und Ballen Platz haben. Links vom Thor stehen die beladenen Fuhrmannskarren, so eng als möglich zusammengeschoben, und dahinter an den Wänden sind die Maulthiere angebunden, die zuweilen stampfen, schnauben und sich schütteln, wobei man ihre Halfterketten rasseln hört. Rings um die Pfeiler, welche das Dach tragen, sieht man Ballen und Fässer, Kisten und Kasten, und es dienen diese wieder zum Lager einiger schläfrigen Arrieros, welche schon ausgestreckt dort liegen.“

Soweit seine Darstellung der äußeren Bauform der Venta. Anschließend entwirft er ein Bild von der Küche mit ihrem für die altertümlichen Küchen Spaniens typischen offenen Herdfeuer ohne Kamin und dem Hausrat, der sich ähnlich auch in anderen Gegenden des Landes wiederfindet:

> „Doch lassen wir alle die ebengenannten Gegenstände in ihrem Halbdunkel und wenden uns rechts vom Eingange, wo am andern Ende der Halle auf dem gepflasterten Boden ein gastliches Feuer hoch emporlodert. Um die künstliche Ableitung des Rauches bekümmern sich die spanischen Bauleute nicht, er sucht seinen Weg theils durch die Dachlucken, theils zieht er hoch oben als leichtes Gewölk durch die ganze Halle. Neben dem Herde befindet sich gewöhnlich eine Art von Verschlag, wo der Ventero oder die Padrona das Bischen Küchengeschirr, auch Flaschen und Gläser aufgestellt haben, welche sie zu ihrer Wirthschaft brauchen, daran schließt sich öfters ein starkes hölzernes Gestell, mit mehreren oft mannshohen und verhältnismäßig breiten Krügen von rothem Thon, wie in dem Landhause bei Valencia, welche den Wasserbedarf für das Vieh enthalten; darüber befinden sich auf einem Brette kleine zierliche Gefässe für den Gebrauch der Reisenden selbst. In nächster Nähe des Herdes sieht man eine Art Divan, natürlicher Weise roh von Holz gemacht, an den Wänden hinlaufen, auf welchem hie und da ein kleines Polster oder ein Stück Teppich liegt, — vielleicht für einen Gast, den man besonders ehren will. Oben zwischen dem Sparrenwerk des Daches kleben einige Kammern, die von hier aus wie Schwalbennester aussehen."

Über den Herd und seinen einfachen Bau fügt Hackländer (II, 172) noch ergänzend hinzu, als er von der *posada* in Yevenes in der Mancha spricht:

> „Der Ausdruck „Herdfeuer" ist eigentlich eine unrichtige Bezeichnung, indem sich in diesen Posaden nirgends ein Herd befindet, vielmehr brennt das Feuer auf dem gepflasterten Boden, öfter aber auf einem abgenützten Mühlsteine, der in die Erde eingestampft ist."

Die großen Wassergefäße aus rotem Ton, die sich überall da in Spanien finden, wo kein Brunnen mit Trinkwasser in der Nähe ist, sind die auch von anderen Reisenden erwähnten *tinajas*, die bis 1,50 m hoch sein können[78]. Die ruhebankähnliche Sitzgelegenheit in der Nähe des Feuers führt auch Humboldt (Spanienreise 220) aus Santa Cruz in der Mancha an, wo in der Küche eines Wirtshauses rings um das Feuer „ein Vorsprung der Mauer zum Sitz" dient, „und dieser Sitz ist mit einer Estera bedeckt."

Während der Reisende gewöhnlich durch den gewölbten Torweg in die Herberge gelangt, kann die *venta* oder *posada* auch vom Hofraum her betreten werden, da das Gebäude durch ein rückwärtiges Tor mit diesem verbunden ist — wie Willkomm (I, 124) in der oben wiedergegebenen Darstellung aus Chiva erwähnt. So sind die Angaben Hackländers (II, 171) aus Yevenes in der Mancha zu verstehen, dessen Beschreibung der *posada* sich im übrigen ganz mit den bereits angeführten Beispielen deckt:

> „Wir ritten in einen von Mauern umschlossenen Hof und kamen dann in die von andern spanischen Posaden her uns schon bekannte große Halle, wo die Familie des Wirths mit den eingekehrten Fremden und deren Thieren in angenehmner Gemeinschaft lebt. Man kann einen solchen Platz mit einer großen Scheuer vergleichen oder mit einem Schuppen, der durch Pfeiler, welche das Dachgebälke tragen, in verschiedene Abtheilungen getheilt wird. In einer derselben befindet sich die Küche, gegenüber stehen Maulthiere und Pferde, und der Mittelraum wird zu Handel und Wandel und später zu Schlafstellen für die Fremden benützt."

Eine interessante Ergänzung zu den angeführten Berichten liefert der Verfasser der *Rückerinnerungen* (52/53), indem er bei der „Schilderung einer Venta in dem unbewohntern Theile Neukastiliens" über das Leben in diesen Quartieren der Maultiertreiber sagt:

> „. . . da erscheint kein Wirth, kein Stallknecht und kein Stubenmädchen: der Führer spannt die Thiere aus und bringt sie unter; der Reisende nimmt seinen Bündel in den Arm und

---

78 Vgl. S. 88—89.

sucht die Küche, denn diese ist der Sammelplatz der Gäste und der häuslichen Bewohner. In der Mitte steht ein großer Feuerherd und speit die Rauch- und Flammen-Wolke in die achteck-pyramidenförmige Konkavität des Schornsteinschlundes; ringsum sitzen Weiber, Kinder, Katalaner, Arragonier und Kohlenbrenner . . . Jeder kocht sich selbst in einem kleinen irdenen Topfe, oder bratet sich ein Rebhuhn, ein Kaninchen, das er mit bringt. Höchstens Wein und Brod und Speck und Eyer, liefert auf Begehren die Ventera, wenn man höflich ist, aber alles riecht nach Knoblauch. Der Fuhrmann schläft auf seinem Schaafpelz in der Küche, und die Herrschaft eine Treppe höher in dem Saal — will sagen, ein Gemach mit Ziegelböden, Mauerwänden, Gnadenbildern, Fensterlöchern ohne Glas und Rahmen und mit einigen Alkoven-Betten . . . Der Aufenthalt in diesen Ventas ist so ekelhaft als melancholisch; verdriesslich, stolz und träge thun die Leute was man fordert; sie sehen jeden Fremden mit Verachtung an . . ."

Damit sind die besonderen Verhältnisse in diesen nicht auf Reiseverkehr eingestellten Herbergen, auf die wir bereits einleitend kurz hinwiesen, genügend gekennzeichnet. Zahlreiche Äußerungen anderer Reisender bestätigen dies an Stellen, wo sie nicht weiter auf die Einrichtung der *ventas* und *posadas* eingehen. Es sind immer wieder die Klagen von Landesfremden, die, unter *arrieros* verschlagen, vergeblich gehofft hatten, bequemes Nachtlager und gute Verpflegung vorzufinden.

Abschließend sei noch die ebenso eigenartige wie praktische Sitte erwähnt, wie nach Roßmäßler (I, 119) die Last- und Reittiere in einer *posada* bei Elche (Valencia) angebunden werden:

„In der Mauer waren in regelmäßigen Abständen Widderhörner eingemauert, als ganz zweckdienliche Mittel, die Pferde, Esel und Maulesel daran zu binden. Vor den Ställen befanden sich statt der Thüren ungeheure Vorhänge von Esparto . . ."

4. Höhlenwohnungen.

Höhlenwohnungen sind im ganzen Mittelmeergebiet verbreitet. Da neben der Bodenbeschaffenheit — Mergel, Ton, Gips, Löß tertiärer und quartärer Ablagerung sind am geeignetsten — ein trockenes, sommerheißes Klima für ihre Anlage von ausschlaggebender Bedeutung ist, fällt ihr Vorkommen fast überall mit dem Auftreten von Steppenlandschaften zusammen[79]. Unter den südeuropäischen Ländern ist daher Spanien besonders reich an Höhlenwohnungen. Wenn diese Form des Wohnens auch uralt ist und in früheren Zeiten sicherlich größere Verbreitung hatte, als in der Gegenwart[80], so sind doch die Vorteile der unterirdischen Wohnweise — Schutz gegen Staub und Hitze im Sommer und gegen Wind und Kälte im Winter — so groß, daß man in den Hochlandschaften des Innern wie in den Randlandschaften des Südostens ungern davon abläßt, so daß die in Höhlenwohnungen lebenden Spanier noch heute nach Tausenden zählen.

Die deutschen Reisenden haben in den verschiedensten Gegenden der Pyrenäenhalbinsel Höhlenwohnungen beobachtet, in Aragonien, Valencia, der Mancha und Ostgranada. So schreibt Körner (169) über die Sadt Calatayud in Aragonien:

> „Der untere Theil . . . lagert sich an eine Art von einzeln stehenden Bergrücken hin, der sich wie eine Cyclopenmauer durch das Thal zieht. Dieser Kamm nun oder Rücken ist theilweise oberhalb der untern Stadt ausgehöhlt, d. h. man sieht von außen unregelmäßige Reihen von Löchern, von denen viele durch den ganzen Berg gehen sollen, so daß man auf der andern Seite eine entsprechende Art Löcher zu sehen bekömmt. Und in diesen Maulwurfsgängen sind menschliche Wohnungen, worin ein großer Theil der Bevölkerung haust. Wir hatten zwar in den Vorstädten von Granada mehrere solche Colonien in die Berge gegraben gesehen, der Aufenthalt von Zigeunern, und auch, wie unser Führer sagte, von Armen der Gente Castellana, aber solche großartige und regel-

---

[79] Vgl. die Karte bei O. Jessen, *Höhlenwohnungen in den Mittelmeerländern.* Peterm. Mitt. 1930, 129.

[80] Noch heute lauten viele Ortsnamen *Cuevas de . . .* vgl. García Mercadal, *La casa popular en España* 16.

mäßige Aushöhlungen, wie die an dem Bergrücken von Calatayud, waren uns noch nirgends vorgekommen. Dieses Quartier soll der älteste Theil der Stadt und schon von den Mauren bewohnt worden sein. Wenigstens heißt es noch jetzt la Moreria“.“

Daß es sich hier um eine Höhlensiedlung größten Stils handelt, geht auch aus den Angaben von Torres Balbás[81] hervor, wonach früher ein Fünftel der Einwohner Calatayuds in diesen unterirdischen Behausungen lebte. Heute entvölkern sich die Höhlen immer mehr, hauptsächlich wegen der wachsenden Einsturzgefahr[82]. Interessant ist Körners Hinweis auf die Bezeichnung *la Moreria*. Da die Höhlenviertel als ältester Teil der Stadt gelten und diese von den Mauren gegründet wurde (Calatayud = Schloß des Ayub), besteht die Möglichkeit, daß sich die ersten Einwohner in Höhlen ansiedelten.

Genauer berichtet Wattenbach (68) über die Höhlenwohnungen von Burjasot bei Valencia[83]:

„Besonders merkwürdig aber sind am andern Ende des Dorfes die Troglodyten, eine ganze Bevölkerung, die im Felsen lebt. Die Oberfläche ist ganz flach, man sieht da die Rauchfänge, und die größeren Luft- und Lichtlöcher der Höfe, um welche die Zimmer sich reihen. Die Wohnungen, deren Bewohner sich darin sehr gut zu befinden schienen, sind sauber und ordentlich, vollkommen trocken. Sie heißen *Sichas*[84], und werden wohl, wie der Name besagt, nichts anderes sein als alte Kornmagazine, Silos, welche zu ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr gebraucht, und deshalb zu Wohnungen benutzt werden. Der Fels ist sehr leicht zu bearbeiten, und wenn die Familie wächst, höhlt man ein neues Zimmer aus, vorausgesetzt, daß der Nachbar nicht schon zu nahe wohnt.“

Die Höhlen sind hier also, ähnlich wie in Benimámet, in die sanft geneigten Wände der vorwiegend flach gelagerten Gesteins-

---

81 FoCoEsp III, 215.

82 FoCoEsp III, 216.

83 Über die Verbreitung von Troglodytensiedlungen in der Provinz Valencia vgl. FoCoEsp III, 212.

84 = *sitgas*, d. h. ursprünglich in den Boden eingelassene Kornmagazine,

schichten hineingegraben. Die erwähnten größeren „Luft- und Lichtlöcher", um die die Wohnhöhlen wie um einen *patio* gruppiert sind, finden sich ebenfalls in dem in der Nähe gelegenen Benimámet[85], dessen Höhlenwohnungen trotz der ärmlichen Bevölkerung noch heute die gleiche Sauberkeit und Wohnlichkeit aufweisen, von der schon Wattenbach spricht[86]. Die Leichtigkeit der Felsbearbeitung, die der Verfasser erwähnt, ist typisch für alle Troglodytensiedlungen der Provinz Valencia und bildet noch heute den Anreiz zur Anlage neuer Höhlen[87].

Als eine Sehenswürdigkeit gelten auch die Höhlenwohnungen von Villa Cañas bei Tembleque, die Hackländer (I, 353) bei seinem Ritt durch die Mancha kennenlernt. Er schreibt darüber:

> „Als wir die Höhe des Ortes erreicht hatten und fast schon im Freien waren, sahen wir auf einem Felde neben uns statt der Lehmhütten, die rings umher standen, nur Dinge wie Schornsteine, die ohne ein Dach oder sonst etwas aus dem Erdboden emporzusteigen schienen. Ich erinnerte mich etwas Aehnliches in Dörfern auf dem Libanon gesehen zu haben, und sind das Wohnungen so gut wie die anderen, nur daß sie sich unter der Erde befinden und außer der Thüre und dem Schornsteinloch keine weiteren Oeffnungen haben."

Auffallend ist, daß die Höhlen von Villa Cañas nicht wie fast alle anderen Anlagen dieser Art in einen mehr oder weniger stark geneigten Bergabhang eingegraben sind, sondern sich in dem Gipsmergelboden eines völlig ebenen Geländes befinden. Daher der sonderbare Anblick, von dem Hackländer berichtet. Das Stadtviertel umfaßt nach Jessen[88] 400 bis 600 unterirdische Wohnungen mit teilweise zahlreichen Zimmern. Auch hier werden noch heute neue Höhlenwohnungen angelegt[89].

Willkomm endlich erwähnt die Höhlenwohnungen von Cullar de Baza und Purullena in Ost-Granada, welche zu dem an

---

85 Vgl. FoCoEsp III, 213 (Phot.).

86 FoCoEsp III, 214 (Tafel).

87 Vgl. hierzu FoCoEsp III, 212.

88 Petermanns Mitteilungen 1930, 130.

89 FoCoEsp III, 214. Vergleiche über die Höhlenwohnungen in der Mancha auch O. Jessen, *La Mancha*. Hamburg 1930, S. 207 ff.

Höhlen besonders reichen Becken von Guadix und Baza gehören. Leider beschränkt auch er sich darauf, den äußeren Anblick, den sie bieten, zu schildern. So schreibt er über die Höhlenstadt Cullar de Baza (Willkomm III, 81):

> „Ein großer Theil des Ortes besteht aus Höhlen, welche man in die benachbarten thonigsandigen Hügel gegraben hat. Deshalb sind diese mit einer Menge von Feueressen besetzt, was höchst seltsam aussieht."

Guadix selbst wo nach Brunhes[90] über 3000 Personen, nach Torres Balbás[91] sogar 10 000 Menschen in unterirdischen Behausungen leben sollen, hat Willkomm nicht besucht. Auf der Hochebene von Guadix aber bietet sich ihm in Purullena ebenfalls das interessante Bild eines von Troglodyten bewohnten Ortes (Willkomm III, 69):

> „Die Sonne war schon zur Rüste gegangen, als wir nach dem Dorfe Purullena gelangten, das an der Vereinigung des Flusses von Graena mit dem Rio Anchuron an einer der interessantesten Stellen der Hochebene von Guadix erbaut ist. Rings um die wenigen Gassen des Orts erheben sich die schroffen Erdwände in den seltsamsten Gestalten an zweihundert Fuss hoch. Die feste Consistenz des Lettens erlaubte hier, eine grosse Menge Höhlen, ja vollkommene Häuser in den Thalwänden auszugraben. Ich glaube sogar, daß in Purullena viel mehr Menschen in Höhlen leben als in Häusern. Gewährt dieses Troglodytendorf schon am Tage einen seltsamen Anblick, wegen der zahllosen Thüren, Fenster- und Schornsteinöffnungen, die sich rings herum in den Wänden des kesselförmigen Grundes befinden, so ist derselbe bei Nacht, wo alle diese Höhlen erleuchtet sind, noch um Vieles fremdartiger."

Die Vermutung, daß die Mehrzahl der Ortsinsassen unterirdisch lebt, trifft auch auf die Gegenwart noch zu. So wohnen nach Torres Balbás[92] heutzutage von den 328 „vecinos" Purullenas nur 50 in Häusern, während der Rest sich auf die Höhlen verteilt.

---

[90] *La Géographie humaine* I, 107.
[91] FoCoEsp III, 208.
[92] FoCoEsp III, 208.

III. Religiöse Bräuche und kirchliche Feste.

Inhaltsverzeichnis.

Bibliographie 112

Einleitung: Wie urteilt der deutsche Reisende über die religiöse Einstellung des Spaniers? 113

1. Religiöse Bräuche in Spanien 118
   a) Beachtung der Bräuche durch das Volk 118
   b) Die Haltung der Geistlichkeit 124

2. Kirchenfeste 128
   a) Weihnachten 128
   b) Die Karwoche — Fastnachtsbräuche 132
   c) Fronleichnam 148
   d) Andere Feiertage 154

3. Marienkult und Heiligenverehrung 158
   a) *Las flores del Mayo* 158
   b) *Las Mondas de Talavera* 159
   c) San Antonio-Fest 160
   d) San Isidro-Fest 163
   e) Andere Beispiele von Heiligenverehrung 164

4. Begräbnissitten und Totenverehrung 167
   a) Aufbahrung und Beisetzung 167
   b) Die Friedhöfe 170
   c) *La víspera de los difuntos* 171

Bibliographie.

Christiansen, F., *Festliches Spanien.* Leipzig 1935.

Haberlandt, M., *Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung.* In: G. Buschan, *Illustrierte Völkerkunde,* Bd. II, 2. Stuttgart 1926, S. 290.

Kany, Ch. E., *Fiestas y costumbres españolas.* London (1929).

— *Spanish Life and Manners 1750—1800. After the plays of Ramón de la Cruz.* Berkeley, Cal. 1932.

Moya Casals, E., *Aspectos de Sevilla durante la Semana Santa.* Melilla 1925.

Land und Leute in Spanien. Langenscheidts Handbücher für Auslandskunde. Berlin-Schöneberg (1909).

Sánchez y Cantón, F. J., *España.* Madrid 1934.

Serra y Boldú, V., *Costumbres religiosas.* FoCoEsp III. Barcelona 1933, S. 503—662.

Einleitung: Wie urteilt der deutsche Reisende über die religiöse Einstellung des Spaniers?

Wenn ich im folgenden versuche, ein Bild zu geben von dem religiösen Leben Spaniens, wie es die Reisenden älterer Zeit gesehen und dargestellt haben, so ist hierzu eine Einschränkung zu machen. Mit Rücksicht darauf, daß sich die Wahrnehmungen und Beobachtungen über einen größeren Zeitraum, fast ein Jahrhundert erstrecken, wurden in den Vordergrund der Betrachtung die mannigfachen Formen gestellt, in denen sich das religiöse Leben des Spaniers vollzieht. Es galt, all das zu erfassen, was unseren Reisenden an religiösen Sitten und Bräuchen, an der Art, wie kirchliche Feste begangen werden, in dem Gastlande aufgefallen war und sie zur Darstellung gereizt hatte. Diese Dinge als besonders augenfällig werden auch zuerst einer Schilderung für wert erachtet; über sie hinaus gelangt man erst dazu, Betrachtungen anzustellen über den Sinn und Wert, der ihnen zugrunde liegt. Sie sind daneben zumeist bleibende Erscheinungen, die, natürlich mit Abweichungen, für den ganzen von uns betrachteten Zeitraum von den Reisenden immer wieder bezeugt werden und sich zum Teil bis in die Gegenwart erhalten haben.

Wollte man darüber hinaus aber versuchen, aus den Reisebeschreibungen ein Bild zu gewinnen, wie die Deutschen über die religiöse Haltung und Einstellung des Spaniers, über seine Religiosität denken und urteilen, so ergeben sich große Schwierigkeiten. Natürlich kommen fast alle auf diese Frage zu sprechen, die lange genug im Lande gewesen sind, um überhaupt ein Urteil über spanische Verhältnisse abgeben zu können; dafür begegnet der Reisende religiösen Äußerungen der Volksseele in Spanien ja auch auf Schritt und Tritt. Die Schwierigkeiten einer richtigen Beurteilung liegen aber in dem großen Zeitraum, über den wir unsere Untersuchungen ausgedehnt haben. Wie sich die politischen Verhältnisse im Lande — besonders im 19. Jahrhundert nach dem

Unabhängigkeitskrieg — in ständiger Gärung befinden und konservative und liberale, gemäßigte und radikale Strömungen dauernd ablösen, so wechselt unter ihrem Einfluß auch vielfach die Einstellung des Volkes zu Kirche und Geistlichkeit und damit die Haltung in religiösen Fragen.

Der eine Reisende findet bei seinem Aufenthalt auf der Pyrenäenhalbinsel eine fast uneingeschränkte Herrschaft der Priester und Mönche vor, die es verstehen, das Volk in Unwissenheit und Bigotterie zu halten; ein anderer dagegen besucht das Land zu einer Zeit, wo in Auswirkung radikalliberaler politischer Anschauungen Mönchs- und Nonnenklöster aufgehoben worden sind und der gemeine Spanier mit Verachtung auf den Priesterstand herabsieht. Wie schnell dabei das eine Extrem durch das andere ersetzt werden kann, sei an den Äußerungen zweier Reisender aus dem Ende des 18. Jahrhunderts verdeutlicht, zu einer Zeit also, wo sich derartige Entwicklungen noch in engeren Grenzen hielten als im folgenden Jahrhundert. Während Kaufhold (I, 290) nach einem Spanienbesuch in den Jahren 1790—92 schreibt: „Die Achtung, welche in Spanien der Laye der Geistlichkeit bezeigt, übersteigt allen Glauben", und Beispiele dafür anführt, wie sich insbesondere der Fremde hüten muß, durch allzu freimütige Äußerungen die Inquisition auf sein Haupt zu beschwören, ruft Chr. Aug. Fischer (Reise 332) kaum zehn Jahre später aus: „Reiset ruhig nach Spanien! Die Zeiten der Finsterniss sind vorüber, die Autosdafé vergessen! Geht in die Messe und kauft euch einen Beichtzettel, Jude oder Heide — Niemand bekümmert sich darum."

Ähnlich schwankt auch die Beurteilung der religiösen Einstellung des Spaniers im 19. Jahrhundert. Die einen Reisenden berichten von einem Volk, das augenscheinlich fanatisch an seinem Glauben hängt, das der Geistlichkeit und den Ordensangehörigen mit Ehrerbietung begegnet und ihnen blindlings vertraut, die andern sprechen wiederum von dem Spanier als einem Menschen, der in religiösen Dingen völlig indifferent ist und nur aus Überlieferung die äußeren Formen der gottesdienstlichen Handlungen beachtet. Beides sind zeitlich betrachtet richtige Beobachtungen, und in ihrem Wechselspiel auch uns für die Gegenwart durchaus geläufige Vorstellungen. Es ist eben für den Fremden sehr schwer,

sich dieses gegensätzliche Verhalten des spanischen Menschen zu erklären. Daher gelingt es auch nur wenigen Reisenden, tiefer in die Volksseele einzudringen. Die meisten Deutschen, die das Land in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besuchen, neigen der Ansicht Körners (289) zu, der nach mehrjährigem Aufenthalt in Spanien schreibt:

„Meine eigene Beobachtung ist, daß die Spanier ein sehr kirchliches Volk sind, aber kein tief Religiöses. Es gibt wohl ausnahmsweise Personen, die besonders geistlich gestimmt sind. Selbst in Madrid gibt es einige wenige Damen der höheren Gesellschaft, welche auch äußerlich rigourös sind. Man nennt sie „beatas“ . . . Die Religionsgebräuche sind dem Volk zur andern Natur geworden, aber daß die Religion das ganze Leben in seinen Familien- und gesellschaftlichen Beziehungen hier durchdrungen habe, kann man gewiß nicht behaupten. Ich habe sogar allen Grund zu glauben, daß bei den gebildeteren Klassen theilweise völliger Atheismus herrscht, keine ungewöhnliche Erscheinung in den katholischen Ländern, theilweise Skepticismus oder die höchste Indifferenz, hauptsächlich bei den Männern. Nichts desto weniger bequemen sich die Skeptiker und Indifferenten, die Aeusserlichkeiten mitzumachen. Auf dem Lande mag wohl noch strenger Glaube vorherrschen, doch auch dieses wird von Vielen bezweifelt. Der Spanier ist an und für sich ein ziemlich lebhafter und aufgeweckter Kopf. Sein abstraktes Denkvermögen ist nicht weit her; aber er weiss, was ihm gut und nützlich ist . . .“

Ähnlich äußert sich auch Roßmäßler (I, 233/234):

„Der Spanier liebt seine Kirche, sie ist ihm ein Bedürfniss . . . Die Kirche und der Klerus sind ihm zwei völlig getrennte Dinge. Ob er auch letzteren liebt, darüber erlaube ich mir kein Urtheil . . . Nur eine Wahrnehmung gehört hierher, die mich in hohem Grade in Erstaunen gesetzt hat: ich habe nie einen der unzähligen Priester, die man in großen Städten auf allen Gassen sieht, vom Volke grüssen sehen. Wo es geschahe, war es ersichtlich der Gruss näherer Befreundung. Unter den höheren Ständen herrscht nach einigen eigenen Bemerkungen und nach Versicherungen von Spaniern der

radikalste Unglaube, unbeschadet eines häufigen „Mitmachens" der kirchlichen Gebräuche . . ."

Ich glaube, mit diesen Feststellungen haben unsere Landsleute nicht schlecht beobachtet: Der Spanier und seine Kirche gehören unzertrennlich zusammen. Sie ihm nehmen zu wollen, hieße, ihm einen Teil seines eigenen Ich rauben. In demselben Sinne ist auch die Beachtung der religiösen Bräuche zu verstehen, die, wie Körner sagt, „dem Volk zur andern Natur geworden sind". Sie zu unterlassen würde für den Spanier dasselbe bedeuten wie der Verzicht etwa auf die gesellschaftlichen Umgangsformen, nämlich Selbstentäußerung bis zu einem gewissen Grade.

Wir begehen zumeist den Fehler, von unserer eigenen, verinnerlichten Anschauung aus bei dem Südländer dasselbe zu suchen, was wir unter Glauben verstehen, und legen diesem dann als Oberflächlichkeit, Unaufrichtigkeit oder Unglauben aus, was doch nur einer andern seelischen Haltung entspringt. Daß die Gläubigkeit des Spaniers ganz anders gewertet werden muß, kommt in den Reisebriefen eines jungen Deutschen gut zum Ausdruck, wo es heißt (Häring 135):

„Die Stelle der klaren Gedanken, die uns so nothwendig im Dasein sind, vertritt bei dem Spanier die Schwelgerei der Gefühle, gleichviel wofür, gleichviel worin. Die Religion gehört beim Spanier in das tägliche Lebensbedürfniss, und hat er diesem genügt, so tritt ein anderes ein, dem er mit gleichem Ernst, mit gleicher Feierlichkeit Genüge thut. So ganz ins Leben hineingezogen, ist die Religion hier fester und sicherer im Volke eingewurzelt, als irgend wo, allein die Religiosität ist eben darum hier loser als irgend wo, und kein Volk auf Gottes Erdboden dürfte von so lauer Moral, von so weitem Gewissen sein. Keine seiner Leidenschaften findet in der Religion einen Damm, keine seiner Tugenden eine Stütze, sie liegt seiner Versittlichung vollkommen seitwärts, und leistet eher seiner Begierde Vorschub, als dass sie dieselbe mäßigt."

Und derselbe Verfasser gibt dann an anderer Stelle (Häring 112/113) ein Beispiel dafür, wie grundverschieden der Spanier die Dinge sieht, die wir uns hüten müssen, mit den gleichen Worten Religiosität oder Gläubigkeit zu belegen:

„Einen Irrthum glaube ich Euch benehmen zu müssen, den, dass Spanien allüberall des Katholicismus überdrüssig wäre. Ganz andere Motive sind es, die das Land nöthigen, die geistlichen Güter anzutasten, als die man bei uns ihm unterlegt, und wenn das Volk die Klöster plündert, so glaubt ja nicht, dass es weniger bigot ist als sonst. Vor dem silbernen Crucifix, das er gestohlen, kniet der Räuber hin, und bittet es um Verzeihung, gelobt ihm, es in bessere Hände zu verkaufen, als es sich jetzt befindet, tröstet es, dass er es zu einer sehr frommen Duenna bringen würde, die werde es in vollen Ehren halten, und des Tages sechsmal ihr Gebet davor verrichten, ruft seine Schutzheiligen als Fürsprecher und Zeugen an, dass er sein Wort halten werde, und kauft sich, um den letzten Zorn zu beschwichtigen, aus einem Theil des Erlöses ein hölzernes Crucifix, wie es einem Manne seines Standes zukommt.

Neulich erzählte mir ein Lastträger voller Seelenruhe, dass er es so gemacht habe, und als er aus dem Busen sein hölzernes Crucifix hervorholte, liebkoste er es mit einer gewissen Inbrunst, und in einer Art und Weise, als ob er's mit ihm längst ausgemacht, dass er ihm beim Verkauf des silbernen und dem Kauf dieses hölzernen einen bedeutenden Gefallen erzeigt habe."

Nach dem Gesagten, das zeigt, wie schwer es ist, auch die religiöse Psyche eines fremden Volkes zu würdigen und zu verstehen, darf es uns auch nicht wundernehmen, wenn durch die im folgenden angeführten Schilderungen spanischer Bräuche und Kirchenfeste oftmals ein herabsetzender oder tadelnder Ton hindurchklingt. Vergessen wir nicht, daß der deutsche Reisende trotz aller Spanienbegeisterung, die ihn oftmals ja direkt dazu veranlaßt hat, das Land aufzusuchen, gerade religiösen Dingen gegenüber nie den Nordländer und Protestanten (der er zumeist ist) verleugnen kann. Der Wert der angeführten Schilderungen liegt ja, volkskundlich gesehen, nicht in der kritischen Stellungnahme, sondern in der Aufzeichnung der vielen bunten Seiten des fremden Volkslebens.

1. Religiöse Bräuche in Spanien.

a) Beachtung der Bräuche durch das Volk.

Wie ich bereits sagte, drängt das religiöse Empfinden des Spaniers wie alle Lebensäußerungen des Südländers unmittelbar nach sichtbarem Ausdruck. Jedes Gefühl, jede innere Regung muß äußerlich Gestalt gewinnen. So stoßen auch die Reisenden in Spanien, mehr als in irgendeinem anderen Lande, überall auf religiöse Bräuche und Einrichtungen. Dabei fällt ihnen zunächst auf, wie strenge man die herkömmlichen äußeren Formen beachtet. Kaum lassen sich die Glocken einer Kirche oder Kapelle, das Glöckchen eines Priesters vernehmen, so wandelt sich der eben noch ausgelassene, zornige oder lässige Spanier, an seine religiöse Pflicht gemahnt, sofort zum gläubigen Christen, der, wenn auch nur auf Minuten, Herz und Sinn willig der Gottheit leiht.

Als Humboldt auf seiner Spanienreise nach Pedroabad bei Andújar kommt, überreicht er dem Korregidor seinen Paß, den dieser Wort für Wort studiert.

> „Als mitten im Reden die animas läuteten", fährt Humboldt (224) fort, „nahm er den Hut vors Gesicht, betete, wie wir auch, sein Ave Maria, bekreuzigte sich dann, und man sagte sich darauf eine Art Glückwunschcompliment. Dies bemerkte ich auch zu andern Stunden, wo geläutet wird, und erst hier mehr, nicht in Madrid."

Aber noch wenige Jahre vorher ist Baumgärtner (108/109) gerade in Madrid Zeuge geworden, wie auch hier alles demselben Brauch gehorcht:

> „Eben da ich unterwegs war in mein Quartier zu gehen, (es war in der Dämmerung) fieng es in einer Klosterkirche an zu lauten: auf einmal standen alle Personen stille, entblössten ihr Haupt, und beteten mit großer Andacht . . . Nach Verlauf von ohngefehr zehn Minuten war ein Jeder mit seinem Gebete fertig und Einer rief nun dem Andern (tenga Usted buenas tardes) einen glückseligen guten Abend zu."

Dieser Abendgruß wird ihm auch von den Hausgenossen zuteil, ohne daß er ihn zuerst als solchen erkennt:

„Als ich nach Hause kam, und mir die Köchin ein Licht brachte, hielt sie beim Eintritt in das Zimmer gleichsam eine Standrede . . . Es war der gewöhnliche Abendgruss, welcher ihrer Zunge so geläufig war, dass er gleichsam aus dem Munde herausflog . . . die Frau vom Hause kam hinzu, und machte mir die Auslegung davon. Der Spruch heisst: Sea loado y bendito el santo sacramento del santísimo altar[1] (gelobet und gesegnet sei das heilige Sakrament des heiligsten Altars) zu diesen wird noch hinzugesetzt: Tenga Usted buenas tardes." (Baumgärtner 109/110)

Mit dem wachsenden Getriebe hat sich diese Sitte später in den Städten verloren. Das Staunen der Reisenden erregt auch immer wieder die Ehrfurcht, mit der dem Priester bei einem Versehgang begegnet wird. Alles Leben stockt, und jedermann beeilt sich, dem Sakrament die schuldige Ehre zu erweisen. Willkomm (III, 212) beobachtet eines Abends einen solchen Zug in Sevilla in der Nähe des Tors von Carmona:

Voran geht „ein Knabe, welcher in der einen Hand eine Laterne, in der andern eine Klingel hielt. Diesem folgte ein Priester im Messornat, begleitet von zwei Chorknaben mit Rauchfässern und umringt von vier Kirchendienern, die lange Stäbe mit einer achteckigen Laterne an ihrer Spitze trugen."

Er fährt dann fort:

„Es war ein Geistlicher, der sich auf dem Wege befand, einem Kranken das Sacrament zu bringen. Sowie er das Thor passirte, trat die gesammte Wache unter das Gewehr und zwei Mann folgten dem Zuge als Sauvegarde, aber mit entblösstem Haupte. Der Priester musste vor der Kneipe vorübergehen, weshalb sich die Wirthin beeilte, ein Paar Lampen anzuzünden und sie auf die Schwelle zu stellen, wie dies in Spanien gebräuchlich ist, wenn das Sacrament bei Nacht vorübergetragen wird. Auch die Balcons der benachbarten Häuser wurden mit Lampen erhellt."

Auch Loning (108) berichtet von dieser Sitte, der sich jedermann unterwirft:

---

[1] Die Fehler sind verbessert worden.

„Wird das Viaticum zu einem Kranken gebracht, so geschieht dies öffentlich und mit grossem Pompe. Führt der Weg zum Kranken über einen öffentlichen Platz, wo tausende von Menschen versammelt sind, so herrscht augenblicklich, sobald man die den Priester begleitende Glocke vernimmt, die grösste Stille, und in der demüthigsten Stellung erwarten alle den Segen des Allerheiligsten. Truppen erweisen ihm auf den Knien liegend und mit zur Erde gesenktem Gewehr die Honneurs. Wenn es Abend ist, so stellt ein Jeder, arm oder reich, ein Licht vor ein offenes Fenster seiner Wohnung, verläßt für den Augenblick seine noch so wichtige Arbeit, um dem Kranken, für welchen es bestimmt ist, ein stilles Gebet zu weihen."

Ebenso berichtet Kaufhold (II, 118—120) aus Madrid:

„Heute Abend gieng ich über die Strase und hörte von ferne eine Schelle; ich wusste nicht, was das bedeuten sollte, und gieng, um die Sache genau zu sehen, dem Schalle entgegen; von allen Seiten hörte ich schreien: *Dios viene* (Gott kömmt) ich erblickte von weitem eine Menge Fackeln, die neben einer Kutsche hergiengen; als ich näher kam, sahe ich, dass ein Pfaffe in der Kutsche sass, der das Abendmal in den Händen hielt, und zugleich seinen Huth auf hatte, und mit vielem geistlichen Hochmuthe um sich blickte; sechzehn Fackeln leuchteten ihm, neben dem Wagen gieng noch der Sacristan mit der Laterne, auf der andern Seite gieng noch ein Pfaffe, und hinterdrein folgten zwei bewafnete Soldaten zur Bedeckung des Zugs; so weit als man die heilige Schelle hörte, fiel alles auf den Strasen nieder; eine Menge Menschen stürzte aus den Häusern, und fiel auf die Knie, jeder vergass, von heiliger Andacht ergriffen, auf einige Augenblicke seine dringenden Berufsgeschäfte, um dem Allerheiligsten die schuldige Verehrung zu zollen; alle Balkons und Hausähren waren plötzlich wie durch magische Kraft erleuchtet; und wer nur irgend Zeit hatte, folgte dem Zuge nach . . . Wo nun der Zug vorbei geht, hört alles Geräusch auf, selbst Tänze stehen still, und Komedianten und Sänger erstummen auf der Bühne, wenn sie die geistliche Schelle hören . . . Spieler und Zuschauer,

alles ohne Unterschied, fällt auf die Knie, schlägt auf die Brust, betet ein Ave, und pausiret so lange, bis der Zug vorbei ist. Sonderbar ist es, daß ich hier noch nie einen Pfarrer sahe zu Fuss gehen, wenn er einem Kranken das Abendmal brachte. Sobald der Pfarrer aus der Kirche tritt, so nimmt er gleich die erste Kutsche, die er antrifft, in Beschlag; wer auch immer darein sitzt, der ist genöthigt auszusteigen . . .“

Am auffälligsten erscheint den Deutschen die Tatsache, daß die Rücksichtnahme auf diese kirchliche Handlung sogar zur Unterbrechung der Theateraufführungen führt. So berichtet schon Hager aus Madrid (183/184):

„Eine Stimme ruft: El Señor. Der Graf Almaviva und Figaro (man spielte den Barbier von Sevilla), die eben auf der Bühne waren, knieeten beide gegen das Publikum nieder; ich glaubte, sie wollten es etwa irgend eines Verschuldens wegen um Verzeihung bitten, und war im ersten Augenblicke sehr betroffen. Allein gleich darauf merkte ich, dass in allen Logen ein gleiches geschah, und dass die ganze Luneta und das Patio sich auf die Kniee warf: geschwind that ich ein gleiches; und da man die Thore des Theaters öffnete, so sah ich, dass dieses alles darum geschah, weil man die heilige Speisung vorbei zu einem Kranken trug. Nach etlichen Minuten, da der Priester zurückkehrte, rief eine Stimme wieder: Dios! und man that zum andernmale ein gleiches.“

Jahrzehnte später erlebt ein junger Deutscher in Málaga fast dieselbe Szene (Häring 133/134):

„der Chor fiel ein, als plötzlich ein Fremder ins Parterre trat mit dem Ruf: Su Majestad! Su Majestad!

Plötzlich schwieg die Musik. Da ich den Ruf nicht ganz verstand, dachte ich an etwas Entsetzliches, das ich gar nicht zu nennen wusste. Aber bald klärte sich mir alles auf. Das singende Personal sank aufs Knie, das ganze Publikum erhob sich und wandte sich nach dem Ausgang. Die Damen liessen sich mit aller möglichen Grazie gleichfalls aufs Knie nieder, die Herren bekreuzten sich, und beugten die Köpfe . . . und an den Fenstern des Theaters lässt sich ein flackernder Lichtschein wahrnehmen, der immer deutlicher wird. Endlich hörte ich

den Schall eines Glöckchens, wie man ihn in katholischen Kirchen während des Gottesdienstes hört. Er kam näher und näher, und ich glaubte schon, es solle eine Prozession in's Theater statt finden; aber es entfernt sich all dies wieder, langsam, wie es gekommen; auch die Kirchenmusik schweigt, die Sänger und Sängerinnen erheben sich, die Damen gleichfalls; die Herren richten sich auf, und auf der Bühne beginnt der Gesang und das Spiel wie vorher, als wäre keine Unterbrechung vorgefallen.

Es war das heilige Oel, das zu einem Sterbenden, dem Theater vorüber, getragen wurde."

Besonderes Interesse seitens der Reisenden findet die Haltung des Volkes in der Kirche und bei gottesdienstlichen Handlungen. W o l z o g e n schreibt, daß sie als Fremde in der Kathedrale von Sevilla den ungeniert schweifenden Blicken der weiblichen Kirchenbesucher ausgesetzt gewesen seien (169):

„Trotz des strengen, an den Kircheneingängen sogar mit großen Lettern angeschlagenen Gebots, das in den heiligen Räumen jede Annäherung oder Unterhaltung zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes untersagt, und welchem zufolge sich beim Eintritt in alle spanischen Kirchen, wie im Dresdener Dom, selbst der Gemahl von seiner Gattin, der Vater von seinen Töchtern zu trennen hat, verstehen es die glühenden Spanierinnen doch meisterlich, die Sprache der Blicke zu reden, gegen welche keine Kirchenpolizei einzuschreiten vermag."

Über dieselbe Gleichgültigkeit während kirchlicher Handlungen berichtet Graf B a s t i a n o aus San Sebastián:

„Durch die stille Kirche erklang das geisterhafte Rauschen der Fächer, welche auch während des Gebetes keinen Augenblick ruheten, was ich ganz genau beobachten konnte . . . Die Spanierin ist so viel in der Kirche, dass sie diesen Ort als einen gewöhnlichen Aufenthalt betrachtet und sicherlich während der Messe zuweilen auch weltlichen Gedanken Raum giebt. Geben sich die Damen doch öfters in der Kirche Zeichen mit dem Fächer, und wer längere Zeit in Spanien war, lernte auch diese Sprache verstehen." (291)

Und auch aus den Reisebriefen eines jungen Deutschen aus Málaga (Häring 136) spricht die Verwunderung über das für unsere Begriffe pietätlose Gebaren, mit dem der Spanier häufig seine Andachtsübungen in der Kirche begleitet:

„Ihr sollt nur die Scherze und Spässe sehen, die der Spanier zu treiben im Stande ist, selbst wenn er vor dem Allerheiligsten auf den Knieen liegt, sobald er in einer spasshaften Stimmung ist. Während ihre Lippen Gebete murmeln, lächelt der Mund der Damen den Cavalieren zu, die ebenfalls Gebete murmelnd, ich glaube nicht einmal immer, die Cigarren aus dem Munde nehmen. Der muthwillige Bursche stört sich durchaus nicht im Gebete, und bekreuzigt sich an den betreffenden Stellen in gehöriger Vorschrift, während er zwei alten Frauen die neben einander knieen, die Röcke aneinander heftet, und die alte Matrone, die es merkt, fährt fort, ihre Sünden zu bekennen, und mit der rechten Faust ans Herz zu schlagen, während ihre Linke dem Burschen ins Antlitz fährt, der den Saum des Rockes an die Taille heften will."

Zu dieser Veräußerlichung kirchlicher Gebräuche gehört auch das von den Bettlern geübte Verfahren, Gaben zu erflehen unter Einkleidung der Bitte in religiöse Form, von dem viele berichten und das auch heute noch in Spanien gang und gäbe ist. So schreibt der Verfasser der *Rückerinnerungen* (126/127) als er von den Bettlern im Prado zu Madrid spricht:

„„Una limosna a este pobrecito, por los dolores de la santisima madre de Dios" ist ein spanisches Bettelformular, das aber die Betreffenden mit einem äusserst eindringenden Accent zu belegen wissen. Gewöhnlich fügen sie auch das Versprechen bei: „Dios se lo pagara a vmd." Gott wird es Ihnen vergelten."

Ebenso berichtet Ziegler (I, 190) aus dem Hafen von Valencia, El Grao:

„Aus den malerischen Gruppen der bettelnden Männer, Weiber und Kinder ertönte . . . das klägliche Geschrei „una limosna por amor de Dios", oder „por la virgen de los desamparados" (um der Jungfrau der Verlassenen willen) . . ."

Und ein Rest religiöser Form ist es auch, wenn der Bettler die empfangene Gabe, gewissermaßen als Gottesgeschenk, küßt. Beim

Volkskundliches Seminar
der Universität Bonn
BONN
Poppelsdorfer Allee 25

Frühstücken im Hof der Alhambra in Granada ist Wachenhusen (II, 143) höchst belustigt über einen Betteljungen à la Murillo,

„. . . der, als ich ihm mein Weissbrod zuwarf, dasselbe nach Sitte der andalusischen Bettler erst dankbar küsste und es dann in die weite Tasche steckte."

Ziegler (I, 191) berichtet dasselbe aus El Grao von einem Jungen, dem er ein paar Cuartos gibt.

b) Die Haltung der Geistlichkeit.

Dieser Veräußerlichung religiöser Sitten und Bräuche wird durch die Einstellung der Geistlichkeit oftmals noch Vorschub geleistet. Immer wieder berichten die deutschen Reisenden von Dingen, die nach ihrem Empfinden Geschmacklosigkeiten und Roheiten darstellen, die in keiner Weise danach angetan sind, die Andacht und den religiösen Sinn der Menge zu heben. Vieles findet eine gewisse Erklärung in der geringen Bildung, der Unwissenheit und Unkultur des niederen Klerus, die allen, die mit diesem in Berührung kommen, auffallen. Mangelnde Urteilsfähigkeit und mangelndes Feingefühl zugleich mit dem Streben nach einem materiellen Genußleben lassen die Geistlichkeit an Dingen teilhaben, die einem Deutschen notwendig als Entweihung erscheinen müssen.

So sehr der Spanier für Musik empfänglich ist, so ist es doch wohl mehr das Rhythmische, was sein Gefühl dabei anspricht, und weniger der melodische Gehalt. Anders läßt es sich nicht erklären, daß die Geistlichkeit keinen Einhalt gebietet, wenn in der Kirche bei gottesdienstlichen Handlungen nur zu oft eine Musik erklingt, die nach übereinstimmenden Berichten vieler Reisenden durch ihre wenig ernste Form für ein deutsches Ohr verletzend sein muß. So berichtet Wachenhusen (I, 70), als er die Kathedrale von Burgos besichtigt:

„Bei meinem Eintritt in das Schiff spielte die schöne Orgel einen Schottischen. Der Leser halte dies nicht für eine gottlose Bemerkung, es ist hier vielmehr das Gegentheil der Fall: ich halte es für gottlos, wenn ich, wie dies oft geschieht, in

Volkskundliches Seminar
der Universität Bonn
BONN
Poppelsdorfer Allee 25

katholischen Kirchen mit Tanzmusik empfangen werde, die keineswegs geeignet ist, mich zur Andacht zu erheben."

Quandt (11) vernimmt zu seiner Verwunderung beim Betreten des Doms zu Barcelona die Klänge eines Leierkastens:

„Als ich der Capelle mich näherte, von wo die Töne kamen, sah ich, dass eine Leiche eingesegnet wurde und man dazu auf einer Drehorgel ein Stück spielte, welches gar nicht für dergleichen Feierlichkeiten componirt war." — „Es ist zu bedauern", fährt er fort, „daß oft die Geistlichen selbst, durch die Unachtsamkeit, mit welcher sie ihr Amt verrichten, durch Vernachlässigung dessen, was in dem Gemüth religiöse Gefühle wecken könnte, den Indifferentismus veranlassen."

Und Graf Bastiano (291) wird bei einer Messe für Verunglückte in San Sebastián Zeuge eines für uns ungewöhnlichen militärischen Schauspiels in der Kirche:

„. . . das in der Stadt liegenden Jägerbataillon de las Navas kam mit klingendem Spiele in die Kirche marschirt, und nahm sogleich den grössten Theil des Schiffes ein. Befremdend erschien es mir, dass zum Bekreuzigen Signale mit dem Horn gegeben wurden, und als der Priester die Monstranz emporhielt, wurde Parademarsch geblasen und die Fahnen gesenkt. Auf die übrigen Andächtigen schien dieses geräuschvolle Auftreten der Militairmacht keinen störenden Eindruck zu machen . . ."

Dieses geringe musikalische Empfinden äußert sich auch bei der Mitternachtsmesse am Weihnachtsabend in der St. Just-Kirche in Madrid, worüber Minutoli (I, 220/221) anführt:

„Auf den Schlag Zwölf begannen alle Glocken der Stadt zu läuten. Auch vom Thurme San Just drangen die tiefen Glocken harmonisch, wie beruhigend herab . . .

Da wurden die eisernen Gitterthore geöffnet, der erstarrte Menschenstrom belebte sich. Er ergoss sich in den Tempel und zog ein mit Kesseln und Kasserollen, mit Pfeifen und Schellentrommel und accompagnirte auf seine Weise den Gesang. Der Motette folgten die vier Christnachtshymnen begleitet mit instrumentos rusticos. Die oben geschilderten Jahrmarktsinstrumente hatte man den Mitgliedern des

> Orchesters in die Hand gegeben; sie traktirten ihre mangelhaften und rohen Tonwerkzeuge . . . mit aller Anstrengung der Lungen und Finger. Hätte in letzterer Beziehung wirklich noch irgend etwas gefehlt, so ward dies durch die kräftige Unterstützung der unten in der Kirche zusammengedrängten Musikfreunde auf das reichlichste geboten."

Ebenso sehr muß es wundernehmen, daß die Geistlichkeit in bezug auf die Gegenstände religiöser Verehrung einen erstaunlichen Mangel an Geschmack verrät. Bilder und Statuen Christi, der Mutter Gottes und von Heiligen werden nach übereinstimmendem Urteil vieler Reisenden in einer Weise zur Schau gestellt, daß es nach dem religiösen Empfinden von Deutschen an Entheiligung grenzt. Nichtsdestoweniger nehmen weder die Geistlichen noch das Volk Anstoß daran. So sieht Wachenhusen (I, 181) bei einer Prozession in Miranda

> „den Kopf eines kolossalen Heiligen, der einer Statue von 8 Fuß gehört haben mußte, auf dem Körper eines anderen Heiligen von kaum 4 Fuß Höhe herumtragen . . . Heute", fährt er fort, „nimmt man es nicht genau, einem Heiligen Andreas, wenn er durchaus einen Kopf haben muss und er den seinigen verloren hat, den eines St. Martin oder S. Isidro aufzusetzen — wenn er nur einen Kopf hat."

Ebenso findet man nichts darin, bei den zur Schau gestellten heiligen Personen einen falschen Realismus walten zu lassen. „In Sevilla", schreibt Lauser (274) anläßlich der Schilderung des Verlaufs der Karwoche in dieser Stadt,

> „hat man der älteren Ueberlieferung gemäss Crinoline und Schleppkleid beibehalten, während man in den Städten des Nordens, zum Beispiel in San-Sebastian, sich nach der französischen Mode richtet, und die heilige Jungfrau jetzt in einen kurzen Rock kleidet."

Sogar vor der Person des Heilands macht diese Sitte nicht halt, und Wattenbach (244) berichtet aus Toledo als einer von vielen, daß er dort „eins jener unsäglich widerwärtigen Crucifixe mit lang flatterndem Frauenhaar, wie sie in Spanien üblich sind" gesehen habe.

Zu diesen Seltsamkeiten gehört auch, daß Priester und Mönche sich nicht scheuen, durch Verkauf und Versteigerung von Gegenständen verschiedenster Art Geld für ihre Zwecke zu erlangen, wobei das geistliche Gewand und die Verheißung kirchlicher Segnungen dem Geschäft nur von Vorteil sind. So berichtet schon Baumgärtner (224) aus Madrid:

> "Vor dem Haupteingange derselben (d. h. der San Francisco Kirche) stand auf einem Tisch ein hölzerner Heilandskopf mit der Dornenkrone, neben ihm ein Teller mit einem geweihten, weissen Kaninchen, das ein rosaseidenes Band um den Hals hatte, und an den Meistbietenden gegeben wurde, welcher durch den Genuß desselben auf einige Zeit von Sünden frei ward."

Jariges wird in Granada Zeuge eines solchen geistlichen Geschäfts:

> „Auf einem Spaziergange trafen wir in einer Strasse ein ungeheures Mastschwein an, mit einem gelben Bande um den Wanst verziert, und so feist, daß es kaum sich aufrichten konnte; man sagte uns, dass jährlich einige Bettelmönchsklöster in einer ein halbes Jahr offen stehenden Lotterie, das Loos zu einem Real . . . ein solches von ihnen gemästetes Schwein ausspielen, und es einige Tage vorher zur Schau ausstellen; diese sonderbare Lotterie soll den Mönchen eine ansehnliche Summe einbringen." (219)

Aber noch Jahrzehnte später begegnet Körner in Toledo einer ähnlichen Lotterie:

> „Der Führer sagte uns, es sei heute San Isidro Labrador, und man erwartete eine Procession mehrerer Arbeiter-Vereine, zu Ehren ihres Schutzpatrons. Sie sollte in dieser Kirche ihren Ausgang nehmen. Auf dem freien Platz sahen wir an einem Tische zwei Priester in vollem Ornate sitzen, welche Loose verkauften für eine schwere seidene Mantilla, welche hinter dem Tisch auf einer Stange hing. Das aus dieser Lotterie gelöste Geld war natürlich zu einem heiligen Zwecke bestimmt." (218)

All diese Zeugnisse deutscher Reisender aus dem vergangenen Jahrhundert sind interessante Beispiele für die typisch spanische Haltung, die sowohl das Volk wie die Geistlichen der Religion

gegenüber einnehmen, eine Haltung, die in Bräuchen ihren Ausdruck findet, wie sie außerhalb dieses eigenartigen und einzigartigen Landes ihresgleichen suchen.

2. Kirchenfeste.

Tritt dem Reisenden der religiöse Grundzug spanischen Wesens überall entgegen, so erfährt dieser noch eine Steigerung an den zahlreichen kirchlichen Festen, die mit großem Aufwand begangen werden. Eines ist charakteristisch für sie: wir sahen bereits, wie stark religiöse Sitten und Bräuche in das Alltagsleben hineinspielen — wenn es sich dabei vielfach auch nur um äußere Formen handelt. Genau so stehen auch kirchliche und profane Festtage nicht gesondert nebeneinander; der Spanier hat es verstanden, die religiösen Feiertage zu Festen auszugestalten, an denen sein eigenes Bedürfnis nach Festfreude und Vergnügen nicht zu kurz kommt. Bei der Schilderung der kirchlichen Feste wird daher vielfach auch von weltlichen Vergnügungen zu sprechen sein, die als ein fester, herkömmlicher Bestandteil nicht von ihnen zu trennen sind.

a) Weihnachten.

Von den hohen kirchlichen Feiertagen haben das spanische Weihnachtsfest verschiedene Reisende geschildert. Die Deutschen sind erstaunt, in Spanien nichts von alledem vorzufinden, was man bei uns unter einem Weihnachtsfest versteht. So

> „. . . weiss man in Spanien nichts von Weihnachts- und Neujahrsgeschenken wie in Deutschland oder Frankreich. Ueberhaupt entbehrt die Noche buena des poetischen Zaubers, den der Weihnachtsabend bei uns als Kinderfest hat, und ist eigentlich durch nichts ausgezeichnet als durch einen wahnsinnig tobenden Lärm und grossartige kirchliche Feierlichkeiten."

schreibt Willkomm (II, 227), der sich zu Weihnachten in Sevilla aufhält. Dieser poetische Zauber, von dem er spricht, der nicht zuletzt von dem lichterglänzenden Tannenbaum ausgeht, konnte sich in Spanien gar nicht entwickeln. Es fehlen hierzu die Voraussetzungen in einem Sonnenlande, wo den Menschen die Sehnsucht nach dem Lichte, wie in unserer nordischen Heimat, unbekannt

ist. Der Lärm, ohne den das spanische Weihnachtsfest nicht zu denken ist, ist wohl ein Rest jener symbolischen Handlung, durch die man böse Geister bannen und vom Feste fernhalten wollte, ein Brauch, der ja auch noch beim Polterabend geübt wird.

Über den schon vor dem Weihnachtsfest stattfindenden Weihnachtsmarkt berichtet Wachenhusen (I, 190/192) aus Madrid:

„Schon am Tage der „Virgen de la O" (acht Tage vor Weihnachten, wo die heilige Jungfrau dreimal O! gesagt haben soll) beginnt in Madrid das festliche Strassenleben. Schaaren von Jungen, Lehrlingen, Arbeitern und Gesellen durchziehen am Abend die Stadt mit Trommeln, Tambourinen, Pfeifen und sonstigen Instrumenten, vermöge derer sie einen entsetzlichen Lärm veranstalten.

Bei der Kirche Santa Cruz etabliren sich zugleich eine Menge von kleinen Tischen, auf welchen Engel, Hirten, Zimmerleute, Ochsen und Schaafe, Alles von Gips, schauderhaft bemalt und mit Flittergold beklebt zum Verkauf ausgestellt werden. Unter diesen, der biblischen Geschichte angehörenden, populären Kunstgegenständen, ragen besonders hervor die sogenannten nacimientos (Geburt Christi) mit einem überaus rosenfarbigen Christuskinde, umgeben von Maria und Joseph und diversen knieenden, sehr plumpen Engeln, Ochsen, Eseln, Schaafen und Maulthieren — Alle in stummer Anbetung begriffen."

Diese *belenes* oder *nacimientos*, katalanisch auch *pessebres* genannten figürlichen Darstellungen der Krippengeschichte haben sich bis in die Gegenwart solcher Beliebtheit beim Volke erfreut, daß wir auch heute noch, besonders in Barcelona und Madrid, die Weihnachtsmärkte damit übersät finden[2].

Am Weihnachtsfeste baut man die „nacimientos", von Kerzen umgeben, zu Hause auf. Das Weihnachtsfest selbst schildert Wachenhusen (I, 191) wie folgt:

„Während des ganzen Festes bieten die Strassen das bunteste Gewühl dar; selbst der Christabend wird in den

---

[2] Serra y Boldú, FoCoEsp III, 508 f.

Familien aufs geräuschvollste durch Boleros, Fandangos, Manchegas, Seguedillas, Zapateados und Moñeyras gefeiert. Droht endlich nach der Anstrengung des Tanzes die Gesellschaft müde zu werden, so fängt man die Weihnachtsgesänge an; Jeder bewaffnet sich mit einem beliebigen Instrument, mit der Pandereta, Zambomba, Ravela, mit Castañuelas oder mit der Guitarre; um den Lärm noch zu verstärken, holt man sich aus der Küche Messingmörser, Kasserollen und Pfannen, paukt mit stoischer Gelassenheit auf diese Instrumente los und veranstaltet eine Höllenmusik, die der Spanier charco de ranas (Froschpfütze) nennt. Der Leser denke sich den Scandal, der aus allen Häusern auf die Strasse dringt, da es kaum eine Familie giebt, in der nicht der Christabend durch ein charco de ranas gefeiert würde.

Letzterer wird nun, vermuthlich zur Erholung des Trommelfells, alle fünf Minuten unterbrochen; einer aus der Gesellschaft muss alsdann vier Strophen zu Ehren der Jungfrau Maria, des Christuskindes oder irgend eines Heiligen singen, ein Vortrag, in welchem das Göttliche mit dem Irdischen auf eine allerdings etwas gottlose, aber doch höchst komische Weise vermengt wird."

Die geräuschvolle Art, das Weihnachtsfest zu feiern, von der sowohl Willkomm aus Sevilla wie auch Wachenhusen aus Madrid berichten, ist auch jetzt noch typisch für die Masse des Volkes, zumindest in den Städten. Nachdem ausgiebig gegessen und getrunken worden ist, werden unter Verwendung der auch von unseren Reisenden genannten Volksinstrumente — *rabela, zambomba, pandereta* — vor dem von Kerzen erleuchteten *Nacimiento* alte Volksweisen gesungen. Diese *coplas*, kast. *villancicos*, katal. *nadales* genannt, sind eine besondere Art religiöser Volkspoesie, die, wie auch Wachenhusen bemerkt, durch die Vermischung von Heiligem und Profanem z. T. geschmacklos wirken. Sie sind besonders in Katalonien verbreitet, finden sich aber auch in Kastilien und anderen Teilen der Halbinsel[3].

Während nach Willkomm (II, 229) in Sevilla der Straßenlärm allmählich gegen Mitternacht verstummt und die *misa del*

[3] Serra y Boldú, FoCoEsp III, 510, 513.

gallo in der Kathedrale in feierlicher Stille verläuft, geht es, wie Minutoli (I, 219) erzählt, in Madrid bedeutend geräuschvoller zu:

„Um Dreiviertel auf Zwölf traf ich mit mehreren Bekannten und Landsleuten hinter dem Rathhausplatz vor der Kirche San Just zusammen. Kopf an Kopf presste sich eine große Anzahl von Schaulustigen gegen das noch verschlossene Gitterthor vor der Kirche. Alles war in der heitersten Stimmung. Die Frauen trugen Schellentambourins, Knarren oder Pfeifchen; die Männer Trommeln, Kessel und Kasserollen.

Dass man das Küchengeschirr zur Kirchenmusik, die Kessel und Kasserollen zu Oratorien verwenden könne, war mir bis dahin neu . . .“

Als es Zwölf schlägt, fangen die Glocken an zu läuten, die Gittertore der Kirche werden geöffnet und der lärmende Menschenschwarm kommt in Bewegung:

„Er ergoss sich in den Tempel und zog ein mit Kesseln und Kasserollen, mit Pfeifen und Schellentrommel und accompagnirte auf seine Weise den Gesang. Der Motette folgten die vier Christnachtshymnen begleitet mit instrumentos rusticos. Die oben geschilderten Jahrmarktsinstrumente hatte man den Mitgliedern des Orchesters in die Hand gegeben; sie traktirten ihre mangelhaften und rohen Tonwerkzeuge . . . mit aller Anstrengung der Lungen und Finger.“

Mit dieser Darstellung stimmt auch überein, was Wachenhusen (I, 193) über die Mitternachtsmesse aus Madrid anführt:

„Interessant und der Erwähnung werth ist auch die sogenannte Mitternachtsmesse, eine Volksbelustigung ganz eigenthümlicher Art, denn anstatt einer wirklichen Messe wird in der Kirche der Gesang mit Pfeifen, Schäferflöten, Castagnetten, Guitarren, Tambourins und Dudelsäcken begleitet. Man sollt' es kaum glauben, und dennoch wird mir von allen Seiten versichert, dass diese so eigenthümliche Musik . . . einen höchst angenehmen Eindruck mache; man findet in der Kindlichkeit dieser Musik etwas mit der Feierlichkeit der kirchlichen Handlung höchst einschmeichelnd Harmonirendes, in dem Ganzen etwas Patriarchalisches und besonders die

Anbetung der Hirten und die Geburt Christi Vergegenwärtigendes."

Auch heute noch wird die *misa del gallo* in Übereinstimmung mit diesen Reiseberichten oftmals wenig feierlich begangen, wobei „die Kirchen mehr ein Tummelplatz für Ulkmacher als ein Ort der Einkehr und Sammlung" sind[4]. Während der Messe ertönen die gleichen *villancicos* und *coplas*, die auch zuhause gesungen werden[5].

b) Die Karwoche. — Fastnachtsbräuche.

Bei den Feierlichkeiten der Karwoche, der *Semana Santa*, stehen überall in Spanien, wie auch heute noch die Prozessionen im Mittelpunkt. Da diese wegen der dabei entfalteten Pracht immer in besonderem Maße die Aufmerksamkeit der Fremden erregt haben, geben auch eine Anzahl Reisender ihre Eindrücke wieder.

Eingeleitet wird die Osterwoche durch den Palmsonntag, *Domingo de Ramos*. Dieser steht in Spanien, wie sein Name besagt, ganz im Zeichen der Palmen, die dazu bestimmt sind, Unheil von dem spanischen Menschen fernzuhalten.

„. . . vor den Kirchthüren werden überall geweihte Palmenzweige, die kunstvoll geflochten sind, an die Gläubigen verkauft, welche dieselben dann als Schutzmittel gegen alles Böse über der Hausthür am Balcongeländer aufzuhängen pflegen"

berichtet Willkomm (II, 285) aus Cádiz. Diese Sitte findet sich auch in Madrid. So schreibt Körner (279):

„Am Palmsonntag schmückt man die Häuser mit grossen Palmzweigen, welches hier sehr leicht zu bewerkstelligen ist, da alle Häuser Balkone haben. Die Palmen selbst werden von Alicante, Elche und anderen an der südlichen Küste Spaniens gelegnen Orten eingeführt. Sie bleiben das ganze Jahr hindurch angeheftet, bis sie am Palmsonntag erneuert werden.

---

[4] *Land und Leute in Spanien* (1909), S. 316.

[5] Serra y Boldú, FoCoEsp III, 510.

Die Geistlichen der verschiedenen Kirchspiele weihen die Zweige vorher ein."

Roßmäßler (I, 70/71) schildert auch genau, wie diese gebleichten Palmwedel aussehen und wie sie für ihre Verwendung hergerichtet werden:

„. . . Auf dem oberen Theile der Rambla (d. h. von Barcelona) waren unzählige Palmenblätter, meist 4—5 Ellen lang, zum Verkauf ausgestellt. Alle waren gebleicht, was man durch eine barbarische Misshandlung des majestätischen Baumes bewirkt . . . Man bindet nämlich das ganze Jahr hindurch die ganze Blätterkrone in einem aufrechtstehenden Zopf durch dicht darum gewundene Bastblätter zusammen, wodurch die zusammengeschnürten, des Sonnenlichtes beraubten Blätter strohgelb verbleichen und zugleich weich und schlaff werden . . . Man ist sehr geschickt und erfinderisch, aus diesen Palmenblättern scepterartige Stäbe zu bilden, indem man die bekanntlich an zwei einander gegenüberliegenden Seiten des Blattstieles angehefteten bandförmigen, zugespitzten, etwa 7—8 Zoll langen Blättchen unter sich auf sehr verschiedene Weise zu verflechten weiss.

Bei der Palmsonntags-Procession tragen die Mädchen solche Palmenblätter (sehr falsch Zweige genannt) und die Knaben grosse Lorbeerzweige, von denen an der Kirche der Nuestra Señora del Carmen an der Rambla ganze Wälder aufgestellt waren . . ."

Die Palmsonntagsprozession, von der Willkomm (III, 340—342) aus Barcelona ein genaues Bild entwirft, zeigt uns bereits alle jene typischen Schauelemente — Personen in biblischen Kostümen, Bruderschaften, Schaugerüste mit plastischen Darstellungen der Passionsgeschichte —, durch die sich die spanischen Prozessionen ihrer Beliebtheit beim Volke erfreuen, und die sich bei allen wiederfinden.

„Die Procession ging um 7 Uhr Abends von der Cathedrale aus und bewegte sich im langsamsten Schritte unter dem Geläute aller Glocken durch die Hauptstrassen der Stadt. Diese waren von einer immensen Menschenmenge erfüllt, alle Balcons schwarz verhangen und illuminirt. Eine Bande von

Musikern in altrömischem Costüm mit antik geformten Posaunen und Trompeten, welche kriegerische Märsche blies, eröffnete den Zug. Ihnen folgte ein starkes Corps römischer Kriegsknechte mit Schwert, Speer und Schild, angeführt von einem römischen Hauptmann. Diese schritten ganz eigenthümlich einher. Sie hüpften nämlich tactmässig nach der Musik von einem Fuss auf den andern, wobei sie jeden Tact durch einen Stoss mit dem Lanzenschaft auf das Pflaster markirten. Hierauf kamen in unabsehbarer Doppelreihe Tausende von schwarzgekleideten Personen mit entblösstem Haupte, brennende Wachskerzen in den Händen haltend. In ihrer Mitte wurden in bestimmter Reihenfolge Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder und große plastische Gruppen, Darstellungen aller bemerkenswerthen Ereignisse aus dem Leben Christi von seiner Geburt bis zu seinem Tode, einhergetragen. Diese standen auf hohen Bahren, die ringsum mit schwarzem Sammet behängt waren, welcher bis auf den Boden reichte, so dass man die darunter gehenden Träger nicht sehen konnte. Jede dieser Gruppen war von einer Anzahl Kirchendiener und niedriger Geistlichkeit umringt, welche theils in der Alba gingen, das vierzipflige Priesterbarett auf dem Haupte, theils mönchisch gekleidet waren. Letztere trugen sämmtlich die Todtenkappe, eine lange spitze Kapuze von der Gestalt einer Schlafmütze, die über den Kopf gestülpt wird und vorn in einen langen, bis auf die Brust herabhängenden Zipfel endigt, der das ganze Gesicht verhüllt. Blos die Augen bleiben sichtbar, indem jener Zipfel in ihrer Gegend gleich einer Larve mit zwei runden Löchern versehen ist. Die einen gingen in weissen, die andern in schwarzen Kutten. Die Weissgekleideten trugen schwarze, die Schwarzgekleideten weisse Todtenkappen und Geisselstricke. Diese vermummten, schweigenden, lautlos einherschlürfenden Gestalten machten einen unheimlichen gespenstischen Eindruck. Noch schauerlicher sah die Gesellschaft der Büssenden oder die „Confraternidad de las Cadenas“ (die Kettenbrüder) aus, die zwischen den Gruppen einherzogen, welche die Kreuzigung und Grablegung Christi darstellten. Diese gingen barfuss, waren in schwarze Mönchskutten und schwarze Todtenkappen gehüllt, trugen ein hölzernes Kreuz auf dem Rücken und

hatten eine lange grossgliederige Kette um den Leib geschlossen, die noch ein gutes Stück weit auf dem Pflaster hinter ihnen herrasselte. Es sind dies keine Geistlichen, sondern blos Laien, strenggläubige Katholiken, welche dadurch, dass sie sich jene Pönitenz auflegen, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen meinen. Zuletzt kam unter einem schwarzsammtenem Baldachin der . . . Erzbischof von Tarragona im glänzendstem Priesterornat, umringt von der gesammten höhern Geistlichkeit von Barcelona und einer Menge Rauchfässer tragender Ministranten. Eine starke Abtheilung Infanterie beschloss den Zug. Diese ungeheuer lange Procession dauerte mehrere Stunden. In bestimmten Distancen blieb sie eine Weile stehen, um den Trägern jener Bildergruppen Zeit zum Ausruhen zu geben. Während dieser Pausen führten die römischen Krieger, welche den Zug eröffneten und auch die Gruppe der Kreuzigung umgaben, militärische Evolutionen und antike Tänze auf, Alles in jenem seltsamen, hüpfenden, tactmässigen Schritt."

Wie Körner (279) aus Madrid anführt, fangen dann am Mittwoch die Fasten an, das Glockenläuten hört auf, und von Mittwochmorgen bis Sonnabendmorgen dürfen keine Fuhrwerke und Wagen die Stadt mehr durchfahren.

Auch der Donnerstag der Heiligen Woche ist in Spanien durch ein besonderes Gepräge ausgezeichnet:

„Am grünen Donnerstag ist es Sitte, neun Kirchen (oder Stationen) zu besuchen, überall wird man am Eingange von Quêteusen, Almosen sammelnden Damen, empfangen, die für die Waisen, für die Armen oder für irgend welche milde Stiftung ein Schärflein erwarten."

schreibt Wachenhusen (I, 199), eine Sitte, die Körner (280/281), ebenfalls aus Madrid, näher schildert:

„Am heiligen Donnerstag ist es Vorschrift, wenigstens sieben Kirchen zu besuchen. Die Königin und der Hof selbst machen die Stationen zu Fuss. Alle Frauen, hoch oder niedrig, sind schwarz gekleidet, und tragen Schleier oder Mantillen. Da keine Chaisen fahren, so braucht man sich nicht an die Trottoirs zu halten; und so ziehen denn, . . . ungeheure Massen von

Damen, alle schwarz gekleidet, durch die ganze Breite der Strassen von Kirche zu Kirche . . . — An diesem heiligen Donnerstag ist es Sitte, in den verschiedenen Kirchen zu religiösen oder wohlthätigen Zwecken zu sammeln. Und diese Sammlungen ergiebig zu machen, theilen sich die Damen der guten Gesellschaft in das Geschäft des Einsammelns. Eine gewisse Anzahl, welche jede Stunde einander ablösen, bestimmt sich für jede der Kirchen. Jede Einzelne setzt nun einen grossen Stolz darin, in ihrer Stunde so viel als möglich gesammelt zu haben, denn die Grösse des Betrages ist Bürge ihres Einflusses und ihrer Popularität in der Herrenwelt. Nach hiesiger Sitte dürfen natürlich nur verheirathete Damen sich so weit in die Oeffentlichkeit wagen.

Von einer liebenswürdigen Freundin dringend eingeladen, sie zu patronisiren, begab ich mich zur bestimmten Stunde am Abend in die Kirche der „Nuestra Señora del Carmen". Das Innere war schwarz behängt und kaum beleuchtet . . . An den verschiedenen Eingängen, und ebenso an den Pforten der Seitenkapellen standen Tische, mit grossen Theebrettern, auf welche die Geldstücke geworfen wurden; jeder Tisch von einer Dame präsidirt. Nach einiger Zeit fand ich Olympia, sie war sehr vergnügt und sagte, sie habe schon gute Geschäfte gemacht. Ich spendete ihr mein Tribut. Einige andere Freunde traten hinzu; es bildete sich in dem Halbdunkel gleich eine Tertulia. An anderen Tischen war es ebenso."

Nach Wachenhusen (I, 200) herrscht in Madrid auch am Karfreitag noch Totenstille.

„Das Militair, alle Beamten sind in Galla, die Damen erscheinen in Schwarz; die Soldaten tragen ihre Musketen umgekehrt und ohne Bajonette, ihre Trommeln sind mit schwarzem Flor besetzt, die Flaggen auf den Palästen hangen in halber Höhe . . ."

Wie aber andere berichten, verlaufen die am Karfreitag und teilweise auch am Gründonnerstag wieder stattfindenden Prozessionen entweder ohne große innere Anteilnahme der Bevölkerung oder werden sogar als willkommene Gelegenheit zur Befriedigung der

Schaulust empfunden. So schreibt Körner (285/286) über die Karfreitagsprozession in Madrid:

„Eine Masse von Waisenknaben, Bruderschaften, diese zum Theil in Kutten gehüllt, welche ihre Gesichter verbargen und nur Löcher hatten für die Augen, alle brennende Kerzen in der Hand, zogen theils dem Zuge voraus oder begleiteten ihn zu beiden Seiten. Fahnen wurden von Priestern getragen, und von Zeit zu Zeit kamen dann auf grossen Bahren die von Holz geschnittenen oder von papier maché fabrizirten Scenen aus der Leidensgeschichte . . . Wenn der Zug nicht in's Stocken gerieth, so bewegte er sich ziemlich im Geschwindschritt, ohne Feierlichkeit, ohne Würde. Die Träger lachten, die Priester schienen geneigt, die Sache so rasch wie möglich los zu sein. Die Commision des Stadtrathes und die wenigen Spitzen der Behörden, die mitzogen, machten die gleichgültigsten Gesichter der Welt; die Menge zwar hatte, ebenso gut, als die Glieder der Procession selbst, die Kopfbedeckung abgenommen, zeigte aber auch nicht die geringste Spur von Andacht. Die Tausende und aber Tausende von Frauen und Mädchen, welche drei Reihen übereinander die Balcone der Häuser dicht besetzten, grüssten mit Fächern und Händen hinunter, die Untenstehenden hinauf. Die Ausrüstung der ganzen Geschichte, die heiligen Scenen, die Fahnen waren halb glänzend, halb dürftig, die Engländer würden es „shabby genteel" nennen."

Ähnlich verläuft auch nach Goeben (Reisebriefe II, 245/246) die Karfreitagsprozession in Sevilla:

„Dann der Char-Freitag ganz ebenso ein reiner Fest- und Lust-Tag, während dessen abermals Jung und Alt von früh an in lebendigster Bewegung war, bis endlich gegen Abend die grosse Prozession die zerstreuten Massen nach den Hauptstrassen hinlockte. Auch diese Prozession fand nicht etwa unter Theilnahme des Volkes an derselben statt, sie bildete vielmehr wiederum ein blosses Schauspiel . . .

Die zuschauenden Volksmassen aber drängten sich schreiend, kreischend und jubelnd von Strasse zu Strasse und

von Platz zu Platz, dass wir oftmals Minuten lang wie eingekeilt standen."

Mit dem Sonnabend findet dann die Osterwoche ihren Abschluß. Lauser (279) berichtet über die Feierlichkeiten am *sábado santo* in Sevilla wie folgt:

„Der feierliche Schluss der kirchlichen Feste fand am Vormittag des Charsamstags in der Kathedrale statt. Schon nach 9 Uhr begann sich die Gemeinde zu versammeln. Das dichteste Gedränge war um den von einem mächtigen Vorhange verhüllten Hauptchor . . . Eine Procession von vielen Hunderten von Geistlichen jedes Ranges, in den prachtvollsten Gewändern, durchschritt die Menge, unter Begleitung sehr alterthümlicher Instrumente eine Litanei singend, um sich nach dem Hauptchor zu begeben . . . Da, mit dem Schlage 10 Uhr, erdröhnte ein gewaltiges, minutenlanges Geschützfeuer aus den oberen Räumen der Kirche, der Vorhang des Hauptchors zerriss, das blendende Licht des Tages goss sich über die Versammelten aus, die Riesenorgel erklang, die sämmtlichen Glocken der Giralda . . . läuteten zusammen, und ein Priester bestieg die Kanzel, um zu verkünden, Christus sei auferstanden."

Diese anschauliche Schilderung deckt sich ganz mit dem, was der Fremde noch heute in Sevilla wahrnehmen kann: Kanonendonner, Zerreißen des schwarzen Vorhangs *(velo negro)* in der Kathedrale und das Läuten der seit dem Gründonnerstag stumm gebliebenen Glocken versinnbildlichen die Auferstehung Christi. Von dem *baile santo,* der anschließend von zehn als Pagen gekleideten Knaben vor dem Hochaltar aufgeführt wird, erwähnen unsere Reisenden nichts. Dagegen finden wir bei Vaerst (I, 90), allerdings ohne Ortsangabe, einen Hinweis auf den *Cirio pascual,* jene riesige Osterkerze von 8 Meter Länge und 100 kg Gewicht, wie sie noch heute in der Kathedrale von Sevilla am Ostersonnabend *(sábado santo)* um sieben Uhr früh geweiht und angezündet wird:

„Der Cirio", schreibt er, „ist eine geweihte Kerze von kolossaler Grösse, die mehrere Centner wiegt; sie wird am Osterheiligenabend angezündet und brennt während 40 Tagen."

Aber auch das Volk benutzt den Ostersonnabend, um wie auch zu Weihnachten und bei anderen Gelegenheiten seiner Freude an

geräuschvollem Treiben freien Lauf zu lassen. „Draussen", fährt Lauser (280) in seiner bereits angeführten Schilderung des Ostersonnabends aus Sevilla fort,

> „hatte inzwischen das Volk nach alter Sitte Judas Ischarioth in Gestalt einer abschreckend hässlichen Puppe erschossen, und Freudenschüsse wurden von den Plattformen der Häuser in solcher Masse abgefeuert, dass man sich in eine belagerte Stadt hätte versetzt glauben können, wenn das heitere Gewimmel von Menschen, das Rollen glänzender Wagen und das Wiedererscheinen von Berittenen zu Pferd und Esel in den Strassen einen solchen Gedanken hätte aufkommen lassen . . ."

Von der Sitte, daß das Volk am Ostersonnabend symbolisch eine Bestrafung des Judas Ischarioth vollzieht, erfahren wir auch durch Arnim (165) aus Barcelona, wenn auch in stark abweichender Form:

> „Vor allen Kirchen befand sich nämlich eine Schaar von Kindern, mit kleinen Knüppeln bewaffnet, womit sie wacker auf ein langes Stück Holz schlugen, das an der Erde lag. Ja! eine Mutter setzte ihr einjähriges Kind auf die Erde, und gab ihm ein kleines Stäbchen in die Hand, mit welchem es auch seine schwachen Streiche führen musste: und dies hiess: seine Wuth gegen Judas loslassen[6]."

---

[6] Wahrscheinlich begegnen wir hier dem Volksbrauch schon in ganz abgeblaßter Form. Viel gegenständlicher erscheint er noch in der Schilderung Eschweges aus Portugal (I 150/151): „An diesem Tage nämlich werden an Strassenecken und auf Plätzen von dem gemeinen Volke Puppen in Lebensgrösse und verschieden costümirt aufgehängt, welche den Judas vorstellen. Mit dem Glockenschlag Zwölf (!) geht nun der Spectakel der Strassenjugend los; Schwärmer und Kanonenschläge, die in dem Judasbauche stecken, oder an seinem Leibe verborgen sind, brennen los; er speit Feuer und Flammen aus Mund und Nase; und sind diese abgebrannt, so wird er von dem Galgen heruntergerissen und durch die Strassen geschleift, selbst kleine vierjährige Kinder haben ihr Stöckchen, schlagen auf den Schächer und glauben Wunder, wie weh sie ihm thun; man reisst ihm Arme und Beine aus, und die Jungen schleifen sie im Triumphe nach allen Richtungen unter fortwährenden Verwünschungen und Misshandlungen, bis endlich alle Theile des leidenden Judas zersplittert sind und nichts mehr von ihm übrig ist."

Ein besonderer Osterbrauch besteht noch, wie die Reisenden berichten, vorwiegend in Andalusien. Nach Stahl (II, 44) errichtet man in der Karwoche in der Kathedrale von Sevilla zwischen dem Chor und dem Hauptportal

> „einen Bau von Holz, *el monumento*, von 120 Fuss Höhe, welches von unzähligen Wachskerzen beleuchtet in der Nacht vom Donnerstag zum Charfreitag angezündet in dieser Kathedrale von wunderbarem Effekt sein soll."

Wie Prinz Löwenstein angibt, finden sich in Cádiz in allen Kirchen zur Osterzeit solche *monumentos sagrarios*, wie sie noch heute in Sevilla heißen. Zugleich deutet er den Sinn an, den ihre Aufrichtung hat:

> „Man errichtet nämlich in der Kirche einen hölzernen Tempel, um daselbst die Hostie, die in der Custodia eingeschlossen ist, zu deponiren. Sie bleibt darin vom grünen Donnerstag bis zum Charfreitag; während dieser Zeit ist das Monument von einer zahllosen Menge von Lichtern erleuchtet. Diese Monumente sind oft sehr gross und reichen bis an das Dach der Kirche. Während der Illumination derselben ist es üblich, alle Kirchen zu besuchen." (90.)

In enger Beziehung zum Osterfest steht die diesem vorangehende Fastenzeit. Fügen wir daher hier gleich an, was unsere Reisenden über Fastnachtsbräuche aus Spanien zu berichten wissen.

Von einer sonderbaren Sitte, den bevorstehenden Beginn der Fastenzeit anzukündigen, erzählt Willkomm (II, 284) aus Cádiz:

> „Bereits vierzehn Tage vor Beginn des Carnevals wird von Seiten des Clerus bekannt gemacht, dass während der Fastenzeit kein Fleisch gegessen werden soll. Dies geschieht auf eine eigenthümliche Art. Die Geistlichkeit fährt nämlich unter Vortritt eines Musikcorps, das lustige Weisen spielt, in mehrern Kutschen langsam durch die Stadt und lässt durch einen Ausrufer in allen Gassen und auf allen Plätzen das Verbot gegen das Fleischessen verkündigen. Diesen seltsamen Aufzug nennt man die *Procession de la Bula*. Uebrigens scheint man sich in Cadiz wie überhaupt in Spanien nicht sonderlich um dieses

Verbot zu kümmern, denn man isst fast überall während der Fastenzeit Fleisch und fastet höchstens blos am Freitage . . ."

Über das Karnevalstreiben, das der Fastenzeit vorhergeht, haben unsere Landsleute eine Anzahl interessanter Beobachtungen machen können. Übereinstimmend teilen sie mit, daß der spanische Karneval sich nur über drei Tage erstreckt — in Gegensatz zu portugiesischem Brauch[7]. Ausführliche Schilderungen von den Scherzen und Belustigungen der ausgelassenen Volksmenge besitzen wir von Baumgärtner aus Madrid und aus späterer Zeit von Willkomm aus Cádiz. Baumgärtner (225—230) schreibt über die Fastnachtsfreuden zu Ende des 18. Jahrhunderts:

„Sie nehmen drei Tage vor Fastnacht ihren Anfang. Mein Consejero, ich und der Herr Professor Moldenhauer aus Kopenhagen gingen gegen die Brücke de Segovia zu spatzieren . . . Hundert Schritte vor uns sahen wir eine Menge Menschen, und auf einmal flog einer in die Höhe; er fiel nieder, und in einiger Entfernung prellte man wieder einen in die Luft; kaum war dieser zurückgefallen, so flog am Ende der Strasse ein Dritter in die Höhe. Wir erstaunten, so etwas auf öffentlicher Strasse zu sehen, fragten den Consejero über die Bedeutung dieses sonderbaren Schauspiels, und erhielten zur Antwort, dass es ein Fastnachtsvergnügen sei. Als wir näher kamen, sahen wir sechs bis acht Frauenzimmer, alle schön geputzt, und in den prächtigsten Kleidern, die sich mit einem ausgestopften Mann auf eben diese Weise belustigten, und unmässig lachten, wenn er einer von ihnen auf den Hals fiel. (225/226)

Zwanzig Schritt weiter war queer über die Strasse ein Seil gezogen, an welchem ein Hahn hing, der mit bunten Bändern

---

[7] Hierüber berichtet Willkomm (III, 294) aus Algarve: „Das Carneval dauert nämlich in Portugal volle vierzehn Tage und besteht wie überall im Süden in Maskenscherzen, kindischen Neckereien und unsinnigem Lärmen. Dabei ist, wenigstens in Algarbien, die etwas ungezogene Sitte üblich, die Mädchen und Frauen mit Eiern zu werfen; diese dagegen suchen sich dadurch zu rächen, dass sie den Männern lange Zöpfe aus Hanf anstecken, sie mit Mehl überschütten und ihnen, wenn es möglich ist, das Gesicht schwärzen. Dieses Necken nennt man „Brincar" und die Personen, welche sich darauf einlassen, „Brincadores" und „Brincadeiras"."

geschmückt war. Nun verbanden sie einer Person (Weiber und Männer vergnügten sich mit diesem Spiel) die Augen, gaben ihr einen Degen in die Hand, führten sie bis an das Seil, und legten den Degen an den Hahn; wenn nun die Person ausholte, und hauen wollte, so zog man das Seil in den Fenstern, von welchen es herabhing, in die Höhe, und die verbundene Person hieb in die Luft. (226/227)

Endlich kamen wir vor das segovische Thor, und fanden Tausende auf einem schönen, grünen Platze, unweit der Brücke . . . (227) Hier warfen einige Cavalleros Zitronen funfzig bis hundert Schritte weit von sich, liefen, so schnell sie konnten, und suchten mitten im Laufe die Zitrone mit der Degenspitze aufzuspiessen. Dort sah ich einen Hahn, bis an den Kopf in die Erde gegraben, nach welchem gehauen wurde; man band der agierenden Person die Augen zu, nachdem sie vorher die Entfernung ihres Standortes von den Preise des Spiels genau abgemessen hatte, führte sie einigemal im Kreise bis wieder auf dasselbe Plätzchen herum, und wenn man denn sahe, dass sie den entscheidenden Schlag thun wolle, vor dem der Hahn gewöhnlich sehr sicher war, legte man ihr einen alten Hut hin. Sie traf diesen, und man lachte gewaltig. (228)

Das lächerlichste Spiel aber, das ich sah, war dieses: drei Mannspersonen, die nicht von niedrigen Stand sein konnten, wenn man von den Kleidern auf den Stand schliessen kann, denn sie trugen seidne Strümpfe, Degen und seidne gestickte Westen, hatten sich die Augen verbunden; ganz tief in die Erde war ein Pfahl geschlagen, an welchem drei Stricke gebunden waren, deren einer etwa eine und eine halbe Elle länger sein mochte, als die übrigen zwei. Diese Stricke banden sie sich an das linke Bein, und der, der an dem längsten Strick gebunden war, hielt in der Linken eine Klingel, und in der Rechten, wie die beiden übrigen, einen Plumpsack oder ein zusammen gedrehtes Schnupftuch. Fing der erstere an zu klingeln, so liefen die beiden andern auf ihn zu, und wollten ihn mit dem Plumpsack schlagen; da aber das Seil zu kurz war, so fiel oft der eine hin, der andere wieder über diesen her; nun kam endlich der Dritte, schlug auf die beiden Liegenden so lange zu, bis sie wieder auf ihren Füssen waren, und

ihn selbst fortjagten, wobei sie sich denn wieder in die Stricke verwickelten, nieder fielen und einander prügelten, und das eine Weile so fort. Der Ernsthafteste konnte sich hier unmöglich des Lachens enthalten . . .“ (229/230)

Willkomm berichtet über den Karneval in Cádiz:

„Das spanische Carneval dauert blos drei Tage, nämlich vom Sonntag vor Fastnacht bis zum Tagesanbruch des Aschermittwoch. Doch wird den ersten Fastensonntag, den man den Domingo de Piñatas nennt, ein nochmaliger Mummenschanz gestattet . . . Bandos oder öffentliche Edicte, die an allen Gassenecken angeschlagen waren, forderten die Bewohner zur Beachtung der gesetzlichen Schranken auf; doch war nirgends eine policeiliche Person zu sehen und man liess das Volk ruhig gewähren. Auch fiel trotz der lebhaften Menge, die durch alle Gassen strömte, trotz der vielfachen Neckereien von Seiten der Masken und trotz der häufigen Libationen zu Ehren des Bacchus keine Unordnung vor; denn das Volk, obwohl es tausenderlei kleinen Unfug verübt, und schreit und jubelt wie toll, ist dabei völlig harmlos. Die Spanier sind an diesen Tagen wirklich wie die Kinder . . . Während des Morgens ist es ziemlich ruhig, nur die Gassenbuben necken allenthalben die Leute in den Strassen. Gegen Mittag aber füllen sich die Balcons mit Damen, die sich damit vergnügen, den unten vorübergehenden Herren kleine gestickte Schellenkörbchen, welche an bunten seidenen Bändern befestigt sind, auf den Hut zu werfen, worauf sie sich unter lautem Gelächter zurückziehen. Namentlich sind sie ganz des Teufels, wenn ein Estrangero vorübergeht. Dann kommt es häufig vor, dass, sobald ein solcher die Gasse betritt, die schelmischen Kinder von einem Balcon zum andern einander zurufen, wer hereinkommt. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht durch die ganze Gasse und der Unglückliche wird nun mit einem Hagel von Erbsen überschüttet und von allen Balcons rasseln Schellenkörbchen auf ihn nieder. Weiss man die Sache bereits, so sieht man sich seinerseits ebenfalls vor und füllt sich die Taschen mit Erbsen oder Bonbons, um damit die übermüthigen Balcons zu beschiessen. Auch steht es frei, ohne Weiteres in ein Haus einzudringen und auf die neckischen Nymphen einen

Angriff in ihrer eigenen Wohnung auszuführen, was dann allemal grossen Jubel unter der müssigen Volksmenge erweckt, welche die Gassen erfüllt, und gewöhnlich mit einer übereilten Flucht der schönen Insassen endigt. Sonst herrschte auch die etwas ungezogene Sitte, die Vorübergehenden von den Balcons aus mit Wasser zu begiessen. Jetzt ist dies streng verboten; dennoch pflegt es in den abgelegeneren Gassen noch immer dann und wann zu geschehen. Noch schlimmer wird der Lärm auf der Plaza de S. Antonio zur Zeit der Promenade. Hier nämlich sucht man sich gegenseitig Papierzöpfe anzustecken zum grossen Ergötzen der Umstehenden. Ist jemand auf diese Weise decorirt worden, so bricht gleich von allen Seiten unter schallendem Gelächter das Geschrei: „Lárgalo, lárgalo!“ (gieb es her) aus, welches so lange fortgesetzt wird, bis der Inhaber des Zopfes bemerkt, dass er der Gegenstand des Spottes ist und sich seines unfreiwilligen Schmuckes entledigt. Gegen Abend fangen sich Masken in den Strassen zu zeigen an, die bald einzeln, bald gruppenweise unter der disharmonischen Musik von Guitarren, Tambourins, Klappern, Kindertrompeten u. s. w. die Stadt durchziehen, in die Häuser eindringen, die Umstehenden necken und allerlei Skandal machen. Im Falle, dass sich eine Maske Unziemlichkeiten zu Schulden kommen liesse, was selten vorfällt, obwohl die Masken meist den untern, ja den niedrigsten Classen anzugehören pflegen, wird sie auf die Policei gebracht, wo sie sich zu erkennen geben muss; Niemand aber darf sie mit Gewalt demaskieren, was unfehlbar einen Volksauflauf zur Folge haben würde und auch streng in den Bandos verboten ist. Die Anzüge dieser Masken sind meist geschmacklos; Zigeuner, Wunderdoctors, Harlekins sind die beliebtesten Vermummungen, und da die höhern Stände sich hierbei durchaus nicht betheiligen, so wird eben kein sonderlicher Glanz entwickelt. Am ärgsten ist der Lärm in den Theatern, die an diesen Tagen vollgestopft und glänzend erleuchtet zu sein pflegen. Hier geht es zu wie in einer Plaza de Toros; Logen und Parterre bombardiren einander gegenseitig mit Erbsen, Bohnen und Bonbons nach Herzenslust. Dazwischen geht das Zopfanhängen wieder los und das „Lárgalo!’ erschallt von Neuem auf allen Seiten. Hebt sich endlich der Vorhang,

so wird der Tumult erst recht arg. Alle Geschosse richten sich nun gegen die Schauspieler, die gewöhnlich damit beginnen, eine Anzahl mit bunten Bändern geschmückter Tauben fliegen zu lassen. Diese Sitte gefällt mir am wenigsten, denn die armen Thiere flattern scheu im Saale herum, werden, so oft sie sich niedersetzen, wieder wo anders hingeschleudert und fallen oft, wenn sie sich nicht auf die Kronleuchter flüchten, vor Erschöpfung zu Boden. Niemand achtet auf das Stück; Alles tobt so viel als möglich, denn Lärm zu machen ist die Lösung des Abends . . .

Am Sonntag nach Aschermittwoch belustigt sich das gemeine Volk damit, eine Menge Töpfe — Piñatas — zu zertrümmern, woher dieser Sonntag seinen Namen erhalten hat. Was diese Sitte bedeute, ist mir unbekannt geblieben. Abends bei den Maskenbällen giebt es ebenfalls mehrere Piñatas, die aber keine Töpfe, sondern eine Art von mit Bonbons erfüllten Ballons sind, welche von der Decke herabhängen und während des Balles so geöffnet werden, dass sie ihren Inhalt ausstreuen, was allemal einen gewaltigen Tumult erzeugt.“ (II, 280 ff.)

Im Gegensatz zu diesen Schilderungen stehen die Berichte über Sevilla, wo die Deutschen kaum etwas von Fastnachtstreiben gewahr werden. „Wir waren zur Zeit des Carnevals in Sevilla“, schreibt Hackländer (II, 401):

„und ich war begierig, zu erfahren, wie im Gegensatz zu Deutschland und Italien hier diese festlichen Tage begangen würden, muss aber gestehen, dass mit Ausnahme der an diesen Tagen sehr vollen Theater nichts in den Strassen Sevilla's an den Fasching erinnerte . . . Ob es überhaupt bei den Spaniern nicht Sitte ist, sich zu maskiren und Larven zu tragen, weiss ich nicht, wenigstens sah ich nicht dergleichen; nicht einmal an irgend einem Laden . . . falsche Nasen mit großen Schnurrbärten; ja nicht einmal die Jugend schien zu wissen, was Carneval ist . . .“

Und in demselben Lichte erscheint auch Graf Bastiano (194) dort der Karneval. Doch erfahren wir von diesem noch, daß es unter der vornehmen Welt von Sevilla Sitte ist, daß die maskierten Liebhaber auf dem Wagenkorso zu ihren Damen auf die Wagen-

tritte und Dienersitze, die sonst freibleiben, steigen, ihnen Artigkeiten sagen und ihnen Bonbonnieren und Bouquets reichen, ein Brauch, dem Wachenhusen (I, 274) auch in Madrid begegnet.

Loning (71) berichtet endlich über zwei Volksbräuche, die er in Madrid am Fastnachtsdienstag und am Aschermittwoch beobachtet hat[8]:

„Zwei Gebräuche, wovon mir niemand den Ursprung erklären konnte, dienen noch am letzten Carnevalstage zur Belustigung des Volkes. Am letzten Dienstage im Carneval wird ein als Don Juan verkleideter Mann von vier andern Männern in Procession auf einer Bahre umhergetragen. Don Juan kniet mit gefalteten Händen auf einem weissen seidenen Kissen. Es scheint, dass dieser alte Sünder den Kelch der Busse noch immer nicht geleert hat. Ein anderer, noch sonderbarerer und unverständlicherer Gebrauch findet am Aschermittwoch statt. Ein schwarz angekleideter Mann wird, mit gebundenen Füssen rücklings auf einer Bahre liegend, wie ein Todter umhergetragen. Er hält in seinen gefalteten Händen eine Sardelle, ihm folgen Leute mit Fackeln, hinten und vorn begleiten ihn eine Menge verkleideter Officianten, die Gebete für den Verstorbenen hermurmeln. Diese Procession geht mit der grössten Feierlichkeit bis nach dem eine halbe Stunde von Madrid fliessenden Canale. Hier hört die Procession auf, der Todte steht auf und der ganze Nachmittag wird mit Belustigungen zugebracht. Dieser Gebrauch wird *enterrar la sardina* genannt. Ich fragte vergeblich nach dem Ursprunge dieser Sitte. Mit diesem komisch-feierlichen Acte hören alle Winterbelustigungen auf und es beginnt die Fastenzeit . . .“

Während wir die erste Sitte nirgends weiter erwähnt finden, spricht auch Lauser (263) von der sonderbaren spanischen Volksbelustigung der „Beerdigung der Sardine“.

„. . . Die letztere wird in seltsam aufgeputztem Sarge zum Manzanares getragen und dann unter Spott und Hohn dem

---

[8] Man vergleiche das anschauliche Bild, das der spanische costumbrista Mesonero Romanos in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in seiner Skizze *El entierro de la sardina* (in *Escenas matritenses*, Segunda série, Madrid 1881, S. 324—331) entworfen hat.

Wasser, wenn er ausnahmsweise solches führt, oder dem Sande desselben überantwortet."

Wir stehen hier in der Tat vor einem der rätselhaftesten Bräuche, der auch heute noch stellenweise geübt wird. Die Darstellungen, wie diese Volksbelustigung vor sich geht, weichen teilweise stark voneinander ab. Nach Kany[9] verlief sie im 18. Jahrhundert in Madrid folgendermaßen: Am Aschermittwoch begibt sich der Zug nach der Pradera del Canal (also in Übereinstimmung mit Loning). Die Teilnehmer sind verkleidet, auch als Priester und Mönche, und mit Besen, Syringenbüschen und anderen Gegenständen bewaffnet. In ihrer Mitte wird der Leichnam der Sardine mitgeführt, durch eine ausgestopfte Figur oder häufiger durch eine der zum Aufbewahren des Weines dienenden Tierhäute dargestellt. So geht es unter Trauergesängen und Musikbegleitung um die Wiese, wobei die Zuschauer von den Teilnehmern des Zuges mit den naßgemachten Besen und Büschen mit Wasser bespritzt werden. Einzelne tragen auch lange Stöcke, an denen oben Schweinsblasen und Feigenbüschel befestigt sind. Endlich wird ein Loch gegraben und die Sardine eingescharrt. Das Fest schließt mit Tanz und einem Trunk aus dem Weinschlauche, der den Leichnam dargestellt hat.

Während der *Entierro de la sardina* in Madrid noch heute am Aschermittwoch erfolgt, findet dieser Brauch in einigen Städten Südspaniens an den Ostertagen statt. So bringt z. B. am Tage vor Ostern ein Extrazug aus Madrid frohgestimmte Menschen nach Murcia[10]. Landleute in Trachten, Musikkapellen, Banner beleben das Bild. Unter Lärmen und Singen vollzieht sich bei der Ankunft in Murcia die feierliche Begrüßung der Sardine durch die Würdenträger der Stadt. Die Sardine, hier ein buntbemaltes, mehr als 10 m langes Ungetüm aus Pappe, das von jungen Leuten hoch über den Köpfen an Stangen getragen wird, tritt ihren Umzug durch die Stadt an, bis auf einem Platz die Auflösung des Zuges erfolgt. Erst am Ostermontag, nach der Ankunft eines *botijo*

---

[9] Ch. E. Kany, *Life and Manners in Madrid 1750—1800*. Berkeley, Cal. 1932, S. 367/368.

[10] *Land und Leute in Spanien* (1909), S. 359/360.

genannten Zuges aus Cartagena, der neue Gäste bringt, findet die Beerdigung der Sardine statt.

Was ist der Sinn dieses seltsamen Brauches? Der Kern steckt sicher in dem Namen selbst: Begräbnis der Sardine. Nur scheinen unter diesem Namen zwei verschiedene, ursprünglich voneinander getrennte Sitten zusammengeflossen zu sein, wie auch das Begehen des Brauches einmal am Aschermittwoch, zum andern an den Ostertagen beweist. Bei dem ursprünglichen *Entierro de la sardina* handelte es sich gewiß um eine Volksbelustigung, die durch ihren Gegenstand symbolisch darstellen wollte, daß das Ende der Fastenzeit gekommen sei und damit der Fisch, die Nahrung der Fastentage wieder vom Tische verschwinde. Ein solcher Brauch konnte nur am Osterfeste stattfinden. Wofern ein ähnlicher Brauch aber auch zu Beginn der Fastenzeit, d. h. am Aschermittwoch geübt wurde, konnte dieser nur bedeuten sollen, daß von nun ab die Fleischnahrung verboten sei. Es mußte sich bei dieser Art von Volksbelustigung also um ein Gegenstück zum „Begräbnis der Sardine" handeln. Hierzu stimmt auch, wenn Kany[11] schreibt, daß beim Begräbnis der Sardine am Aschermittwoch in Madrid ursprünglich ein angezogenes Schwein („a dressed pig") verwandt wurde. In Portugal vertritt der Stockfisch die Sardine.

c) Fronleichnam.

Eine der Karwoche ähnliche Bedeutung kommt als kirchlichem Feiertag auch dem Fronleichnamsfeste zu. Im Mittelpunkt stehen natürlich wieder Umzüge und Prozessionen[12]. Eine Schilderung von Rochau (I, 180 ff.) aus Granada, den die eigentliche Prozession durch ihre Dürftigkeit enttäuscht, enthält interessante Einzelheiten über die Ausschmückung der Stadt für das Fest:

> „Seit acht Tagen rüstet sich Granada . . . zur Feier des Frohnleichnamsfestes . . . Morgens grosse Procession und Nachmittags Stiergefecht. Die Vivarrambla wird zum Mittelpunkt der kirchlichen Funktion hergerichtet. Längs der vier Seiten des Platzes sind Säulengänge von Holz und Leinwand

---

[11] A. a. O. 368.

[12] Vgl. hierzu Gascón de Gotor, *El Corpus Christi y las custodias procesionales de España.* Estudio XV (1916).

aufgeschlagen, die der Procession Schatten geben sollen und zugleich als Dekoration dienen. Auf jeder der Leinwandsäulen sieht man von dem Innern des Platzes aus das Bild eines spanischen Königs, und den Fries des Ganges entlang läuft eine Reihe von gemalten Caricaturen mit erklärenden Inschriften. Diese Zerrbilder, welche weder mit dem Frohnleichnamsfest noch mit den spanischen Königsgestalten irgend etwas gemein haben, bieten den Gegenstand eines sehr unterhaltenden Studiums dar. Sie bilden eine zuweilen recht witzige und scharfe Kritik von Sitten und Zuständen der Gegenwart . . . Auf einem jener Bilder sieht man einen rothröckigen Engländer, dem ein Taschendieb das Schnupftuch stiehlt. Die erklärende Inschrift lautet wie folgt:

Así se roba en Bretaña;
¿Se hará lo mismo en España?
— No, señor, muy diferente,
Allí se roba con maña,
Aquí descaradamente."

Nach weiteren Beispielen fügt er dann noch hinzu, wie die *aguadores* auf ihre Art verstehen, ihrem nüchternen, und doch so malerischen Gewerbe festlichen Glanz zu verleihen (a. a. O.):

„. . . die Aristokraten des Gewerbes, diejenigen, welche ihren wandelnden Schenktisch auf einem Esel umherführen, haben auf dem Rücken ihres Thieres hohe Lauben aufgebaut, die wie Weihnachtsgärten von lustigen Lichtern schimmern. Ja das ganze Volk von Granada feiert ein sommerliches Weihnachtsfest auf offenem Markt . . ."

Beschreibungen von Jariges und Fischer aus Bilbao sind besonders interessant durch die Erwähnung der *gigantes*, jener seltsam ausgestalteten Riesenfiguren, so schreibt Jariges (54/55):

„Die Feier des Frohnleichnams- und Johannisfestes zeichnet sich durch die kolossalen Figuren sonderbar genug aus, womit die lange Prozession eröfnet wird. Es sind deren sechs an der Zahl, und die sonderbarsten Fratzenbilder, die man sich nur denken kann; man sollte glauben, sie hätten blos den Zweck, altfränkische Moden lächerlich zu machen, denn da schreitet

z. B. ein Spiesbürger einher ganz im alten Kostüm, wovon jeder Theil zu einer Karikatur verzerrt ist; auch zwei wunderlich ausstaffirte Mohrinnen sind darunter, deren kleine Fächer mit der ungeheuren Leibesgröße einen possierlichen Kontrast machen. Die unförmlichen Figuren sind von einer Höhe, dass sie bis ans zweite Geschoss der Häuser reichen; sie dienen besonders der Jugend zur Belustigung, die schäkernd um sie herumspringt . . . (Anm.: Auf diese Riesengestalten spielt in Calderon's Drama: Die Brücke von Mantible, der Gracioso Guarin in den Worten an: Giganticos hay tambien Sin ser dia del Señor?)"

Fischer, der fast zur gleichen Zeit, nämlich fünf Jahre vorher, im Juli 1797 durch Bilbao kommt, berichtet im Gegensatz zu Jariges nur von vier Riesenfiguren, ein Zeichen dafür, wie die ursprüngliche Sitte scheinbar zu verblassen beginnt. Dafür erwähnt er im Gegensatz zu Jariges, daß die Gestalten Tänze aufführten. Er schreibt (Reise 98):

„Den Zug eröffneten vier gigantische Figuren in einem sehr lächerlichen Costüm. Es waren zwey Männer und zwey Weiber mit äussert grotesken Physiognomien. Sie trugen Allongenperruken von Flachs, und Kopfzeuge von rother Wachsleinwand; altväterische Staatskleider aus alten Messgewändern, und Adriennen von abgenutzten Küchenbehängen. Sie hatten tellergrosse Schnupftabaksdosen, und ellenlange Fächer; suchten die Leute auf den Balkonen, an welche sie stiessen, zu küssen, und tanzten an jeder Ecke einen eigenen lustigen Tanz. Die ganzen Figuren, Kopf und Arme ausgenommen, sind nämlich nichts als Reifengestelle, über welche die Kleider gehangen werden, unter denen sich dann ein Träger verbirgt."

Interessant ist auch Fischers Feststellung, daß das Fronleichnamsfest „für die Biscayer ein religiöses Volksfest" ist, von dem wichtige öffentliche und private Verrichtungen und Veränderungen ab datiert werden.

Die Frage nach dem Ursprung dieser sonderbaren Figuren ist ungeklärt. Jariges deutet ihren Sinn an, indem er seiner Beschreibung hinzufügt:

„Vielleicht sollen sie die vier Welttheile personifiziren; wenigstens sieht man diese in spanischen Bilderwerken nicht selten allegorisch dargestellt, als hyperbolische Anspielungen auf die ehemals wenigstens weitausgedehnte Herrschaft der Spanier."

Er trifft damit wohl das Richtige, denn die Sitte, solche Riesenfiguren in Kostüm und Farbe als allegorische Verkörperungen der vier Weltteile — Europa, Asien, Afrika, Amerika — aufzuputzen, ist uns aus früherer Zeit bezeugt. So eröffneten in Madrid, wo sie *gigantones* genannt werden, den vier Kontinenten entsprechend, nicht sechs, sondern acht solcher Figuren den Fronleichnamszug, von denen vier als Männer und vier als Frauen aufgeputzt waren. In gewissen Zeitabständen, bei jedem Halt der Prozession, führten sie Tänze auf. Während aber die *gigantones* in Madrid bereits 1772 verboten wurden[13], sieht Jariges sie also in Bilbao noch Jahrzehnte später.

In Barcelona wurden noch Anfang des 20. Jahrhunderts solche Riesengestalten, prächtig gekleidet, von mehr als doppelter Mannshöhe im Fronleichnamszuge mitgeführt[14] und in Pamplona tanzen noch heute die *gigantes*, die angeblich Mauren und Normannen darstellen sollen, vor der Kathedrale und dem Bilde des heiligen Ferrin[15].

Auch Valencia begeht das Corpusfest auf seine Weise. Die Prozessionen, die sich an diesem Tage durch die Stadt bewegen, zeichnen sich nach Minutolis Schilderung (I, 6/7) besonders durch die Fülle allegorischer Gruppen und durch die *rocas* (Triumphkarren) aus.

„Schon gestern war der ganze Constitutionsplatz, die Strasse de Caballeros und de Mercado mit der sogenannten Vela del Corpus, einem blau und weiss gestreiften Leinwandzelt, überspannt, welches etwa 40 Fuss über der Erde von dem vierten Stockewerke der Häuser nach dem Apostelthore der Cathedrale hinaufreichte. Aus der Casa consistorialis waren

---

[13] Vgl. Kany, a. a. O. 369 ff.

[14] Vgl. die Tafel in FoCoEsp III, 538.

[15] M. Haberlandt in Buschans *Illustr. Völkerkunde* II, 2, Stuttgart 1926, S. 290.

die Rocas oder Triumphkarren herausgeschoben, auf dem Platze, gegenüber der Capelle de nuestra Señora de los Desamparados aufgefahren, mit Musikbanden umgeben und Nachts glänzend erleuchtet. Um 10 Uhr Vormittags war der Capellan von Valencia, ein würdiger Geistlicher mit weissem Haare, in Amtstracht, auf einem schönen Rappen, dessen Mähnen und Schweif mit hellblauen Atlasbändern durchflochten waren, und dessen tief hinabreichende goldgestickte schwarze Sammetdecke die Wappen von Valencia zierten — durch die Stadt geritten. Die Unterbeamten des Ayuntamiento (batidores) in grosser Uniform umgaben ihn, während einer der städtischen Syndici zu seiner Linken ging."

Bei diesem Zuge durch die Stadt am Tag vor dem eigentlichen Feste ist der Kapellan, der nach allen Seiten grüßt und das Volk zur Teilnahme an der großen Prozession am folgenden Tage auffordert, begleitet von Hunderten von Knaben und Mädchen, die als Gärtner, Hirten, Türken usw. gekleidet sind, von Militärkapellen sowie von allegorischen und biblischen Gruppen aller Art, die natürlich der Schaulust des Volkes dienen. Eine der interessantesten sind die tanzenden Momos mit ihren Begleitern.

„Die ersteren", schreibt Minutoli (I, 8) weiter, „mit schwarzen Masken stellten die sieben Hauptsünder vor; die Tugend im weissen Kleide mit Blechkrone und Scepter marschirte mit grossen Schritten, triumphirend hinterher; beschützt durch sechsunddreissig wilde Männer, reichlich mit Feigenlaub umschürzt und mit ihren Peitschen tapfer auf die gaffende Menge einschlagend. Sie stellen die Soldaten des Herodes vor, welche in ihrem Uebermuthe auch die Unschuldigen nicht verschonten. Zwischen diesen Uebermüthigen bewegten sich zahlreiche uniformirte Polizeisoldaten als Beruhigungsbalsam . . . Die wilden Männer waren einige Jahre hindurch nicht mehr erschienen, da übelnehmerische Zuschauer den Scherz mit der Navaja (Dolchmesser) beantwortet hatten, allein die Rehabilitirung wurde so dringend begehrt, dass man den Wünschen nachgab."

Die Hauptsehenswürdigkeit der Hauptprozession sind die altertümlichen *rocas*, ein Stolz Valencias, die Minutoli (I, 15/17)

ebenfalls ausführlich beschreibt:

„Die Triumphkarren, deren 6 vorhanden, sind fast Schiffen zu vergleichen, welche auf hohen Rädern stehen, von je acht reich geschmückten Maulthieren gezogen und von den Müllern von Valencia gefahren werden, und haben an dem hinteren Ende ein hohes Postament, auf welchem sich eine allegorische Figur, bunt angestrichen etwa 6 Fuss hoch befindet. Die Wagen sind breit und hoch. Es befanden sich wohl an 20 maskirte Kinder, Musici, Militairposten und Polizeisoldaten auf jedem Einzelnen.

Der erste Wagen heisst *la purisima Concepcion de la Virgen madre de Dios,* ist 1542 gebaut; 1662 durch Pabst Alexander VII. besonders geheiligt. Er führt das Standbild der Jungfrau auf dem Monde und ist mit Kindern besetzt, als Symbol der Unschuld.

Der zweite Wagen, *la Fe* — der Glaube genannt — einen geflügelten Engel tragend, ist im Jahre 1684 zur Erinnerung an die Eroberung Valencias durch Jaime I. von Aragon 1238, und an die Bekehrung der Mauren erbaut, und zu Ehren der letzteren mit jungen Türken besetzt.

Der dritte Triumphwagen ist der des *San Vicente Ferrer,* des Schutzpatrons der Stadt, dessen Bild mit Flügeln auf dem Postamente steht, und 1665 erbaut. Die als Holländer gekleideten Knaben im Wagen sollen die Freude verkünden, dass Ferrer in Valencia geboren ist.

Auf dem vierten Waren bezwingt der Erzengel Michael den Teufel. Im Jahre 1535 ward der Wagen erbaut zur Feier der Ausrottung des Heidenthums. Hierauf deuten die jungen Türken, welche oben Platz genommen haben.

Der Wagen des Pluto ist mit Schlangen, Drachen und Teufeln bemalt. Pluto bezeichnet den Teufel oder Mohamed, welcher das Heidenthum 524 Jahre in Valencia herrschen liess, bis der Alcoran sich in die Bibel verwandelte. Der Wagen ist 1542 erbaut. Die 7 Hauptsünden und die Tugend haben sich darin niedergelassen.

Der Wagen der Dreieinigkeit, 1542 erbaut, zeigt oben auf dem Postament die Statuen von Gott, Vater und Sohn und darüber den heiligen Geist. Auf dem Vordertheil des Wagens

stehen lebensgross in Holz geschnitzt und gut gemalt, Adam und Eva. Zwischen ihnen ein grosser Baum, in dessen Zweigen ein laubfroschartig gekleideter Mann als Schlange hängt . . . Am Postament standen zwei Polizeisoldaten und ein Arbeitsmann, und ganz hinten ging der wachthabende Engel mit dem Schwert auf und ab. Der Wagen hielt mitten auf dem Platz; der Arbeitsmann drehte mühsam an einer Kurbel; das Postament öffnete sich, Trompeten schmetterten und ein Schemel auf einem Storchschnabel fuhr heraus, Gott den Vater tragend, der in blau und roth gekleidet, mit Heiligenschein und der Erdkugel versehen, dem Menschenpaare den Genuss der Früchte jenes Baumes untersagte und ihnen Gehorsam anempfahl. Beim schnellen Zurückfahren des Stuhles blieben zwar der Heiligenschein und ein Bein des Schöpfers ausserhalb des Postamentes, was ein lautes Gelächter der Zuschauer und einen kleinen Wortwechsel Gottes mit dem Arbeitsmann veranlasste, aber nicht verhinderte, dass die Verführung, der Sündenfall und die Strafe vorschriftsmässig aufeinander folgten."

Wir haben die eingehende Schilderung Minutolis hier absichtlich wiedergegeben, weil er insbesondere mit der Erwähnung der *rocas* ganz allein dasteht. So enthält z. B. die ausführliche Darstellung des Corpusfestes in Valencia aus dem Jahre 1873, die bei Serra y Boldú[16] abgedruckt ist, nichts über diese altertümlichen Schaustücke religiöser Verehrung. In dieser späteren Beschreibung werden im Gegensatz zu Minutoli allerdings auch acht tanzende „gigantes engalanados rica y pomposamente" aufgeführt.

d) Andere Feiertage.

Führen wir abschließend noch einige andere Kirchenfeste an, die durch besondere Bräuche ausgezeichnet sind. „Am Dreikönigstage", schreibt Wachenhusen (I, 194)

„geht man in Madrid gern in ein Puppentheater, in welchem die Geburt des Heilands comödienartig dargestellt wird. Man nennt das *nacimiento* . . ., nichts aber kann unpassender,

[16] FoCoEsp III, 558 ff.

empörender und abscheulicher sein als gerade dieses nacimiento, und man muss eben ein unwissender Spanier sein, um dergleichen mit ansehen zu können.

Die Bühne ist natürlich höchst elend, die Puppen nicht minder, die Costume derselben haben mit der biblischen Geschichte gar nichts gemein und sind durchaus modern. In Massen findet sich nun das Volk zu dieser Puppencomödie ein . . ."

Er gibt dann eine Schilderung der Aufführung, die mit drastisch-realistischen Mitteln, so recht nach dem Geschmack des niederen Volkes, die Weihnachtslegende zur Darstellung bringt.

Diese volkstümlichen Dramatisierungen der Weihnachtslegende haben sich bis auf den heutigen Tag in Madrid erhalten[17]. Sie sind nicht nur auf den Dreikönigstag beschränkt, sondern finden während der ganzen Weihnachtszeit statt. Man muß eben ein Spanier sein, um die derbe Realistik besonders in den Hirtenszenen ertragen zu können, während andererseits die ehrliche Entrüstung unseres Landsmanns Wachenhusen durchaus verständlich ist.

Der reinen Volksbelustigung dient auch an diesem Tage eine Sitte, die sich fast überall in Spanien findet, und von Willkomm aus Cádiz sowie von Wachenhusen aus Madrid erwähnt wird. Dabei scheint Willkomm (III, 252) zutreffender zu berichten, wenn er anführt:

„Noch will ich kürzlich eines seltsamen Volksschwankes Erwähnung thun, der am Vorabende des Festes der heiligen drei Könige stattfindet, übrigens nicht blos in Cadiz, sondern fast in allen Städten Spaniens üblich ist. Das übermüthige junge Volk vergnügt sich nämlich damit, die Gallegos, welche eben angekommen sind, um sich als Bediente, Hausknechte u. s. w. zu vermiethen, anzuführen oder sie, so zu sagen, in den April zu schicken. Man macht ihnen weiss, die heiligen drei Könige kämen diese Nacht direct aus dem Morgenlande, um den nächsten Morgen die Messe zu hören, und würden am Thor mit grossem Pomp empfangen werden. Die armen Burschen müssen deshalb, gleichviel, ob sie an die Fabel

---

17 Serra y Boldú, FoCoEsp III, 510.

glauben oder nicht, sich maskiren und mit einer Leiter in der Hand an die Thore gehen, um, sagt man, dort die Lampen anzuzünden. Die Gassenbrut, welche hierbei am thätigsten ist, pflegt die Betrogenen unter lautem Gejauchze, Klingeln und Fackeln in den Händen tragend, von einem Thor zum andern zu begleiten und sie zuletzt tüchtig auszulachen."

Während also hier der Sinn der Volksbelustigung deutlich ersichtlich ist, indem man die Gallegos, die bei den übrigen Spaniern für etwas einfältig gelten, zum Narren hält, hat Wachenhusen (I, 149) den Brauch sicher nicht ganz richtig erfaßt, wenn er den Gallegos die Rolle der aktiv Beteiligten zuweist[18].

In den ersten Tagen des Maimonats begehen viele Gegenden Spaniens noch heute die *Fiesta de las mayas*, in der Elemente eines gewiß vorchristlichen Naturkults — den Triumph des Frühlings versinnbildlichend — verbunden sind mit der christlichen Vorstellung der Kreuzesauffindung *(el hallazgo de la Santa Cruz)*[19]. Über dieses Fest berichtet auch Willkomm an zwei Stellen. Auf seiner ersten Reise schreibt er aus Málaga (II, 347):

„Eine eigenthümliche Sitte, an der sich namentlich die Kinder betheiligen, ruft das auf den 3. Mai fallende Fest der *Invencion de la santisima Cruz* (Auffindung des Kreuzes Christi) hervor. An diesem Tage sowohl als beinahe den ganzen Mai hindurch werden in allen Gassen kleine Altäre errichtet, auf denen ein kleines Crucifix umgeben von Blumenvasen steht, und festlich gekleidete Kinder, vorzugsweise Mädchen, sprechen alle Vorübergehenden um eine kleine Gabe an, indem sie mit den Worten: „Un cuartito, caballero, por la Cruz del Mayo!" einen Teller präsentiren."

---

[18] Er sagt: „Sämmtliche Gallegos (Galizier, Wasserträger) durchziehen an diesem Tage die Strassen Madrids von einem Thore zum andern; sie tragen brennende Fackeln, sind mit Kasserollen, Glocken, Besen, Stecken und Leitern bewaffnet, machen einen bedeutenden Lärm, und sobald sie an einem Thore angelangt, steigt einer von ihnen auf die Leiter und versichert der Menge, dass die heiligen Könige zum entgegengesetzten Thore herein ziehen. Unter langem Geschrei setzt sich alsofort die ganze Menge wieder in Bewegung und so dauert dieses Spiel die halbe Nacht hindurch."

[19] Vgl. F. J. Sánchez Cantón, *España*, Madrid 1934, S. 100.

Ganz anders ist das Bild, das sich ihm zweieinhalb Jahrzehnte später in Sóller auf Mallorca bietet (Balearen 159/160):

> „Am folgenden Morgen (d. i. am 3. Mai) ging es sehr lebhaft in den Gassen und auf den Plätzen der Stadt her. Man feierte Kreuzeserfindung *(la invencion de la santisima Cruz)*, weshalb aus der Huerta eine Menge von Rosen und anderen Blumen hereingebracht wurden, aus denen man Bouquets, Kränze, Guirlanden und namentlich Kreuze (diese nur aus Rosen) verfertigte, welche gegen Mittag, nach dem Hochamte, auf dem Constitutionsplatze durch den unter einem Baldachin stehenden Pfarrer der Stadt eingesegnet wurden. Diese geweihten Rosenkreuze wurden sodann in den Häusern aufgehängt, während man die Balcons und Fenster mit Bouquets, Kränzen und Guirlanden schmückte. Ein Nachspiel zu diesem Blumenfeste bildete die Tags darauf (Sonntags) Nachmittags stattfindende Prozession, welche von der Pfarrkirche ausging und die wichtigsten Gassen der Stadt passirte."

Diese beiden von Willkomm beobachteten Beispiele zeigen schon, wie verschieden die *Fiestas de la Santa Cruz de Mayo* gefeiert wurden. Örtliche Kreuzeslegenden und Überlieferungen haben dazu geführt, daß wir heute in den einzelnen Gegenden der Halbinsel stark voneinander abweichenden Ausgestaltungen dieses Festes begegnen[20].

Schließen wir die Darstellung der Kirchenfeste ab mit der Erwähnung eines Brauches, der in Sevilla am Allerheiligenfeste geübt wird und auf eine bekannte Naturkatastrophe zurückzuführen ist. Das Hochamt, schreibt Willkomm (III, 216),

> „ist dadurch merkwürdig, dass der fungirende Priester die Messe plötzlich in der Mitte abbricht, mit allen Insignien, Messbüchern und Geräthschaften zur Kirche hinauszieht und hier die Messe an einem zu diesem Zwecke vor dem Gebäude des Consulado errichtetem Altar zu Ende liest. Dies geschieht nämlich zum Andenken an den 1. November 1755, an welchem Tage sich bekanntlich das fürchterliche Erdbeben von Lissabon ereignete. Auch in Sevilla war die Erderschütterung so heftig,

---

20 Vgl. Serra y Boldú, FoCoEsp III, 547 f.

dass die Giralda wie ein Perpendikel hin und herschwankte, und man den Einsturz der Cathedrale befürchtete, weshalb der eben mit dem Lesen der Messe beschäftigte Erzbischof die Kirche verliess, um das Hochamt im Freien zu beenden."

3. Marienkult und Heiligenverehrung.

Neben den hohen Kirchenfesten spielen im religiösen Leben des spanischen Volkes die zahlreichen Feiertage eine große Rolle, die zu Ehren der Jungfrau Maria und der vielen Heiligen begangen werden. Jede Stadt, jedes Dorf hat seine Schutzheiligen, deren Namensfest oft den Höhepunkt des ganzen Jahres darstellt. Auf dem Lande strömt zu den *romerías* am Tage des Schutzpatrons oder der Schutzpatronin die ganze Umgegend zusammen, und spanischer Sitte gemäß werden diese religiösen Feiern zumeist mit einer Feria verbunden und mit Tanz und Musik beschlossen. Die Städte wiederum bilden an den Tagen, an denen sie ihren Schutzheiligen huldigen, den Anziehungspunkt der benachbarten Landbevölkerung, so daß man beispielsweise noch heute die in Madrid am Tage des Heiligen Isidro sich einfindenden Landleute, die sich meist ungeschickt in der ihnen ungewohnten Umgebung bewegen, kurz *isidros* nennt[21].

Da unsere Reisenden sich zumeist in den Städten länger aufgehalten haben, sind ihnen ländliche Wallfahrten *(romerías)* und Feste *(ferias)* auch kaum zu Gesicht gekommen. Doch besitzen wir eine Anzahl von Schilderungen über verschiedene Formen der Marien- und Heiligenverehrung, die sie zumeist in den Städten angetroffen haben.

a) *Las flores del Mayo.*

Willkomm (Wanderungen I, 214) erzählt von einer hübschen Sitte, *las flores del Mayo* genannt, die im Mai im Baskenland üblich ist:

„In diesem Monate versammeln sich nämlich alle Abende nach der Oracion (dem Ave Maria) die jungen erwachsenen Mädchen in der Kirche und singen während des Rosario (Gebet

---

[21] Serra y Boldú, FoCoEsp III, 662; Christiansen, *Festliches Spanien*, 225.

des Rosenkranzes) vierstimmig Hymnen zum Lobe und Preise der heiligen Jungfrau ab. Man nennt diese Sitte, an welcher sich in den Städten selbst die jungen Damen der höchsten Stände betheiligen, „die Blumen des Mai" *(las flores del Mayo)*."

b) *Las Mondas de Talavera.*

Eine andere Art des Marienkults ist uns von mehreren Reisenden beschrieben worden. Es handelt sich um die berühmten *Mondas de Talavera*[22], bei der sich augenscheinlich christliche Sitten mit heidnischen Kultformen vermischt haben. Willkomm (Wanderungen II, 316) führt an, in der Kirche der Virgen del Prado in Talavera de la Reina werde

> „ein wunderthätiges Madonnenbild verehrt, welches zu einem eigenthümlichen Volksfeste Veranlassung gegeben hat, das alljährlich acht Tage nach Ostern zu Ehren der Jungfrau gefeiert wird und unter dem Namen las Mondas de Talavera bekannt ist. Es besteht in Processionen der Bewohner aller umliegenden Ortschaften, welche der Jungfrau an diesem Tage Geschenke darbringen, so wie in Ritterspielen und Stiergefechten, die von den „caballeros de la virgen del prado", einem bereits im sechszehnten Jahrhundert zusammengetretenen Verein (hermandad) unter den angesehenen Einwohnern von Talavera, veranstaltet werden. Jene Ritter müssen bei dieser Gelegenheit zu Pferde, in altspanischer Tracht erscheinen."

Ausführlicher ist die Darstellung von Rigel (210), der insbesondere den Festzug mit den Opfergaben genauer beschreibt:

> „Die Städter und die ganze Nachbarschaft versammeln sich zu einer Prozession, eingeladen dazu von der, im Jahr' 1538 hier errichteten, Marianischen Sodalität, deren Stifter für sich und ihre Nachkommen das Gelübde gethan, das Bild der Mutter des Herrn bei dergleichen Feierlichkeiten in altspanischer Tracht zu bewachen und mit gezogenem Degen zu Pferde zu begleiten. Voran wird eine, mit bunten Bändern und

---

22 *monda* bedeutet das Ausschneiden der Bäume und auch die Zeit, in die dies fällt. Daher wohl der Name des Festes.

auserlesenen Blumen geschmückte, kreuzförmige Wachskerze getragen. Dieser folgt in geringer Entfernung ein, mit duftenden Blüthen geziertes, grosses Füllhorn, welches der frommen Wallenden reichliche Gaben umschliesst; dann kommen mehrere, mit Wein, Oehl, Früchten, Blumen, Getreide, ja selbst mit Holz beladene, Karren, von festlich geputzten Ochsen gezogen. Nicht selten bilden ganze Bäume, Schaafe, Hämmel, Pferde, Esel und Schweine, als Opfer geschmückt, des frommen Zuges Schluss. Alles drängt sich zur Einsiedelei; selbst Wagen und Thiere lässt man der Altäre Stufen nahen. In dem übermässigen Gewirre werden die heiligen Hallen oft der Schauplatz ärgerlichen Zankes, derber Prügeleien, ja selbst blutiger Auftritte."

c) San Antonio-Fest.

Unter den Festen, die Heiligen zu Ehren begangen werden, stehen die des Heiligen Antonius und des Heiligen Isidro obenan. Das Fest des Heiligen Antonius, des Schutzpatrons der Tiere[23], das am 17. Januar stattfindet, ist besonders originell, weil es weniger ein religiöses Fest als vielmehr ein Ehrentag für die Tiere ist. Verschiedene Reisende haben uns Schilderungen gegeben, wie es in Madrid gefeiert wurde. Wachenhusen (I, 198/199) beschreibt auch ausführlich das Jahrmarktstreiben, das sich dabei in den Straßen der Hauptstadt entwickelt:

„Am 17. Januar, dem Tage dieses Festes, vermag die Strasse Ortaleza kaum die Massen der Fussgänger auf den schmalen Trottoirs zu fassen . . . überall sind kleine Tische ausgestellt, mit wunderlichen, bunten Gardinen behängt, auf denen noch bunteres, carmoisinrothes, saffrangelbes und schneeweisses Zuckerwerk (bollos) zum Verkauf ausgestellt ist. Die Confiterias sind mit orangegelben Gardinen geschmückt, und hinter den Bergen von bollos und candirten Früchten schaut der heilige Antonius, von brennenden Kerzen umgeben, lüstern auf das schöne Naschwerk herab . . . Alle Glocken der Stadt läuten, und wie gross ihr Lärm, werden sie doch von

---

[23] Über die Zusammenhänge und Bräuche anderer Länder kann man nachlesen bei Beda Kleinschmidt, *Antonius von Padua*. Düsseldorf 1931, S. 381/382.

dem Geschwätz und der Beweglichkeit des Volkes, von dem Schreien der Esel, der Maulthiere und der Bollos-Verkäufer überstimmt. „Bollos de San Anton! Bollos del Santo bendito!“ heisst es von allen Seiten — die Bollos spielen eine Hauptrolle des Tages, natürlich neben der noch bedeutenderen aller der Vierfüssler, die heute ihren Ehrentag haben.“

Die Pferde und Maulthiere sind prächtig geschmückt, tragen künstliche Rosen im Schweif und bunte Bänder in den geflochtenen Mähnen. Alles begibt sich nach der Kirche St. Anton. „Neben der Kirche,“ fährt Wachenhusen fort,

„befindet sich der eigentliche Wallfahrtsort aller der Reiter, nämlich die Stätte, wo an einer Seitenthür des ehemaligen Klosters der geweihte Hafer verkauft wird, den man in ganzen Säcken durch die Maulthiere nach Hause tragen lässt. Die grosse Mehrzahl der eigentlichen Wallfahrenden besteht nur aus Kutschern, Fuhrleuten und Pferde- oder Maulthier-Besitzern der niederen Klassen, desto grösser ist jedoch die Zahl der Neugierigen . . .“

Etwas genauer berichtet darüber noch K a u f h o l d (II, 87/88):

„Dieses Fest ist eigentlich ein Fest für Pferde und Esel, denn an diesem Tage schmücken alle Kutscher und Eselstreiber ihre Pferde und Esel mit Bändern, und führen sie gewaschen und gekämmt zur Kirche des h. Antonius vor das Gitter der Kirche; sie bringen zugleich ein Gemäss Gerste mit, um Vieh und Frucht einsegnen zu lassen, ein Mönch erscheint, und verrichtet die Einsegnung; für seine Mühe erhält er die Hälfte der Gerste, die andere Hälfte nimmt der Eigenthümer als eine geweihte Frucht wieder mit nach Hause, und erwartet davon eine ganz besondere übernatürliche Wirkung bei seinem Viehe; denn durch die Einsegnung selbst glaubt er sein Vieh vor allem Unglücke und Krankheiten verwahrt zu haben. Man sieht auch hier sehr deutlich, dass der Hauptvortheil auf Seiten der Segensprecher ist.

Den Nachmittag beginnt eine feierliche Kutschenfahrt um die Antoniuskirche und die benachbarten Strassen herum, wobei die Kutscher mit einander wetteifern, ihre Pferde und

Maulthiere recht schön mit Bändern zu putzen. Alle Balkons in den Häusern sind mit Frauenzimmern besetzt, und die Strasen wimmeln von einer Menge gaffender Fussgänger . . ."

Diese genauen Schilderungen könnten auch der Gegenwart entnommen sein. Bis in unsere Tage ist die Calle de Hortaleza an dem Namenstage des Heiligen Antonius von ungewöhnlichem Leben und Treiben erfüllt, und wie schon vor vielen Jahren soll auch heute noch der geweihte Hafer die Scharen von Vierfüßlern, die von ihren Besitzern und Betreuern nach der Kirche San Antonio Abad geführt werden, im kommenden Jahre vor Krankheiten aller Art schützen[24]. Das Fest wird auch in Katalonien und anderen Gegenden Spaniens gefeiert.

Von dem Austeilen des geweihten Hafers berichten Stahl (I, 114) und Hackländer (II, 22; 26) nichts. Sie stellen die Zeremonie etwas anders dar. Hackländer berichtet:

„Es ist wie ein grossartiger Maskenzug; jeder Elegant hat sich und sein Pferd bestens herausgeputzt, Kutscher und Reitknechte der vornehmen Häuser kommen in der Tracht ihres Heimathlandes, während viele der Pferde Wappendecken tragen und die bunten Bänder am Kopfzeug und Sattel die Farben der Herrschaft zeigen. (22)

So gelangten wir sehr langsam in die Nähe der kleinen Kirche von St. Antonio, wo übrigens nicht viel zu sehen ist. Unter der geöffneten Thüre stehen ein paar Geistliche, welche die Thiere an sich vorüberziehen lassen, und geweihtes Wasser hinausspritzen. Auch erhalten viele Reiter einen kleinen Zettel, dessen Bedeutung wir übrigens nicht erfahren konnten. Mag man über den Gebrauch, ein unvernünftiges Thier zu seinem harten und beschwerlichen Tagewerk durch ein Wort des Segens stärken zu wollen, vielleicht achselzuckend lächeln, so ist doch der feste Glauben auch hier etwas zu Schönes, um darüber zu spötteln. Man muss nur sehen, wie sich jeder Reiter beeifert, mit seinen Thieren so dicht wie möglich an die Kirchthüre zu gelangen, und man begreift wohl, wie viel Werth er darauf legt, mit seinen treuen Arbeitsgefährten an diesem Tage bei St. Anton gewesen zu sein." (26)

---

[24] Vgl. *Land und Leute in Spanien*, 1909, S. 312.

d) San Isidro-Fest.

Das San Isidro-Fest, das Fest des Schutzheiligen von Madrid, das man noch heute als Volksfest feiert, wird leider nur von einem Reisenden erwähnt. Der Verfasser der *Rückerinnerungen* (165), der es um 1800 miterlebt[25], äußert sich zudem über das Gesehene nicht ohne die Art und Weise, wie das Fest begangen wird, moralisch zu verurteilen.

> „Der Schutzpatron von Madrid ist der heilige Isidro (Isidorus) . . . Sein Namensfest fällt auf die Mitte Maimonats und sieht den Bachanalien des alten Griechenlandes so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Die Majos und die Freudenmädchen Madrids und wer aus den mittlern Ständen gern auch einmal recht nach Herzenslust der Ungebundenheit sein Opfer bringen will, begiebt sich schon den Abend vorher auf den Hügel der Kapelle (eine halbe Stunden von der Stadt). — Irdene gebrannte Glökchen werden denn zu Tausenden verkauft, — in jeder Hand spielt so ein Glökchen; — weis der Himmel, was das Schellen sagen soll, — und Liqueur, Backwerk u. s. w. sind in Ueberfluss vorhanden. — Die rüstigen Athleten und die lüsternen Mänaden bringen die geweihte Nacht im Stande der Natur wie eine Ziegen-Heerde auf dem weichen Rasen zu; — die blassen Wangen und die halberloschene Fieberglut im Auge lassen der durchrassten Stunden Inhalt an dem Folgemorgen ahnden, wo die sittlichere Welt den heiligen Isidro Paar an Paar besucht . . ."

An derselben Stelle, einer Wiese am Westufer des Manzanares, „Pradera de San Isidro" genannt, über der auf einer kleinen Anhöhe die Kapelle mit den Gebeinen des Heiligen thront, spielt sich auch heute noch das Leben und Treiben der Volksmenge ab. Zu diesem Tage strömen außer den Madridern viele Fremde, insbesondere Provinzler, herbei, scherzhaft *isidros* genannt[26]. Wie aus dem Sainete des Ramón de la Cruz, *La Pradera de San Isidro*

---

[25] Man wird hiermit gern die anschauliche Darstellung vergleichen, die in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts der spanische Sittenschilderer Mesonero Romanos in seinem *Panorama matritense*, nueva edición, tomo I, Madrid o. J., S. 71—77, von diesem Volksfest gegeben hat.

[26] Siehe oben S. 158.

ersichtlich ist, bestimmte schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht das Verlangen nach religiöser Erbauung die meisten zur Teilnahme, sondern der Wunsch nach Vergnügungen. Nachdem man zu dem Heiligen gebetet und Wasser aus dem heiligen Quell getrunken hatte, überließ man sich dem Essen, Trinken und Tanzen[27]. Von der Quelle mit dem wundertätigen Wasser schreibt unser Reisender nichts. Auffallend dagegen ist die Erwähnung der irdenen Glöckchen[28], die ein Kennzeichen der Festteilnehmer gewesen sein muß. Ebenso ist heutzutage das Isidrofest nicht ohne die tönernen, roten *botijos* zu denken, die in allen Größen von Händlern aus Badajoz auf hochbepackten Eseln in die Hauptstadt gebracht und dort feilgeboten werden. Man füllt sie mit Wasser aus dem heiligen Quell, um sie den Daheimgebliebenen mitzubringen[29].

e) Andere Beispiele von Heiligenverehrung.

Eine andere Form der Heiligenanbetung sind die schon aus römischer Zeit bekannten „processiones at petendam pluviam", welche die Bevölkerung unternimmt, wenn der Regen, im Süden das leben- und fruchtspendende Element, lange ausgeblieben ist. Über einen solchen Bittgang aus der Nähe von Alicante berichtet Quandt (55):

> „Dieses Thal, welches von Felsen eingeschlossen wird, ist eine an sich unfruchtbare Bergschlucht, die . . . durch die Gebirgswässer gebildet wurde. Wenn es nun lange nicht regnet, so trocknet der Bach aus und alle Früchte verbrennen. Die Landleute nehmen dann zuerst ihre Zuflucht zu der *Faz* (das Gesicht), wie sie das Schweisstuch der heiligen Veronica nennen, wovon eine wahrhaftige Abbildung in einem nahegelegenen Kloster sich befindet. Dieses Gesicht wird feierlich herumgetragen und dabei gebetet und gesungen und gehofft, dass so viele Regentropfen fallen sollen, als Veronica Thränen

---

27 Kany, a. a. O. 367.

28 Wohl zur Erinnerung daran, daß die Glocken von selbst zu läuten anfingen, als man die Gebeine des Heiligen in die Kirche S. Andrés überführen wollte.

29 Christiansen, *Festliches Spanien* 235.

geweint und der Heiland Blutstropfen vergossen hat, dessen Angesicht auf dem Schweisstuch der Heiligen abgedrückt zu sehen ist. Wenn dies nichts hilft, so fluchen die Landleute lästerlich, doch erlauben nur sie sich dergleichen Aeusserungen und ein Fremder, der mit einstimmen wollte, würde eine schlimme Behandlung erfahren."

Das Bild der Heiligen oder eine entsprechende Reliquie wird also auf dem Bittgang mitgeführt und soll durch die Gegenwart Wunder wirken. Kaufhold gibt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts ein anderes Beispiel, wo der Heilige durch seine in effigiem dargestellte Anwesenheit bei einem Unglück helfen soll.

Als nämlich im Sommer 1791 auf der Plaza Mayor in Madrid ein großes Feuer ausbrach, versuchte man sechs Wochen lang vergeblich, es zu löschen. Alle von der Geistlichkeit angewandten geistlichen Mittel schlugen fehl. Da holte man (Kaufhold I, 281)

„den Madrider Feuer-Patron St. Roque aus dem Kloster de la Merced de los descalzos, und trug ihn in feierlicher Procession auf den Markt; man stellte ihn dem Feuer gegen über, und hofte nun, dass er seinen Ruhm als Feuerlöscher durch ein neues glänzendes Wunderwerk noch vergrössern würde; ein Mönch trat auf, hielt eine feierliche Anrede an ihn, legte ihm die grosse Noth seiner Verehrer sehr nahe ans Herz, und flehte in den rührendsten, kläglichsten Ausdrücken um Erbarmen und Hülfe. Drei Tage und drei Nächte liess man ihn da stehen, um ihn durch den Anblick der grossen Noth zum Mitleiden zu bewegen; aber umsonst, der Feuerpatron blieb unbeweglich, kein Beten, kein Flehen rührte ihn . . ."

Und nun dasselbe Bild wie bei Quandt. Als der Heilige die erhoffte Hilfe nicht gewährt, schlägt die Stimmung um, und man verflucht denselben, den man soeben noch inbrünstig verehrt hat.

„Dem Volk zerriss endlich die Geduld", fährt Kaufhold fort, „es schrieb seine Unthätigkeit seinem Eigensinne zu, und brach in ein lautes Murren gegen ihn aus, die niedrigsten Schimpfworte wurden gegen ihn ausgestossen, und man trug ihn mit Groll im Herzen wieder nach Hause, freilich mit wenigerem Gepränge, als man ihn hergetragen hatte."

Dem entspricht auch der in der südlichen Romania und auch noch in Teilen Frankreichs nachgewiesene Brauch des Regenbittganges, über den uns Kaufhold (II, 116 ff.) berichtet:

„Zwischen Guadalkanal und St. Martin in Andalusien hatten die Bauern noch vor einigen Jahren die Gewohnheit, wenn es nicht regnete, die Virgen anzurufen; wollte dieses nicht helfen, so trugen sie solche in feierlicher Procession herum; wenn nun aber auch das nicht helfen wollte: so verwandelte sich die heisse glühende Andacht in Unwillen; sie wurden aufgebracht über ihre Hartherzigkeit, und droheten, wofern sie nicht bald würde regnen lassen, sie in den Dorfteich zu werfen; erfolgte dann noch immer keine Hülfe: so stieg ihr Unwillen in eben dem Maasse, wie zuvor ihre Verehrung gestiegen war, und endlich durch ihren Eigensinn (wie sie es nannten) aufs ausserste gebracht, holten sie das heilige Bild aus der Kirche, und warfen es ohne Erbarmen in den Teich, und suchten ihren gereizten Unwillen durch Ausstossung der abscheulichsten Schimpfwörter Luft zu machen; samt und sonders schrieen sie: bruxa, echizera, puta, pelleja etc. (Hexe, Zauberin, lüderliche Dirne).

Einen ähnlichen Gebrauch hatte man in einem andern Orte bei Almaden; wenn es nicht regnen wollte, so flehete man die Virgen um Hülfe an, man betete, opferte und liess Messe lesen; und wenn dann alles ohne Wirkung war versucht worden: so stellte man halb aus Andacht und halb aus Unwillen eine feierliche Procession nach Almaden an, wohin man das Bild der Virgen mit trug; wenn nun bei der Rückkehr der Procession das Wetter sich noch nicht zum Regen anliess: so wurde der Spanier ganz zornig über das Zaudern und die Hartherzigkeit der Virgen, und warf aus lauter Rache unterwegs die Virgen in einen Bach, wobei von allen Lippen Schimpfworte und Schmähungen fielen; bruxa, echizera, puta, pelleja etc. sind die gewöhnlichen Ausdrücke, die sich der Spanier erlaubt."

Zu dem Heiligendienst gehört es auch, daß man sich dem Nothelfer für die zuteil gewordene Hilfe erkenntlich zeigt und ihm an der Stätte, wo er verehrt wird, Geschenke darbringt. Humboldt

(Spanienreise 270) kommt in der Nähe Málagas an einem solchen Ort vorüber, wo fromme Einfalt ihre zumeist dürftigen Gaben zusammengetragen hat.

„Etwa eine Stunde vor Malaga fuhren wir an einem Portal des Heiligen Cayetano vorbei. Es waren eine grosse Menge Lumpen und alter Kleider daran angehängt. Als ich danach einen Eseltreiber fragte, sagte er mir, diese Sachen habe man dem Heiligen für geleistete Wunderdienste geweiht; das Gute darunter verkauften die Geistlichen, und wendeten es für das Innre der Capelle an, und so bliebe das Schlechte. Würde, sagte er, z. B. ihr Pferd krank, so schenkten sie dem Heiligen ihren Zügel (er war sehr alt) und er heilte das Pferd. Er setzte hinzu Este Cayetano es un milagrosisimo Santo por toda la España."

4. Begräbnissitten und Totenverehrung.

a) Aufbahrung und Beisetzung.

Wie Spanien sich in so vielen Sitten von seinen Nachbarländern unterscheidet, so ist auch die Art und Weise, in der die Verstorbenen beigesetzt werden und wie das Andenken an die Toten von den Hinterbliebenen bewahrt wird, durchaus auf die besonderen Lebensverhältnisse der Halbinsel abgestellt. Aus den Schilderungen der Reisenden, die Zeuge dieser Bräuche gewesen sind, ergibt sich einmal die Abhängigkeit des Menschen von dem Klima, in dem er lebt. Hitze und Trockenheit haben Veranlassung gegeben zu Beisetzungssitten, die sich als zweckdienlich und hygienisch erwiesen haben. Neben diesen äußeren Umständen hat aber auch die besondere geistige Haltung des Spaniers, die seinem Charakter entspringt, dazu geführt, daß der Totenkult in Spanien eine besondere, arteigene Ausprägung erfahren hat.

Das Erstaunen der deutschen Reisenden erregt vor allem die auch heute noch übliche offene Aufbahrung der Toten, von der vorzugsweise aus Valencia berichtet wird. So schreibt Rochau (I, 119) aus dieser Stadt:

„die Kirche war voll ... ich näherte mich dem Chor und sah innerhalb desselben einen reichen Katafalk, um welchen zwei Reihen von Kerzen auf grossen silbernen Leuchtern

brannten . . . Man sprach die Kirchengebete für einen Verstorbenen. Nach Beendigung der Ceremonien öffnete sich das Gitterthor des Chores und daraus hervor ging ein langer geistlicher Zug . . . Die letzten Glieder dieser Prozession waren noch nicht in den Seitengängen der Kirche verschwunden, als man sich daran machte, den Katafalk abzuschlagen. Jetzt erst bemerkte ich, dass der Leichnam ohne andre Umhüllung, als die der Sterbekleider, mit entblösstem Gesichte und über der Brust gefalteten Händen auf dem kirchlichen Paradebette ausgestellt war, von welchem man ihn wie einen Waarenballen herunterholte, um ihn in den inzwischen herbeigebrachten Sarg zu legen. Eine Stunde später sah ich mitten im Schiffe der Martinskirche in ähnlicher Weise, wenn auch ohne allen Prunk, einen zweiten Leichnam ausgestellt, den einer jungen Frau . . . Ungehindert konnte ein jeder, welchen die Neugier trieb, bis an die Bahre der Todten herantreten, die, den Kopf in eine Art Nonnenschleier eingehüllt, mit aufwärtsgefalteten Händen dalag . . ."

Fast dasselbe Bild bietet sich Hackländer (I, 279/280), der hinzufügt:

„Diese Art, die Todten in der Kirche auszustellen, ist in Valencia allgemein gebräuchlich und man kann fast keine Kirche betreten, ohne nicht oft auf abschreckende Weise an die Sterblichkeit erinnert zu werden."

Wahrscheinlich ist auch die große Hitze die Ursache dieses Brauches, indem das Abschließen der Leiche in einem Sarge die Zersetzung noch beschleunigen würde. Es kommt aber hinzu, daß der Spanier nicht wie der Nordländer das unwillkürliche Zurückschrecken vor dem Tode kennt. Für ihn hat der Tod und der Anblick von Toten nichts Grauenerregendes. Ein Beispiel hierfür ist auch der für unser Gefühl übersteigerte Realismus, mit dem spanische Künstler auf Gemälden und in Plastiken immer wieder den Todeskampf Christi dargestellt haben.

Über das Leichenbegängnis in alter Zeit in Madrid berichtet der Verfasser der *Rückerinnerungen* (168):

„wer in Madrid früh um vier Uhr morgens stirbt, kann schon um vier Uhr Nachmittags auf ehrliche Bestattung rech-

nen, ausgenommen die Kataver aus den höheren Ständen, die das Recht besitzen, ihre Atmosphäre dann noch zu verpesten, — wenn des Tagelöhners Hülle längstens sorgsam aus dem Kreise der Lebendigen entrückt, in kühler Gruft der Auflösung entgegenmodert.

Ein offener Sarg, dem ganzen Kirchspiel angehörig, fasst in seinem Bretterraume heut den Jüngling, morgen die entblätterte Matrone, — in dem Kapuziner-Kittel eingehüllt, den Rosenkranz in starren Händen; auf dem Rücken liegend der Verstorbene, geht der Zug, von Anverwandten, Franziskanern, Waisenknaben eskortirt, die mächtig grosse Flakerkerzen tragen, plärrend durch die Strassen nach dem Gottesacker vor dem Thore . . ."

Ebenso berichtet Kaufhold (II, 138) von dem Begräbnis in Madrid:

„Die Todten werden hier alle mit unbedeckten Gesichtern begraben; man hat hier nicht wie in Deutschland für jeden Todten einen Sarg, in dem man jenen legt, und so eins mit dem andern unter die Erde bringt; dazu ist das Holz und der Arbeitslohn viel zu theuer; jede Kirche hält einen Sarg, der ganz prunklos und schwarz angestrichen ist; dieser ist nun der allgemeine Diener, der jeden Verstorbenen in das Grab führt; die Todten werden hier alle in Mönchskutten, und wenns Weiber sind, in Nonnenkleider gesteckt; dazu nimmt man die Kutten von den Bettelmönchen, die damit gleichsam einen Handel treiben; denn für eine alte Kutte lassen sie sich allemal soviel bezahlen, dass sie dafür ein Paar neue kaufen können."

Von dem Beisetzen in Mönchskleidung und dem gemeinsamen Sarg — Holz ist in Spanien ein kostbarer Artikel — spricht auch Fischer in seinem *Gemälde von Madrid* (416/417), das aus derselben Zeit zu Ende des 18. Jahrhunderts stammt:

„Alle Todte, nur die Grandes ausgenommen, werden hier in Mönchskutten oder Nonnenkleidern begraben. Man kauft diese von den Klöstern, für die es ein ansehnlicher Erwerbszweig ist. Die Särge bleiben unbedeckt, der Todte hat einen Rosenkranz in der Hand."

Nach seiner Darstellung verdingten sich damals außer Waisenknaben und Mönchen auch noch andere Bürger als Leichengefolge:

> „Zu grössern Begräbnissen werden eine Menge Kerzenträger gemiethet, das gewöhnlich Invaliden aus den Hospitälern sind. Diese ehrlichen Leute wissen dann ihre Kerzen so geschickt schmelzen zu lassen, dass sie wenigstens ein paar Unzen Wachs erbeuten, womit sie auch einen ordentlichen kleinen Handel zu treiben pflegen."

Die Mönchskutte als Totenhülle verschwindet in späterer Zeit. So schreibt Willkomm (III, 294), als er eine Beerdigung in Algarve schildert:

> „Auch in Spanien pflegt man die Leichen blos in ein weisses Leinentuch zu hüllen und sie ebenfalls in offenem Sarge nach dem Friedhofe zu tragen."

Dies Verfahren ist auch heute noch in kleinen Gemeinden in Spanien üblich, wo der in ein Leintuch gehüllte Leichnam nach der gemeinschaftlichen Grube *(fosa común)* getragen und dort eingescharrt wird[30].

b) Die Friedhöfe.

Besonders charakteristisch sind für die spanischen Friedhöfe die durch Steinplatten verschlossenen Mauernischen, in denen in Städten die Toten — vornehmlich der besseren Stände — beigesetzt werden. Willkomm (III, 321/322) berichtet aus Algeciras über diese typisch spanische Einrichtung, an der er mit Recht die Schönheit der Friedhöfe seines Heimatlandes vermißt:

> „Auf dem Gottesacker ward der Sarg in die Grabcapelle gebracht, um eingesegnet zu werden, und hierauf in eine der in der Mauer befindlichen Nischen geschoben, deren Oeffnung man mit einer Steinplatte schloss, auf welcher der Name des Verstorbenen, sein Geburts- und Todestag eingegraben waren ... In diese Nischen werden die Leichname begüterter Personen gestellt; die Armen begräbt man in der Erde und kein Grabhügel bezeichnet die Stätte, wo sie ruhen. Alle spanischen Gottesäcker sehen meist sehr unfreundlich und wüst aus, denn

---

[30] *Land und Leute in Spanien* (1909), S. 77.

man bepflanzt sie weder mit Bäumen, . . . noch thut man sonst das Geringste für ihre Verschönerung."

Günstiger dagegen ist der Eindruck, den er in Mahón auf Menorca empfängt, da die Friedhöfe auf den Balearen anders angelegt sind (Willkomm, Balearen 41/42):

„Wie überall in Spanien so werden auch hier die Leichen nicht beerdigt, sondern in Mauernischen eingemauert. Letztere befinden sich hier aber nicht, wie auf den spanischen Friedhöfen, in der Kirchhofsmauer, sondern in Grabgewölben (sótanas), über welche kapellenartige, nach dem Innern des Friedhofs offene Hallen errichtet sind. Marmortafeln mit den Namen u. s. w. der in die Gruft vermauerten Todten schmücken die Innenwände dieser mit oft sehr eleganten und geschmackvollen eisernen Gitterthüren versehenen Hallen. Jede Halle bildet ein Familienbegräbnis und alle sind numerirt. Der ganze Friedhof, in dessen Mitte sich eine hübsche Grabkapelle befindet, ist in Quadrate eingetheilt und jedes Quadrat von solchen Hallen umgeben. Die Unbemittelten sind in Grabgewölben beigesetzt, welche sich unter dem Boden der offenen Räume befinden und letztere deshalb ebenfalls mit Reihen numerirter Steinplatten belegt, auf denen die Namen der Verstorbenen stehen. Der ganze Friedhof ist mit Cypressen und anderen Bäumen bepflanzt und mit Blumenbeeten geschmückt, und macht deshalb und wegen seiner grossen Sauberkeit einen viel angenehmeren Eindruck, als die Friedhöfe auf dem spanischen Festlande."

c) *La víspera de los difuntos.*

Die besondere Art der Beisetzung der Toten in Spanien erlaubt auch nicht einen solchen Gräberkult, wie er vielfach bei uns getrieben wird. Die anderen Verhältnisse verbieten insbesondere ein Schmücken der Grabstätte nach unserer Sitte. So beschränkt sich der Spanier zumeist darauf, einmal im Jahr, am Vorabend des Allerseelentages seine Toten zu besuchen und ihnen in den landesüblichen Formen seine Verehrung zu bezeigen. Wieder ist es Willkomm, dem wir eine Schilderung der *Víspera de los difuntos* aus Madrid verdanken. „Der zweite Tag des Novembers",

schreibt er (Wanderungen II, 248—251):

„ist in Spanien, wie in der gesammten katholischen Christenheit dem Andenken der Verstorbenen gewidmet . . . Bereits Tags zuvor, am Tage Aller Heiligen, pflegen die Gräber von den Angehörigen der Verstorbenen besucht und geschmückt zu werden, und da diese Sitte am Tage vor dem Todtenfeste stattfindet, so nennt man den 1. November oder das Fest aller Heiligen in Hinsicht hierauf die Vispera (den Vorabend) de los difuntos . . . Ein Schmücken der Ruhestätten nach unserer Sitte ist in Spanien wegen der eigenthümlichen Einrichtung der Friedhöfe . . . gar nicht möglich. Die wie Bienenzellen in den dicken Mauern über einander liegenden Sargnischen bieten nur eine kleine und verticale Fläche dar, welche aus dem gewöhnlich mit einer Inschrift versehenen Schlusssteine der Nische besteht . . . Man muss sich begnügen, einen oder ein paar Kränze an den Schlussstein zu befestigen, oder ihn mit einer Guirlande zu umgeben. Da es nun Sitte ist, dass diese Kränze und Guirlanden nicht aus frischen Blumen und Blättern, sondern entweder aus Immortellen oder aus künstlichen Blumen von schwarzem Sammet oder Papier gemacht werden, so bieten die damit geschmückten Sargnischen einen sehr düsteren Anblick dar. Häufig gesellt sich dazu noch eine völlige Geschmacklosigkeit in dem Arrangement. Die Kerzen (das Schmücken der Grabstätten besteht vorzüglich darin . . ., dass man brennende Wachskerzen auf oder vor denselben aufstellt 248) werden vor den Nischen entweder auf Leuchtern, oder auf treppenartigen, mit Dillen versehenen Gerüsten aufgestellt. Bei den Grabstätten von Granden und anderer vornehmen und vermögenden Leute habe ich bisweilen bis hundert brennende Kerzen in Form von Pyramiden aufgestellt gesehen. Die armen Leute, die ihren Verstorbenen keine Nische kaufen konnten, sondern dieselben auf den Plätzen, welche die Abtheilungen des Friedhofs von einander scheiden, in die Erde begraben lassen mussten, pflegen die Stellen, wo ihre Angehörigen ruhen, mit einer in den Boden gesteckten Kerze von gelbem Wachse, an welcher ein Zettel mit dem Namen des Todten befestigt ist, zu bezeichnen."

Über eine Spielart des Allerseelenopfers berichtet Kaufhold (II, 80—82) in Madrid:

„. . . eben so wenig ist auch die Nachrede gegründet, dass den Abend vor Allerseelen jedermann angebrannte Kerzen auf die Gräber seiner Verwandten trüge; weil das gemeine Volk glaubte, dass an diesem Abende alle arme Seelen eine Procession auf die Erde vornähmen, und dass diejenigen, denen keine Kerze wäre geopfert worden, die Kränkung hätten, mit müssigen Armen beizuwohnen. — . . . Dergleichen Albernheiten hat man den Spaniern noch mehr aufgebürdet . . .

Das Allerheiligenfest wird auf den Abend, wenn den armen Seelen erst der schuldigste Dienst gezollt worden ist, mit einem besondern Gerichte Essen gefeiert, so wie an einigen Orten Deutschlands der Martinsabend mit Gänsebraten gefeiert wird: man nimmt Wasser, setzt es aufs Feuer, und rührt allmählich von dem feinsten Mehle hinzuein, so dass es eine Art von sehr feinem Breie wird; man lässt es unter stätem Umrühren langsam kochen, und die Kunst besteht darin, dass es nicht anbrenne; alsdann wird Annis hineingethan, man röstet von dem feinsten Brode in Butter oder feinem Oele, und giesst es unter den Brei; alles im Hause und Freunde, die dazu eingeladen sind, lagern sich um die Schüssel herum, und leeren solche unter Kurzweil und Scherz mit einander aus; und das ist ein Nationalgericht, wodurch man das Allerheiligenfest zu bezeichnen sucht."

Ein besonderer Brauch von Totenehrung, der an die Marterl in unseren Bergen erinnert, wird von verschiedenen Reisenden angeführt. In den gebirgigen Gegenden Andalusiens, so besonders bei Ronda, Málaga und Alhama finden sich an Stellen, wo jemand eines gewaltsamen Todes gestorben ist, hölzerne Kreuze, *milagros* genannt.

„Der Weg war zwar sehr betreten", berichtet Willkomm (II, 171), als er das Gebirge von Yunquera nach Ronda durchquert, „aber ausserordentlich einsam und häufig erinnerten rohe hölzerne Kreuze auf einen Haufen loser Steine gesteckt an hier verübte Raubmorde. Solche Kreuze nennen die Andalusier „Milagros" (Wunder), eine seltsame Bezeichnung, da das

Verbrechen, von dem sie zeugen, in jenem Lande eben nicht zu den Seltenheiten und Wundern gehört."

Auch Bergh (140) spricht davon bei seiner Reise durch Andalusien:

„. . . jene Kreuze an der Strasse beziehen sich sicher ebenso häufig auf einen Meuchelmord, wie auf Raub und Todtschlag. Selten nur deutet die Inschrift auf dem Stein die näheren Umstände an; gewöhnlich liest man nur die Worte: „aqui mataron" oder „aqui murio" nebst dem Datum; ich habe indess nur auf einem Kreuz eine Notiz aus dem Jahre 1830 gefunden und auf den übrigen weder Namen noch Jahreszahl bemerkt . . . Bis Alcoy zählte ich acht solcher Merkzeichen."

Im Zusammenhang mit diesen Kreuzen müssen wir auch noch die sonderbare Beobachtung anführen, die Plüer (393) über ein halbes Jahrhundert früher macht, als er den Puerto de Zafaraya bei Alhama überquert.

„Vor dem elenden Wirthshause", schreibt er, „sahen wir in dem dicken Gesträuch der Genista häufige Knoten geflochten. Man sagte uns, es sey solches eine Erinnerung, eine Ave Maria für die Seelen der hier umgekommenen Personen zu beten, für welche noch kein Kreuz aufgerichtet worden . . ."

Diese Bemerkung steht ganz vereinzelt da, so daß sich nicht nachprüfen läßt, ob dieser Brauch auch in späterer Zeit und an anderen Orten üblich war.

IV. Spanische Volkstrachten.

Inhaltsverzeichnis.

Bibliographie 176
1. Der Norden 179

a) Galizien 179
b) Asturien 180
c) Baskenland 181
d) Aragonien 190

2. Die Landschaften des inneren Hochlandes 194

a) Altkastilien 194
b) León 196
c) Extremadura 200
d) Neukastilien 201

3. Die Landschaften der Ostküste 204

a) Katalonien 204
b) Valencia 212
c) Murcia 217

4. Der Süden 218

Sachregister 228

Bibliographie.

Amades, J., *Arte popular. Indumentaria tradicional.* Barcelona 1939.

Arco, R. del, *Costumbres y trajes en los Pirineos.* Zaragoza 1930.

— *El traje popular altoaragonés.* Huesca 1924.

Christiansen, F., *Festliches Spanien.* Leipzig 1935.

Estornés Lasa, B., *Indumentaria Baska.* (Colección Zabalkundea 9.) San Sebastián 1935.

Ivori J. de, *Vestits tipics d'Espanya.* Barcelona 1935, 1936.

Krüger, F., *Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete.* Hamburg 1925.

— *Die Hochpyrenäen.* D: *Hausindustrie — Tracht.* VKR VIII, 1935, 210 bis 328 (mit neuerer Bibliographie).

Ortiz Echagüe, J., *Spanische Köpfe. Bilder aus Kastilien, Aragonien und Andalusien.* Berlin-Wien-Zürich 1929.

Palencia, I. de, *The regional costumes of Spain.* London (1926).

Es gibt wohl kaum ein europäisches Land, das bis in die neuere Zeit hinein über eine solche Fülle malerischer Trachten verfügte wie Spanien. Die geographischen Unterschiede von Landschaft zu Landschaft, die in so vieler Hinsicht regionale Sonderentwicklungen begünstigten, ließen auch jede einzelne Gegend ihre eigene Tracht entwickeln, wobei der formenschöpferische Sinn des spanischen Menschen sich ungehindert betätigen konnte. Dazu kommt, daß mit den fremden Völkern, die sich vom frühen Altertum bis an die Schwelle des Mittelalters auf der Halbinsel niederließen, auch die verschiedensten Trachtenelemente in das Land hineingetragen worden sind, die sich z. T. bis auf die Gegenwart erhalten haben und beispielsweise in den Provinzen an der Ostküste noch immer nicht ganz ihr fremdes Gesicht verleugnen können.

Von der einstigen Fülle der Volkstrachten ist unter dem alle Unterschiede verwischenden Pulsschlag modernen Lebens, der selbst das entlegenste Dorf seiner Verkehrsabgeschiedenheit entreißt, nicht viel erhalten geblieben. Echagüe[1] spricht mit Bedauern von dem Rückgang der spanischen Volkstrachten und weist auf die wenigen Orte hin, die heute allein noch unverfälschtes Traditionsgut zu bieten vermögen. Wie lange noch, und man wird die schönen und charakteristischen Kleidersitten einzig als Zeugen einer vergangenen Zeit im Museum studieren können[2].

Die deutschen Reisenden, die im ausgehenden 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des vorigen Spanien besuchen, haben noch Gelegenheit, vielerorts die schönen alten Trachten zu sehen, und die meisten nehmen dies zum Anlaß, genaue Schilderungen zu geben von der Art und Weise, wie sich der Spanier und die Spanierin in den einzelnen Landschaften kleiden. Gerade die Sorgfalt, mit der häufig kleinere örtliche Unterschiede in der Kleidung

---

[1] Echagüe, *Spanische Köpfe* 27 f.

[2] In der folgenden Darstellung hat der Verfasser die Werke von Amades und Ivori nicht mehr benutzen können. [F. K.]

verzeichnet werden, lassen erkennen, mit wieviel Interesse und Liebe auf diese Dinge geachtet worden ist. Das farbenfrohe Bild spanischer Volkstrachten wird von den Deutschen als ein wesentlicher Teil der spanischen Welt empfunden, wie sie sich ihre Vorstellung erträumt. Um so größer ist die Enttäuschung, die aus ihnen spricht, wenn sie schon verhältnismäßig früh hier und da — besonders in Madrid und anderen großen Städten — bemerken müssen, wie französische Mode bodenständige Trachten zu verdrängen beginnt.

Hinsichtlich der Trachten selbst kommen die Reisenden immer wieder zu der Feststellung einer gewissen Harmonie zwischen der Kleidung und ihren Trägern. Die farbenprächtige Tracht des Andalusiers scheint ihnen ganz zu passen zu dem leichtbeschwingten, heiteren Wesen des Südspaniers; die typische, fremdartig-orientalisch anmutende Tracht der Bewohner von Valencia und Murcia wiederum steht in Übereinstimmung mit der Bevölkerung dieser Provinzen, die ihre fremdrassigen Blutseinflüsse nicht verleugnen kann; und endlich das durchweg düstere Aussehen der in braunes oder schwarzes Tuch gekleideten Bewohner Kastiliens und Extremaduras ist gleichsam ein Abbild des gemessen-ernsten Wesens des Kastiliers oder der Schweigsamkeit des Extremeños.

Als Ganzes liefern die in den Reisebeschreibungen wiedergegebenen Beobachtungen einen wertvollen Beitrag zur Frage der Volkstrachten in Spanien, die das einzige zusammenfassende Werk von Palencia, das in erster Linie Bildmaterial bieten will, doch nur sehr allgemein und ohne auf örtliche Unterschiede einzugehen behandelt. Erinnern wir uns der Reisewege, denen unsere Reisenden gefolgt sind, so ergibt sich allerdings, daß die Beobachtungen für gewisse Gebiete sehr zahlreich, für andere nur wenig berührte Gegenden spärlich sind. Es kommt hinzu, daß das malerische Element oder auffallende Erscheinungen gerade bei den Trachten eher zur Schilderung gereizt haben. So ist es nicht verwunderlich, wenn die Reisenden insbesondere die andalusische und valencianische Tracht häufig beschrieben haben. Daneben besitzen wir aber auch zahlreiche Zeugnisse für die Volkskleidung in Katalonien, Aragonien und dem Baskenland, während die Trachten der übrigen Teile der Halbinsel in den Reisebeschreibungen seltener behandelt worden sind.

1. Der Norden.

Galizien und Asturien liegen abseits der üblichen Reisewege. Sie sind daher auch von den Deutschen kaum besucht worden. Nur Lorinser bereist bei seinem zweiten Aufenthalt in Spanien beide Provinzen auf dem Wege nach Santiago de Compostela, während Jariges ein halbes Jahrhundert vor ihm, um 1800, Galizien auf dem Wege von Astorga nach Santiago und weiter nach Portugal berührt.

a) Galizien.

Über die galizischen Trachten berichten beide nur recht kurz. So schildert Lorinser (Neue Reiseskizzen I, 300) die Landleute bei Santiago de Compostela folgendermaßen:

> „Die Männer tragen hier meist spitze braune Mützen, wie in Asturien, gelbe oder braune Jacken mit hohen Stehkragen, weite kurze Leinwandhosen und braune Kamaschen . . ."

Dazu erwähnt er aus La Traviesa bei Santiago (Neue Reiseskizzen I, 297), daß der Wirt klappernde Holzschuhe an den Füßen trägt, also wie noch heute in vielen Gegenden Nordwestspaniens[3]. Die angeführten spitzen Mützen sind die noch heute in einer ganz eigentümlichen Form in Galizien gebräuchlichen *monteras*[4]. Im übrigen sind die Angaben zu ungenau, als daß Näheres daraus entnommen werden könnte. Auffällig sind die genannten weiten, kurzen Leinwandhosen, während derselbe Verfasser an anderer Stelle (Neue Reiseskizzen I, 192) für Asturien die auch heute für Galizien charakteristischen kurzen Tuchhosen mit den darunter sichtbaren weißen Leinenunterhosen beschreibt.

Von der Tracht der Frauen sagt Jariges (132) bei seinem Aufenthalt in Santiago,

> „sie sind in gelbe Röcke und hochrothe Busenschleier gekleidet".

Ferner berichtet Lorinser (Neue Reiseskizzen I, 300) aus derselben Stadt, daß „die Weiber fast durchweg feuerrothe Pelerinen von Tuch und gelbe Kopftücher" tragen. Er fügt hinzu, daß

---

[3] Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 288.

[4] Vgl. Christiansen, *Festliches Spanien*, Abb. S. 296, 305, 307, 308.

jene Umhänge auch „zuweilen braun, meist aber roth sind". Braune Pelerinen nimmt er zwischen Villalba und Betanzos wahr, wo er von den galizischen Frauen schreibt (Neue Reiseskizzen I, 285):

> „Sie hatten gelbe Tücher turbanartig um den Kopf gewunden und trugen über dem Kleide eine lange, wie ein Pilgerkragen aussehende, braune Pelerine."

Der rote Kragenmantel aus Tuch oder Flanell, oftmals mit schwarzem Samt besetzt und bestickt, ist allgemein ein typisches Stück der galizischen Frauentracht. Interessant ist, daß Lorinser mehrmals gelbe Kopftücher erwähnt, während sie von anderer Seite als gewöhnlich blau, grün oder orangefarben bezeichnet werden[5].

b) Asturien.

Eingehender als über die galizischen äußert sich Lorinser über die asturischen Trachten. So berichtet er aus der Gegend von Colombres (Neue Reiseskizzen I, 160):

> „Die Männer, die gewöhnlich eine braune Jacke und ebensolche an den Seiten aufgeschlitzte Beinkleider tragen, zeichnen sich am meisten durch die eigenthümlich geformte, helmartige Mütze aus, die an der einen Seite einen spitz zulaufenden, sehr hohen Aufschlag von schwarzem Sammt hat, der beliebig heruntergeschlagen werden kann und bald den Nacken gegen Wind und Regen, bald die Stirn gegen die Sonnenstrahlen schützt."

Auf die eigenartige Hosentracht geht er noch genauer ein, als er sich in der Nähe von Oviedo aufhält (Neue Reiseskizzen I, 192):

> „Die Männer . . . zeichneten sich namentlich durch die eigenthümliche (oben schon beschriebene) asturische Mütze und durch doppelte Beinkleider aus, von denen die braunen, an der Seite aufgeschlitzten, nur bis zu den Knieen reichen, und die darunter befindlichen weissen den unteren Theil des Beines bis zu den Knöcheln bedecken."

Es ist dies dieselbe Art, die Hosen zu tragen, wie wir sie heute noch, regional abgewandelt, in Galizien, Asturien, Navarra und

---

5 Palencia, *The regional costumes of Spain* 32.

Aragonien finden[6]. Je nach der Gegend ist der Seitenschlitz größer oder kleiner, und die Hose länger oder kürzef, so daß bald ein breiteres, bald ein schmäleres Stück der (in Galizien und Asturien) weißen oder (in Aragonien) blauen Unterhosen zu sehen ist[7].

Über die Fußbekleidung berichtet Lorinser (Neue Reiseskizzen I, 252) aus Tol, nahe der galizischen Grenze:

> „Beide Geschlechter tragen in der Regel grosse, plumpe Holzschuhe, wie sie in Frankreich in der Auvergne, und in Deutschland in Westphalen üblich sind"

in Übereinstimmung mit der bereits angeführten Verbreitung dieser Schuhe in den verschiedensten Abarten in ganz Nordwestspanien[8].

Über die Tracht der Frauen weiß Lorinser (Neue Reiseskizzen I, 159) aus Colombres in Asturien zu berichten:

> „Sie tragen fast alle ein schwarzes mit Sammt besetztes Mieder, schneeweisse Hemdsärmel und einen grellen gelben, zuweilen mit schwarzen Streifen besetzten Rock. Oft ist auch der Rock ebenfalls schwarz und mit gelben Streifen besetzt. Die Sitte, das Haar in langen Zöpfen herunterhängen zu lassen, hört hier auf."

Die letzte Bemerkung bezieht sich auf die Sitte des benachbarten Baskenlandes, von der noch zu sprechen sein wird. Diese malerischen Trachten des östlichen und mittleren Asturien verschwinden, als er nach Luarca kommt und sich bei Tol der galizischen Grenze nähert (Lorinser, Neue Reiseskizzen I, 252): „Die Weiber waren meistens in kurze braune Mäntel gehüllt, die nichts weniger als malerisch, sondern höchst dürftig und armselig aussahen[9]." Die ärmliche Gebirgslandschaft findet also auch hier ihren Niederschlag in der Kleidung.

c) Baskenland.

Zahlreicher sind die Schilderungen der baskischen Trachten. Humboldt (Baskische Reise 402) beschreibt bei seinem Auf-

---

[6] Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 305.

[7] Siehe Abb. aus Asturien und Galizien bei Palencia, plate 12, 14, 22, 23.

[8] Vgl. Palencia, plate 27.

[9] Es handelt sich offenbar um die aus grobem Wollstoff hergestellten Kopfüberhänge, über die Krüger, GK S. 266 berichtet.

enthalt in Durango genau die altbaskische Tracht:

„Die alte Tracht ist: abarcas, eine Art Beschuhung. Lederne zur Seite und hinten nur sehr wenig, vorn mehr in die Höhe gehende Schuh oder mehr Sohlen, die auf den Seiten vorn und hinten Bindfaden haben, mit welchen Tücher von Wolle, die sie um die Füsse wickeln, umwunden sind und dadurch festgehalten werden. Diese Tücher sind bei den Weibern, die sie aber jetzt selten tragen, weiss und oft sehr fein, bei den Männern mit schmalen schwarzen Streifen. Dann gewöhnliche meist schwarze Hosen. Eine rothe Jacke, jetzt seltner, und darüber die *Longarina*, eine weite Ueberjacke mit mehrern Aufschlägen auf den Aermeln, das Biscayische Surrogat des castellanischen Mantels. Ehemals ging die Longarina braun schwarz bis an die Kniee, und die Aermel waren an die Jacke mit Bändern und Knöpfen befestigt, um wenn man einige losmachte, die Aermel weg und überwerfen zu können. Jetzt nur selten etwas lang. Um die Weste eine *Fusta*. Auf dem Kopf die *Montera*[10], eine schwarze spitzige helmartige Mütze vorn mit dreieckigem schwarzsammtnen Aufschlag, in der Hand einen langen Stock. Manchmal tragen sie auch unter dem Mantel (wie eine Art Dolch, da der Stock bei ihnen Degendienste vertritt) einen kurzen dicken, vorzüglich unten dickeren Knittel *Cachiporra* (Cachi corrumpirt von Quasi und porra, grosser Hammer zum Eisenhämmern) genannt."

Er fügt aber hinzu: „Diesen Anzug sieht man jetzt meist nur einzeln und gar nicht mehr fast in seinem ganz alten Schnitt." Die „gewöhnlichen" Hosen, von denen Humboldt spricht, sind natürlich die kurzen, seitlich geschlitzten Kniehosen, die gerade zu jener Zeit den *pantalones* zu weichen beginnen[11], sich aber vereinzelt in den Pyrenäentälern bis zur Gegenwart erhalten haben[12]. Der vom Verfasser als *longarina*[13] bezeichnete lange, mantelartige Umhang, der,

---

10 Im Text steht *Moretera* (vom Herausgeber verlesen?).

11 Nach B. Estornés Lasa, *Indumentaria baska* 95 wurde das Tragen von langen Hosen nach dem spanischen Unabhängigkeitskriege im Baskenland allgemein Sitte.

12 Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 298.

13 Es kommen die Formen *longarina* (Sturriza, *Historia general de Biscaya*) und *ongarina* (Larramendi, *Corografía de Guipúzcoa*) vor.

wie er angibt, schon damals selten wird und jetzt im Baskenland nicht mehr anzutreffen ist, hat sich in den angrenzenden Landschaften erhalten, wo er noch heute unter Benennungen wie *enguarina, enguariña* (salmant.), *anguarina, unguarina* (astur.)[14], *hongarina* (arag.)[15] gebräuchlich ist. Interessant ist die Erwähnung der *montera* als Vorläuferin der heutigen *boina*. Nach der Beschreibung ist sie die aufrechtstehende Zipfelmütze, die auch als Kopfbedeckung der *gaiteros* noch heute in Galizien und Asturien verbreitet ist[16]. Auch Baumgärtner, der zu der gleichen frühen Zeit wie Humboldt in Spanien weilt, berichtet von *montera*[17] und *abarcas* als bezeichnend für die Tracht der Basken aus Irún:

> „Die Tracht der Männer besteht in dieser Provinz aus einer dreieckigen Mütze, die sie *Montera* nennen: einem kurzen schwarzen Westchen, schwarzen Beinkleidern und Schuhen. Stiefel sieht man keinen Spanier in der Provinz tragen . . . Noch häufiger als Schuhe aber findet man Socken, die man mit Bändern kreuzweis herauf bis an die Beinkleider gebunden trägt. Sie sind eine Art von dicken Strümpfen; unter den Fuss legen sie altes Tuch, Leinwand und dergleichen." (19)

Während Humboldt aus Biscaya nur von dem primitiven Schuhwerk berichtet, Strümpfe aber nicht erwähnt (in Übereinstimmung mit Loning 207), gibt also Baumgärtner an, daß in Guipúzcoa die auch heute noch im nordspanischen und nordwestiberischen Gebirgsland teilweise gebräuchlichen Fußsocken getragen werden. Humboldt (411) hat bei seinem Aufenthalt im Baskenland in einem *caserío* in Durango dem Hausvater abgelauscht, wie die altertümliche Fußbekleidung dieser Gebirgsbewohner, *abarca* — die Ledersohle — und *chapinua* — so heißt der Ersatz des Strumpfes — hergestellt und am Fuß befestigt werden:

> „In der Ecke ein Rindsleder zu *Abarcas*. Der gutmüthige Alte brachte alles herbei, mir zu zeigen wie sie gemacht wurden. Der Casero macht alles selbst. Er spannt die Rinds-

---

14 F. Krüger, GK 161.

15 R. del Arco, *El traje popular altoaragonés*. Huesca 1924, S. 26, 34.

16 Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 320 (Fußnote 3).

17 Von *montera* und *palo* als zur Tracht der Männer und jungen Burschen gehörig spricht auch Larramendi (vgl. Estornés Lasa, a. a. O. 41).

haut bloss auf, trocknet sie und reibt sie ein wenig mit Salz und Asche ab. Dann schneidet er sie in länglichte Stücke wie sie zur Abarca passen. Auf diesen zeichnet er nach einer hölzernen Form, einem so gestalteten Brett *(el marcador)* die Stücke zu jeder einzelnen abarca ab. Dann schneidet er sie aus, kratzt nur ein wenig auf den Seiten die Haare die noch darauf sitzen ab, lässt sie in der Mitte sitzen, (dies rauhe bleibt dem Boden zugekehrt) schlägt Löcher mit einem Hammer und Eisen rund herum in das Leder und durchnäht es nun mit grobem Bindfaden, dass die Seiten sich ein wenig umkrempen, das Hinterblatt ein wenig mehr, das vordere aber (das breitere) so dass die beiden Ecken zurückgeschlagen werden und eine Naht in die Mitte kommt. Die Enden des Bindfadens lässt er lang damit die Decken die zum Strumpf dienen zu umwinden.

Diese Decken heissen *Chapinua*. Er wickelt erst einen kleinen Lappen um die Fussspitze, dann ein länglichtes ziemlich breites Stück von unten um den Schenkel herum."

Es sind also aus einem Stück gefertigte Sandalen aus ungegerbtem Rinds- oder auch wohl Schafsfell. Sie haben sich im Baskenland und den Nachbargebieten lange, z. T. bis in die Gegenwart erhalten[18]. Noch Jahrzehnte nach Humboldt schreibt Loning (206/207), daß der Baske diese uralten, schon aus dem Altertum bekannten Fußbekleidungen trägt:

„In Biscaya und Guipuzcoa trägt er keine von Hanfgarn geflochtene Sandalen, wie der Navarrese, sein Nachbar, sondern heute noch, wie Diodor von Sicilien von den alten Celtiberern erzählt, eine aus Haaren gemachte Bedeckung um die Beine. Diese Bedeckung heisst auf baskisch *Chapinua*. Statt der Strümpfe werden nämlich Streifen von wollenen Zeugen oder geflochtenen Pferdehaaren von der Fussspitze aus um das Bein gewunden und mit Bindfaden fest um wickelt, der an der *Abarca*, einer Sohle, die sich nur ein wenig um den Fuss in die Höhe biegt, befestigt ist. Diese Sohlen werden aus Rindsleder gemacht, die er selbst verfertigt. So hat sich also eine Sitte der Celtiberer noch bis heute bei den Basken erhalten."

---

18 Über die Verbreitung der *abarcas* außerhalb der baskischen Provinzen vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 278 f.

Daneben berichten aber Reisende späterer Zeit (Wolzogen 18; Willkomm, Wanderungen I, 206) auch davon, daß *alpargatas*, die in großen Teilen Spaniens üblichen Esparto- oder Hanfsandalen, oder gar Lederschuhe getragen werden, Schuhwerk, das ursprünglich nicht in den baskischen Provinzen üblich war, um so weniger, da *alpargatas* nur für trockene Gegenden geeignet sind, in denen der Regen eine seltene Erscheinung ist. Nach Rosen (II, 21) werden die *alpargatas*, die, an den bloßen Füßen getragen, zur gewöhnlichen Tracht des Basken gehören, „im Hochgebirge auch oft von einer Fussbekleidung ersetzt, die man *barcas*[19] nennt". Danach hätte sich also die ältere Bekleidung nur in den gebirgigen Gegenden erhalten[20].

Die *boina*, die uns noch heute als typischstes Kennzeichen der Tracht der Basken gilt, wird von den deutschen Reisenden erst aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erwähnt. Sie ist schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bezeugt und erscheint zuerst in der Form der *boina grande*, die sich allmählich zu der heute üblichen wandelt. Ihre Verbreitung über das Baskenland erfolgte wahrscheinlich vom Norden der Provinzen und vom Béarn aus[21]. Doch hören wir nach dem Bericht Willkomms (Wanderungen I, 206—208), wie sich die Tracht der Basken im ganzen gegenüber der Zeit Humboldts verändert hat:

„Die Männer gehen für's Gewöhnliche in langen, weiten Pantalons von gestreiftem Leinenzeuch und in kurzen, völlig schmucklosen Tuchjacken von dunkler Farbe, oder in kurzen Blousen von hellfarbiger, kleinkarrirter Baumwolle. Die Seeleute und Fischer pflegen grob gewebte, wollene, hemdartige Blousen oder Kamisols von hochrother Farbe zu tragen. Die meist unbedeckten Füsse stecken bei trocknem Wetter in Alpargates, bei regnerischem in unförmlichen, dicksohligen, mit Nägeln beschlagenen Schnürstiefeln. Die Basken von Bayonne bedienen sich der in ganz Frankreich beliebten Holzschuhe, die

---

[19] Auch diese und andere Formen kommen vor; vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 280.

[20] Hierzu stimmt, daß sie noch heute im Vorland der Pyrenäen gebräuchlich sind (Krüger, VKR VIII, 1935, S. 281).

[21] Estornés Lasa, a. a. O. 85 ff.

ich auch hier und da in Nord- und Centralspanien bemerkt habe. An Sonn- und Festtagen pflegen die Basken lange, nach unten zu sich erweiternde Hosen von schwarzem Sammet zu tragen, sowie schwarze Sammetjacken und rothseidene Schärpen. An Wochentagen sieht man die Schärpe *(faja)*, bei den übrigen Spaniern ein unentbehrliches Kleidungsstück, in den baskischen Provinzen selten. Das eigentliche Nationale der baskischen Männertracht ist die *Boyna*, die baskische Mütze. Diese ist von Schaafwolle, aus dem Ganzen gewirkt und gewalkt, so dass sie aussieht, als wäre sie aus dünnem Filze gemacht. Sie hat keinen Schirm, eine barettartige Gestalt, lässt sich in alle Formen bringen, ist federleicht und sehr bequem. Die Basken pflegen darinnen ihr Schnupftuch, ihren Kamm und verschiedene andere Gegenstände aufzubewahren. Beim Grüssen greifen sie an die Boyna, nehmen dieselbe aber nicht ab. Diese eigenthümliche Mütze, welche besonders junge, volle Gesichter sehr gut kleidet, wird nicht allein in den baskischen Provinzen getragen, sondern auch in Navarra, und in den Departements Hautes-Pyrénées, Basses-Pyrénées und Landes, und zwar von Jung und Alt. Schon dreijährige Buben laufen mit der Boyna herum und sehen mit derselben aus wie Pilze. In dem Departement Hautes-Pyrénées und in Navarra ist die Boyna gewöhnlich dunkelbraun, in den beiden andern eben genannten französischen Departements blau, in den drei baskischen Provinzen am häufigsten ebenfalls blau, weniger häufig roth, noch seltener weiss. Eine weisse Boyna gilt gegenwärtig als Abzeichen carlistischer Gesinnung. In Guipuzcoa und Vizcaya sieht man die Boyna häufig noch mit einer *Gorla*, einer Troddel, gleich der des türkischen Fes, geschmückt, welche immer von schwarzer Seide ist und über den Rand der Mütze hinabhängt . . ."

Hierzu passen auch die Schilderungen von **Wolzogen** (18) und Rosen (II, 21). Der erstgenannte Verfasser schreibt:

„Die Tracht der Basken besteht in einer dunkeln kurzen Tuchjacke oder einer kurzen hellfarbigen Blouse von karrirtem Muster, langen weiten Beinkleidern und den sogenannten alpargatas oder Hanfsandalen, die mit Bändern um die meist

nackten Knöchel befestigt werden, indessen oft auch plumpen, dicken Schnürstiefeln Platz machen . . ."

und Rosen spricht ebenfalls von der kurzen braunen Tuchjacke und den sehr weiten Beinkleidern aus Tuch oder auch aus Samt. Beide geben auch eine genaue Beschreibung der *boina* als eines typischen Stückes der Kleidung, die nach Rosen „gewöhnlich blau, bei reicheren Leuten aber und an Fest- und Feiertagen meistens scharlachroth mit silbernem oder buntseidenem Quast, burla (?) genannt . . ." aussieht, während Wolzogen in Übereinstimmung mit Willkomm berichtet, daß die Troddel blau- oder schwarzseiden ist.

Rosen (II, 21) erwähnt darüber hinaus noch weitere Kleidungsstücke der baskischen Tracht, insbesondere solche, die als Wetterschutz dienen:

> „Den Hals trägt der Baske, wie die Brust, ganz frei, nur bedeckt von einem blendend weissen Hemde, dessen Kragen über die Weste zurückgeschlagen wird. Statt des im ganzen übrigen Spanien so gewöhnlichen Castilianischen, braunen Mantels, trägt der gemeine Baske bei schlechtem Wetter und auf Reisen eine Art Kapot von schwerem, grobem Wollenzeug, mit einer Capuche, die über den Kopf gezogen wird, und mit dem Bernus der Araber etwas Aehnlichkeit hat. Bei den Basken der mehr bemittelten Stände . . . ist die *Samarra* sehr gangbar, eine kurze Pelzjacke von schwarzem gegerbtem Schaaffell, bei Reichen auch von feinerem Rauchwerk, inwendig mit weissem Pelz gefuttert und gewöhnlich mit einer Reihe von metallenen Agraffen, statt der Knöpfe, besetzt, eine Tracht, die für das oft rauhe Klima dieser Gegenden eben so zuträglich, wie auch besonders zu der malerischen boina kleidsam ist."

Die *Zamarra*, die Pelzjacke, auch von Bärenfell, ist auch in andern kalten Gebirgsgegenden der Halbinsel häufig. So berichtet z. B. Willkomm davon (II, 111) aus Trevélez in den Alpujarras[22].

Über die Tracht der Baskin haben wir ebenfalls eine Anzahl Zeugnisse. Die beste und ausführlichste Schilderung der baskischen Frauentracht gibt Willkomm (Wanderungen I, 204—206). Er schreibt von den Baskinnen:

---

22 Vgl. über Wort und Sache Krüger, HPyr B 7/8.

„Ihr Hauptschmuck besteht in ihren Haaren. Das Vorderhaar tragen sie glatt und tief gescheitelt, das Hinterhaar flechten sie in dicke Zöpfe, die sie nicht auf dem Kopfe befestigen, sondern frei über die Schultern hinabhängen lassen. Auch die Frauen der Provinz von Santander und die Navarresinnen tragen das Haar in dieser Weise; die französischen Baskinnen dagegen stecken die Flechten am Hinterkopfe fest und hüllen ein schwarzes baumwollenes Tuch in turbanartiger Form darum. Die Guipuzcoanerinnen pflegen das Haar blos in einen Zopf, die Vizcayerinnen dagegen in zwei Zöpfe zu flechten, welche sie in der Mitte durch ein eingeflochtenes schwarzes Band zusammenketten. Die Enden der Zöpfe sind mit Bandschleifen, gewöhnlich von schwarzer Farbe, verziert. Recht lange und dicke Zöpfe betrachten die Baskinnen als den schönsten Schmuck und bilden sich viel auf dieselben ein, zumal wenn das Haar blond ist. An den Zöpfen angegriffen zu werden gilt bei ihnen, wie bei den Jüdinnen, für eine Entehrung. Ich habe Mädchen bitterlich weinen sehen, weil Männer aus Schabernack ihre Zöpfe berührt hatten. Die Baskinnen gehen, sobald sie ihr Haar gehörig geordnet haben, welches bisweilen so lang ist, dass die Zöpfe bis beinahe zu den Waden herabhängen, stets mit unverhülltem Haupte, selbst in die Messe, wohin die Frauen des übrigen Spaniens stets die Mantilla oder den Manto umzunehmen pflegen, schmücken sich auch das Haar nicht mit Blumen oder Geschmeide, wie es in andern Landschaften üblich ist. An den Ohren pflegen sie grosse, gewichtige Ringe von Gold oder Silber zu haben. Ihr Anzug ist sehr einfach, doch nicht geschmacklos, und meist nett und reinlich. Sie tragen gewöhnlich ein ärmelloses, eng anliegendes, stark gesteiftes, vorn tief ausgeschnittenes und zugeschnürtes Mieder von dunkelfarbigem Wollenzeuch über einem bunten Kattuntuche, welches Schultern und Busen züchtig verhüllt. Die nach unten zu sich erweiternden Aermel des groblinnenen oder baumwollenen Hemdes reichen bis an die Handgelenke, wo sie zusammengeknöpft sind. Bei der Feldarbeit pflegen sie dieselben häufig bis zu den Schultern aufzuwickeln. Ein gestreifter, wohl auch einfarbiger und dann meist rother oder blauer, ziemlich kurzer Rock, der unten mit

mehrern parallel laufenden Bandstreifen von greller Farbe besetzt ist, blaue Strümpfe mit weissen Zwickeln, und Hanfsandalen (alpargates) oder grobe Lederschuhe vervollständigen die einfach-ländliche Tracht. Arme Mädchen und Weiber gehen wohl auch ohne Strümpfe, doch fast nie ganz baarfuss, wie bei uns. Baarfuss zu gehen gilt nämlich bei den Basken, wie beinahe bei allen Volksstämmen Spaniens, für eine Schande. (Nicht so in Galicien, wo das niedrige Volk immer baarfuss zu gehen pflegt.) Daher tragen die Baskinnen wenigstens Alpargates, welche sie, gleich den Männern, mit blauen Baumwollenbändern um die Knöchel festbinden."

Auf das offen, in langen Flechten getragene Haar als Zierde der baskischen Frau weisen auch andere Reisende wiederholt hin, wobei Baumgärtners (24/25) Beobachtung aus Vitoria dafür spricht, daß in Álava ebenso wie in Guipúzcoa „die Haare blos in einen herabhängenden Zopf geflochten" getragen werden. Eine originelle Bemerkung in bezug auf besonders lange Zöpfe macht Humboldt (Spanienreise 129), der berichtet:

„Die Weiber haben fast alle sehr lange und dicke, und einige ungeheuer starke Haare, die sie in langen Zöpfen hinten herabhängend tragen, auch wenn sie sehr lang sind, in dem Band des Rocks hinten befestigen."

Was die von Willkomm gegebene Beschreibung der Frauenkleidung anbelangt, so deckt sich diese mit der von Wolzogen (19), der anführt:

„Ein enganliegendes Mieder von dunkler Wolle, zu dem das weite, bis zum Handgelenk herabgehende Hemd die Aermel liefert, und ein ziemlich kurzer, häufig rothfarbiger Rock, unten mit mehreren parallellaufenden Bändern besetzt, blaue Zwickelstrümpfe und alpargatas oder Lederschuhe machen ihre einfache, doch für die Arbeit sehr zweckmässige Tracht aus."

Fast dieselben Kennzeichen — insbesondere das enganliegende, geschnürte Mieder (teilweise mit Ärmeln im Winter und ohne Ärmel im Sommer), das darunter getragene bunte Tuch, das Brust und Schultern bedeckt sowie der kurze Rock finden sich noch heute in der Frauentracht des benachbarten Hocharagonien[23].

[23] Krüger, VKR VIII, 1935, S. 322.

Die Feststellung Willkomms, daß die Baskinnen stets mit unverhülltem Kopfe gehen, — ein Brauch, der noch heute weitverbreitet ist, sich aber in erster Linie unter den jungen Mädchen findet[24], — schränkt er selbst an anderer Stelle (Wanderungen I, 7) ein, indem er sagt, die in den französischen Landes übliche Sitte, daß die Frauen den Hinterkopf turbanartig mit einem Tuche umwinden, habe er auch

> „in den baskischen Provinzen, besonders bei den Frauen der Mittelklassen, häufig bemerkt; nur pflegt das Kopftuch der Baskinnen nicht schwarz, sondern bunt, meist von sehr grellen Farben zu sein."

Dies Kopftuch als Bestandteil der Frauentracht führt auch Humboldt (Baskische Reise 402/403) schon um 1800 an, nach welchem die Baskinnen „Tücher über den halben Kopf mit hinten herunterhängendem Zipfel gebunden" tragen[25]. Doch schon damals begannen sich ältere Unterschiede zu verwischen, denn, fährt er fort,

> „Ehemals trugen alle verheirathete Frauen eine *toca* von mehr oder minder feiner und eleganter Art; und alle unverheirathete gingen schlechterdings in blossem Haar. Gefallene Mädchen mussten sich wie die verheiratheten kleiden. Hierüber wachten sie gegenseitig unter einander[26]."

d) Aragonien.

Aragonien, insbesondere Hocharagonien birgt in dem Pyrenäenstädtchen Ansó noch heute eine jener wenigen Inseln, wo sich alte Trachten dem Ansturm der modernen Zeit zum Trotz haben erhalten können[27]. Im allgemeinen gilt auch für Aragonien, daß das Alte in der Kleidung längst verschwunden ist. Wie die deutschen Reisenden berichten, liegen die Anfänge dieser Entwicklung schon hundert Jahre zurück. Hören wir zunächst, was Willkomm

---

[24] Vgl. Palencia S. 46: „The unmarried women do not as a rule cover their heads at all." S. 47: „The custom of going bareheaded is so deeprooted that the Church tolerates this custom even during Mass."

[25] Vgl. ebenfalls Baumgärtner (24/25).

[26] Vgl. auch B. Estornés Lasa, a. a. O. 76 ff.

[27] Echagüe 14 ff.

(Wanderungen II, 132/133), auch hier wieder unser Hauptaugenzeuge, über die Trachten der Aragonesen mitzuteilen weiß. Er schreibt:

„Was die Trachten anlangt, so kleiden sich die höheren Stände auch in Aragonien, wie überall, nach französischer Sitte; die niederen Stände dagegen und die Landbewohner besitzen Volkstrachten, welche je nach der Gegend verschieden sind. Die Tracht der Männer besteht im Allgemeinen aus einer kurzen Jacke, kurzen Hosen und Gamaschen, die der Frauen aus einem ärmellosen, eng anschliessenden steifen Mieder, über welches sie ein baumwollenes Tuch tragen, und aus kurzen wollenen Röcken. In Hocharagonien tragen die Männer ganz einfache, eng anliegende Jacken von grobem, dunkelfarbigem Tuch, welche bis an die Hüften reichen, eine blaue Sammetweste mit zwei Reihen messingerner oder silberplattirter Knöpfe, kurze Hosen von demselben Stoffe, eine dunkelblaue oder violette Wollenschärpe, die sie lose und unordentlich um den Leib schlingen, blaugraue Strümpfe und Alpargates von Hanf oder Esparto mit schwarzen Baumwollenbändern. Den Kopf pflegt ein schwarzer, niedriger Filzhut mit enorm breiten Krämpen, die man häufig nach aufwärts mit einem Tuche zusammengebunden sieht, zu bedecken; seltener die *„Redecilla"*, welche dagegen bei den Bewohnern Niederaragoniens[28] und des östlichen Neukastilien ausserordentlich beliebt ist. Diese Redecilla ist keineswegs ein Haarnetz, wie man bei uns gewöhnlich glaubt, sondern blos ein schmal zusammengelegtes, einen zwei bis drei Finger breiten Streifen bildendes buntes Baumwollentuch, welches in Gestalt eines Gürtels fest um den Kopf geknüpft wird, so dass der Wirbel und der ganze obere Theil der Haare völlig unbedeckt bleibt. Die Redecilla schützt daher nicht im mindesten gegen die Sonne und ich begreife nicht, wie die Niederaragonesen und Neukastilianer in ihren glühend heissen Ebenen während des Tages bei vollem Sonnenscheine damit herumlaufen können, ohne den Sonnenstich zu bekommen. Auch pflegen die Niederaragonesen weniger kurze Beinkleider und Alpargates, als weite, bis auf die halben

[28] Vgl. hierzu Amades 43.

> Waden reichende und hier an den Seiten aufgeschlitzte Hosen und rindslederne Schuhe zu tragen. Desgleichen ziehen die Niederaragonesen nur selten eine Jacke an, sondern gehen meist im blossen Hemde und ohne Halstuch, schleppen dagegen fast immer ihren groben, dunkelbraunen, oft entsetzlich zerrissenen und durchlöcherten Mantel mit sich herum, den sie so umzunehmen pflegen, dass der eine Arm und die eine Schulter ganz entblösst bleiben."

Der von Willkomm beobachtete Unterschied zwischen der Hosentracht in Hoch- und in Niederaragonien läßt sich bis zur Gegenwart erkennen[29]. Seine Schilderungen der Männertrachten decken sich übrigens auffallend mit denen Thienen-Adlerflychts und Körners. Ersterer macht seine Beobachtung in Fraga am Fluß Cinca. Auch ihm fällt wie Willkomm hier in Niederaragonien die eigenartige Kopfbedeckung der Männer auf (Thienen-Adlerflycht 111/112):

> „Die Männer, breitschulterige braune Gestalten mit dem bunten, turbanartig um den Kopf gebundenen Tuche, welches den Scheitel völlig unbedeckt lässt und trotzdem und trotz der heissen Sonne ihre einzige Kopfbedeckung ist . . ."

Das an einer Seite verknotete Kopftuch, bei dem die obere Schädeldecke freibleibt, ist auch heute noch in Niederaragonien und den angrenzenden Gebieten Neukastiliens verbreitet, also ganz so wie Willkomm anführt, und dasselbe gilt für die von diesem erwähnte Kopfbedeckung in Hocharagonien, den niedrigen schwarzen Filzhut[30].

Daneben berichtet auch Thienen-Adlerflycht von den Mänteln, in die sich die Bewohner Niederaragoniens nach kastilischer Art hüllen, „deren Zipfel anmuthig um die Schulter geschlagen waren". Ergänzend zu Willkomm führt er an, daß sie „in weissen Sandalen mit buntem Band besetzt und weissen Strümpfen" gingen. Dagegen paßt Körners (160/161) ohne nähere Ortsangabe gegebene Beschreibung zu Willkomms Darstellung der Tracht Hocharagoniens, wie sich aus den besonderen Kennzeichen,

---

[29] Krüger, VKR VIII, 1935, S. 305.

[30] Über die heutige Verbreitung vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 317.

den kurzen Hosen, der violetten *faja*, den blauen Strümpfen und den *alpargatas* ergibt. Er schreibt:

„Die arragonischen Männer . . . prangen noch wie vor Jahren in ihren kurzen schwarzen Leder- oder Tuchhosen, an den Knieen aufgeknöpft, in hellblauen Strümpfen, in ihren Sandalen und violetten breiten Leibbinden, die, leicht umgeschlungen, tiefe breite Falten lassen, in denen sich ihre Baarschaft, ein oder zwei grosse Messer, ihr Tabaksvorrath und, wenn sie über Land gehen, Mundvorrath für ein oder zwei Tage befinden. Arbeiten sie nicht, so haben sie breite, viereckige Mützen, von der Farbe der Leibbinde, auf dem Kopfe sitzen, deren oberster Theil auf der Seite herunter hängt. Aber im Geschäft haben sie nur um den kurzgeschorenen, schwarzhaarigen Kopf ein buntes Tuch fest gewickelt."

Die von Körner genannte dritte Form der Kopfbedeckung ist nach der Beschreibung und Farbe zweifellos die auch vom katalanischen Bauern getragene sackartige Zipfelmütze, *gorro* genannt, die nach Willkomm (I, 65) gewöhnlich rot, seltener violett ist und die von Katalonien her eingedrungen zu sein scheint[31].

Über die Kleidung der Frauen berichtet Willkomm (Wanderungen II, 133/134):

„Die Tracht der Frauen unterscheidet sich im Ganzen wenig von der in Navarra und in den baskischen Provinzen üblichen, besonders in Hocharagonien, wo man auch noch viele Mädchen und Frauen mit nicht aufgesteckten, frei über die Schultern hinabhängenden Zöpfen sieht. Sonst pflegen die Aragonesinnen entweder die Zöpfe am Hinterkopfe festzustecken, oder die sämmtlichen Haare zu einem dicken Knoten zusammen zu binden und den Kopf mit einem lose umgeschlungenen Baumwollentuche von bunter Farbe zu umhüllen. Das Mieder ist in Hocharagonien häufig mit gelbem Leder überzogen und steif, wie ein Brustharnisch; in manchen Gegenden Nieder- und Südaragoniens scheinen blaue Sammetcorsets Mode zu sein. Eine ganz absonderliche Tracht verführen die Frauen einiger Ortschaften der Pyrenäen. So tragen die Frauen

---

[31] Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 319.

des Thales von Hecho, welches parallel mit dem von Canfranc läuft, aber weiter nach Westen zu liegt und wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt ist, lange, bis auf die Knöchel reichende, priesterrockartige Kutten von grünlicher Leinwand, welche um den Hals eng zusammenschliessen und gar keine Taille besitzen, mit langen, weiten, an den Handgelenken zugeknöpften Aermeln, dazu einen breitkrämpigen Filzhut, blaue Strümpfe und Alpargates. Als ich diese unschöne Tracht zum ersten Male in Jaca sah, wusste ich nicht, ob ich Männer oder Frauen vor mir habe."

Es ist interessant, daß er damit eine Tracht anführt, die wegen ihrer Sonderlichkeit ganz aus dem Rahmen der üblichen herausfällt und die sich in der Trachteninsel von Ansó bis auf den heutigen Tag erhalten hat[32], während sie im Tale von Hecho selbst — wie zu Willkomms Zeit — nicht mehr üblich ist[33]. Auffallend ist jedoch die Bemerkung, die Frauen trügen Filzhüte. Gerade die Ansotana ist noch heute durch ein übermäßig großes dunkles oder helles Kopftuch ausgezeichnet[34], wie ja Kopftücher überhaupt schon nach Willkomms Bericht die übliche Form der Kopfbedeckung bei den Aragonierinnen bilden.

2. Die Landschaften des inneren Hochlandes.

a) Altkastilien.

Altkastilien ist wenig von den deutschen Reisenden besucht worden. Wer von Norden von den baskischen Provinzen kam, den zog es gewöhnlich gleich nach Madrid, wobei er bei der schnellen Fahrt mit der Diligencia nur wenig zu sehen bekam. Andere haben in Städten wie Burgos und Valladolid nur Augen für die Baudenkmäler oder verfolgen die Spuren des Cid. Immerhin besitzen wir eine interessante Schilderung der Männertracht in Altkastilien um 1800 von Humboldt. Er schreibt (Spanienreise 140/141):

---

32 Vgl. Echagüe 15.

33 Siehe die Belege für das ehemalige Vorkommen in Hecho bei Krüger, VKR VIII, 1935, S. 326.

34 Vgl. Palencia, plate 70, 71 und Echagüe, Tafel 49; 52 ff.

„Der Anzug der Männer war mir durch ganz Altkastilien und vorzüglich zwischen Valladolid und Segovia sehr auffallend. Sie tragen meist kurze Hosen, dann Strümpfe oder Stiefeletten, und Schuh; oben eine Jacke mit Aermeln und kurzen Schössen, an der aber die Aermel besonders geschnitten und dann nur an das Schulterstück der Jacke angeheftet scheinen, so dass der Rand von diesem darüber vorsteht. Darüber haben sie einen ordentlichen Kürass (Koller) von gelbem Leder, der mit einem gleichfalls ledernen Gurt hinten zugeschnallt wird. Die Hosen, Strümpfe und Jacken sind von braunem dicken wollnen Zeuge. Auf dem Kopf tragen sie eine Mütze die oben nach vorn zu spitz ist und mit zwei Schnebben über die Ohren weggeht. In dieser Tracht sehen sie in der That den beharnischten alten Rittern ähnlich, und tragen so noch mehr zu der Täuschung bei, in der man sich in Spanien auf einmal ins 15. oder 16. Jahrhundert zurück versetzt glaubt."

Es ist wirklich eine eigenartige Tracht, die sicher durch ein hohes Alter ausgezeichnet ist. Humboldts genaue Darstellung wird noch gestützt durch die Beobachtung von Jariges (80/81), der zu derselben Zeit über die Bewohner der Umgebung von Aranda — also nördlich von der von Humboldt erwähnten Gegend — sagt:

„Die Bauern in diesen Gegenden zeichnen sich durch eine besondere Tracht aus: sie tragen lederne Wämser, die ihnen eine Art von ritterlichem Ansehn geben; sie pflegen sich auch untereinander Caballeros zu nennen."

In ähnlicher Form, u. a. auch mit Lederkoller — *coleto* —, aber vorne geschnürt und ohne die charakteristisch geschnittene Jacke wurde die Tracht früher auch in der Segovia benachbarten Provinz Ávila[35] und vereinzelt im nördlichen Extremadura[36] getragen.

Über die Tracht der Frauen berichtet Willkomm (Wanderungen II, 399) aus einem anderen Teile Altkastiliens, nämlich aus den Montañas de Burgos. Er spricht von der weitverbreiteten eigentümlichen Klappenmütze aus Tuch oder Fell, der *montera*, und fährt dann fort:

---

[35] Palencia 74.

[36] Palencia, plate 179.

„Mit einer solchen Montera pflegen auch die Frauen der Montañas de Burgos in Altcastilien den Kopf zu bedecken. Diese besitzen überhaupt eine höchst eigenthümliche Tracht, welche offenbar aus einer sehr fernen Vergangenheit herrührt. Sie tragen nämlich dunkle Tuchkleider mit langem, fast schleppendem Rocke und einem glatten sich fest an den Körper anschmiegenden Leibchen, welches bis an den Hals reicht. Die Aermel sind weit, an den Handgelenken zugebunden und von den Schultern an bis zum Ellenbogen aufgeschlitzt. Um die Taille schlingt sich ein lederner Gürtel, von dem auf der rechten Seite eine lederne Tasche herabhängt. Das Haar flechten jene Frauen ebensowenig wie die Estremaños, sondern binden sie blos am Hinterkopfe zusammen, von wo aus sie dann frei über die Schultern herabwallen, wie bei den Maragatas. Diese ganz mittelalterliche Tracht steht namentlich jungen Mädchen sehr hübsch."

In bezug auf das vermutete hohe Alter dieser Frauentracht hat Willkomm sicher recht. Die Art der Kleidung steht übrigens ganz für sich. In keiner der angrenzenden Landschaften findet sich eine Tracht, die mit dieser Beschreibung — insbesondere den geschlitzten Ärmeln — übereinstimmt. Die *montera* als Kopfbedeckung der Frauen gibt es dagegen auch in anderen Provinzen, beispielsweise in Segovia, wo sie fast die Form einer Tiara hat[87].

b) León.

In dem ehemaligen Königreich León, das westlich an Altkastilien grenzt, hat die Reisenden besonders der durch eigentümliche Überlieferungen ausgezeichnete Volksstamm der Maragatos interessiert, über dessen Herkunft die verschiedensten Vermutungen angestellt werden. So haben auch Willkomm und Jariges ihre Trachten geschildert. Willkomm (I, 294) schreibt von den Maragatos:

„So heissen die Bewohner eines kleinen Districts in dem unzugänglichsten Theile der Gebirge des Königreichs von Leon, welche sich rühmen, direct von den Ureinwohnern Spaniens,

---

[87] Vgl. Palencia, plate 152 und 153.

den alten Celten oder Lusitanern, abzustammen. Ihre Tracht ist allerdings höchst auffallend und hat mit allen übrigen Nationalcostümen der pyrenäischen Halbinsel nicht die geringste Aehnlichkeit. Sie tragen nämlich niedrige, breitkrämpige Hüte mit rundem Kopf, eine einfache, weite und bis über die Hüften herabreichende Tuchjacke, keine Schärpe, aber sehr weite und faltenreiche, bis an die Kniee reichende Pluderhosen, Strümpfe und Schnürstiefeln und erinnerten mich auf den ersten Blick an unsere altenburgischen Bauern, mit deren Costüme das ihrige eine auffallende Aehnlichkeit hat."

Ebenso berichtet Jariges (119) viel vor ihm von diesem Völkchen, als er in der Nähe von Astorga gezwungen ist, sich aus ihren Dörfern einen Führer mit Maultieren zu besorgen:

„Eine eigne Tracht unterscheidet diese Maragatos[38] von den übrigen Bewohnern; sie tragen sehr bauschige, schwarze Pluderhosen und grosse Jacken und Gürtel von Leder."

Die weiten Pluderhosen, *balones (valones)* genannt, sind in der Tat eine Ausnahmeerscheinung im Gebiet der kurzen Kniehose in Spanien. Sie kommen heute nur noch in der Maragatería und auf Mallorca vor[39], scheinen jedoch früher weiter verbreitet gewesen zu sein[40].

Von der Kleidung der Frauen in der Maragatería spricht Willkomm an anderer Stelle (Wanderungen II, 395/396):

„Die Frauen der Maragatos, von denen ich nur wenige gesehen habe, da sie ebenso selten, als die Männer häufig ihr abgelegenes Bergland verlassen, tragen eine Art von kurzem Ueberrock mit weiten aufgeschlitzten Aermeln, um den Hals Ketten von Korallen mit daran hängenden Reliquien und Amulets, und aufgelöstes, nach hinten und den Seiten über die Schultern frei herabwallendes Haar. Die verheiratheten Frauen unterscheiden sich von den unverheiratheten durch den „*Cara-*

---

[38] Er nennt sie fälschlich „Mauregaten".

[39] Krüger, VKR VIII, 1935, S. 304 (Fußnote 7).

[40] Krüger, VKR VIII, 1935, S. 306 führt für Galizien und Asturien das Zeugnis Chr. Aug. Fischers (um 1800) an.

miello", eine Art Kamm von der gestalt eines halben Mondes, den sie auf dem Kopfe befestigen."

Diese Tracht finden wir auf einem alten Stich wiedergegeben, auf dem auch der Maragato mit seinen Pluderhosen zu sehen ist[41]. Da der *caramiello* fehlt, scheint die weibliche Figur ein junges Mädchen vorzustellen. Von den beiden Schürzen, *mandil* (vorn) und *facha* (hinten) genannt, die ebenfalls zu der Frauentracht gehören und auf dem Bild zu sehen sind, erwähnt Willkomm nichts. Wie sich das frei auf die Schultern herabfallende Haar sowohl bei den Frauen der Maragatería wie denen der Montañas de Burgos feststellen läßt, worauf ja Willkomm ebenfalls hinweist[42], so deuten auch die bei der Frauentracht beider Gegenden wiederkehrenden geschlitzten Ärmel vielleicht ältere Zusammenhänge an.

Aus derselben Gegend, dem nordleonesischen Bergland, haben wir eine Schilderung der Männertracht von Ziegler (II, 153). Er schreibt von San Miguel del Cama bei León, daß die Kleidung der Männer ihn an die der alten Bauern in Thüringen erinnere:

> „Sie tragen kurze Jacken, kurze lederne Hosen, Strümpfe und Schuhe mit Schnallen oder in den Wochentagen starke, klappernde Holzschuhe. Der Kleidungsstoff ist ein brauner Zwillich, der dem Bilde des Mannes etwas Ernstes und Finsteres gibt."

Interessant ist die Erwähnung der Holzschuhe, die in dem angrenzenden Asturien und anderen Teilen Nordwestspaniens noch heute verbreitet sind[43].

Über die Bewohner des südlichsten Teiles von León, der Umgebung von Béjar berichtet uns Willkomm (Wanderungen II, 396/397) eingehend:

> „Die Frauen von Val de Fuentes und anderer an dem Nordabhange des Plateau von Bejar gelegener Dörfer besitzen

---

41 Palencia, plate 18.

42 Siehe oben Wanderungen II, 399.

43 Über die Verbreitung s. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 288 f. Ein Beispiel aus Portilla (Liébana) an der asturisch-altkastilischen Grenze gibt auch Felder (II, 15): „. . . wir sahen den kurzen braunen Rock der Patrona, die — wie alle Dorfschönen des gebirgigen Castiliens — mit blossen Füssen in den mit Stroh ausgefütterten Holzschuhen stack."

ebenfalls eine eigene Tracht. Sie tragen kurze und enge, brauntuchene, blau oder gelb gestreifte Röcke, ein schwarz- oder brauntuchenes, wohl auch sammtnes Mieder mit langen, eng anliegenden Aermeln, welches vorn offen und mit einem durch silberne Schlingen laufenden Bande zugeschnürt ist; darüber einen Kragen von demselben Stoffe und derselben Farbe, welcher auf dem Rücken rund zugeschnitten ist und vorn in zwei lange Streifen ausläuft, die über dem Busen gekreuzt, um den Leib herumgeschlungen und hinten zusammengesteckt werden. Dieser Kragen pflegt am Rande mit einem zwei Finger breiten Streifen von rothem, blauem, oder grünem Tuche besetzt zu sein. Die Füsse stecken in weit ausgeschnittenen Lederschuhen, die Strümpfe sind gewöhnlich blau und an der Aussenseite des Beins mit einem Streifen weisser Stickerei verziert. Das meist hell- oder rothblonde Haar pflegt in einem dicken Knopf auf dem Wirbel zusammengebunden zu sein, ein Haarputz, der auch bei den Frauen von Hoch-Estremadura beliebt ist. Die Männer jener Gegend kleiden sich gleich ihren südlichen Nachbarn, den Estremaños, vom Kopf bis zum Fuss in schwarzes Tuch, bedienen sich auch des in Estremadura gebräuchlichen breitkrämpigen schwarzen Filzhutes mit niedrigem, abgerundetem Kopfe. Ihre Tracht unterscheidet sich indessen von der in dem Nachbarlande gewöhnlichen dadurch, dass anstatt der wollenen Schärpe, die bei den Estremaños immer von dunkler, meist violetter oder schwarzer Farbe zu sein pflegt, eine breite und weite, häufig mit zierlichen bunten Stickereien bedeckte Binde von hellfarbigem Leder den Leib umschlingt, sowie durch die eigenthümliche Weste. Diese ist nämlich auf der Brust tief viereckig ausgeschnitten, gewöhnlich von blauem Tuche, und mit zwei Reihen metallener Knöpfe besetzt. Den Ausschnitt bedeckt das vielgefältelte Hemd, welches mit einem breiten Busenstreif verziert zu sein pflegt. Das Haar ist bei diesen Männern meist lockig. Sie lassen es wachsen, weshalb sie, zumal wenn sie in ihre braunen Mäntel gehüllt sind, von fern aussehen, wie die herumziehenden Slowacken. Die blonden Haare, die blauen Augen und die ganze Gesichtsbildung dieses interessanten Menschenschlages erinnert durchaus an eine nordische Abstammung.“

Diese Trachten, insbesondere die Männertracht, scheinen in ähnlicher Form aber doch über einen größeren Raum verbreitet zu sein als Willkomm annimmt. Zum mindesten finden sie sich auch im nördlichen Extremadura, wie eine Abbildung aus der Provinz Cáceres zeigt[44], wenn auch die mit zwei Reihen metallener Knöpfe und mit Stickerei verzierte Weste hier aus dunklem Tuch und nicht aus hellem Leder zu sein scheint.

c) Extremadura.

Für Extremadura selbst hebt Willkomm (Wanderungen II, 398) noch die seltsame Tracht der Landleute aus der Gegend von Plasencia, insbesondere von Malpartida hervor. Er schreibt:

> „Gleich den übrigen Estremaños tragen auch sie Gamaschen und kurze Beinkleider von schwarzem oder dunkelbraunem Tuch, aber weder eine Schärpe, noch eine Weste, noch eine Jacke, sondern an deren Stelle ein ärmelloses Kamisol aus Leder, das auf der vorderen Seite wie ein Schurzfell gestaltet ist, die Brust bedeckt, und vermittelst eines gürtelartigen Riemen um den Leib befestigt wird. Der hintere Theil dieses Kamisols besteht aus einem breiten viereckigen Lappen, welcher frei herabhängend bis an die Hüften reicht, und in der Mitte mit einem Knopfe von nicht selten buntgefärbtem Leder geschmückt zu sein pflegt. Dieses merkwürdige Kleidungsstück, mit dem in Malpartida schon die kleinsten Knaben herumlaufen, wird über den Kopf genommen, indem es ein rundes Loch besitzt, um den Kopf hindurchstecken zu können. Über den Hosen tragen jene Leute häufig eine Art von Schienen oder Schurzfell von Leder oder auch von Schaafpelz (im letzteren Falle ist die Wolle nach aussen gekehrt), welche vermittelst Riemen um die Schenkel geschnallt werden. Solche Beinschienen habe ich auch in Andalusien häufig bemerkt, besonders bei den Hirten."

Hier hat Willkomm zweifellos etwas Außergewöhnliches beobachtet. Daß dieses Kleidungsstück daneben auch als eine Art Überrock getragen wird, zeigt eine Abbildung aus Extremadura ohne nähere

---

[44] Palencia, plate 178.

Ortsangabe[45]. Wenn das Lederkamisol in Malpartida auch eine ganz besondere Ausprägung erfahren hat, so ist doch wohl der Zusammenhang mit den Trachten von Altkastilien, worauf schon aufmerksam gemacht wurde[46], nicht von der Hand zu weisen.

d) Neukastilien.

Neukastilien ist von den meisten Reisenden berührt worden, denn auf den Besuch der Hauptstadt oder Toledos haben die wenigsten verzichtet. Doch ist ihre Aufmerksamkeit durch die Trachten nicht sonderlich gefesselt worden; denn diese zeigen wenig Auffallendes und verraten in den Grenzgebieten den Einfluß der benachbarten Landschaften. Willkomm berichtet darüber (Wanderungen II, 399):

> „Weniger Eigenthümlichkeiten in der Tracht scheint es in Neucastilien zu geben. Die Neucastilianer kleiden sich meist in braunes Tuch, tragen rothe Schärpen und spitze Hüte oder auch, besonders in den östlichen Gegenden der Provinzen von Guadalajara und Cuenca, die aragonesische Redecilla[47]."

Und an einer anderen Stelle schreibt er (Willkomm I, 187/188), die Neukastilier kleiden sich „in kurze Jacken, kurze Beinkleider und Gamaschen mit einer Reihe blanker Knöpfe, Alles von dunkelbraunem Tuch". Sie tragen „unförmliche lederne Schuhe, eine rothwollene Schärpe und einen breitkrämpigen flachen Filzhut".

Dies ist auch, wie Willkomm daselbst mitteilt, die gewöhnliche Tracht der Manchegos, nur daß diese statt der Schuhe Sandalen tragen[48]. Außerdem werden von demselben Verfasser zwei andere Merkmale der Kleidung angeführt, die für die Mancha typisch sind.

> „In der Mancha", berichtet er (Willkomm, Wanderungen II, 399), „sind die ärmellosen Wamse aus Merinofellen, welch

---

[45] Palencia, plate 179.

[46] Siehe oben S. 195.

[47] Hiermit ist das von ihm an anderer Stelle (vgl. S. 191) geschilderte Kopftuch und nicht das katalanische Haarnetz gemeint.

[48] Zu den Sandalen vgl. den alten Stich aus der Mancha bei Palencia, plate 173; ebenso plate 174 (Ciudad Real).

über die Weste gezogen werden, und die „Montera", jene eigenthümliche Klappenmütze von Tuch oder Fell . . . beliebt."

Und von den Bewohnern des an die Sierra Morena grenzenden Teiles der Mancha sagt er ebenfalls:

„Hinsichtlich der Tracht bemerkt man die Montera[49] häufig und die in der Mancha beliebten ärmellosen Wämser aus schwarzbraunem Schaffell."

Die Frauentracht Neukastiliens schildert Rigel (1839; 137) ausführlich, allerdings ohne nähere Ortsangabe:

„Wollene, vorzüglich braune Kleidungsstücke sind bei Weibern auf dem Lande üblich; doch sieht man auch gelbe und, vorzüglich in der Gegend zwischen Madrid und Toledo, rothe Röcke. Diese reichen bald bis zur Wade, bald unter dieselbe. Die Jacke *(Chupa)*, am Halse und Vorderarm enge, mit Aermeln, von den Schultern getrennt und durch Schnüre von anderer Farbe zusammenhängend, verliert sich unter einem handbreiten Gürtel, den man von vorne zuschnallt und woran, besonders in den Gebirgsgegenden, ein großes Messer durch einen ledernen Riemen befestigt ist. Weisse und schwarze Schleier werden in beiden Castilien ohne Unterschied getragen; kürzer, ganz rund und gewöhnlich von Wolle bei der gemeinen Klasse, bei der vornehmern aber von den feinsten Mousselin- und Spitzenstoffen bis zur Hälfte des Dickbeins reichend . . . bei den Frauen auf dem Lande (wird) nur selten noch die Redecilla (Haarnetz) gefunden; sie erscheinen meistens mit blossem Kopfe, doch bedienen sie sich auch in Gebirgsgegenden der bald spitz, bald rund geformten *Monteras* — Mützen —, wie denn der Verfasser auf der Guadarrama nie einen andern Kopfputz gesehen zu haben sich erinnert. Die Schnürbrust *(Cotilla* oder *Amilla, Corpiño)* und das Mieder *(Ajustador)* gehören zur Lieblingstracht aller Castilischen Weiber."

Über die Tracht der Frauen aus der Mancha besitzen wir nur eine Mitteilung von Graf Bastiano. Er hat junge Mädchen und Frauen in Santa Cruz de Mudela und in Alcázar de San Juan be-

[49] Eine *montera* trägt auch der Bauer aus Ciudad Real bei Palencia, plate 174.

obachtet, die ein rotes Tuch kreuzweise über das schwarze Mieder geschlagen hatten und schwarze, mit bunten Rosetten und Bändern verzierte Schuhe trugen. (Bastiano 264/265). Daneben fällt ihm in beiden Orten die Haartracht auf:

„. . . die Haare in eigenthümliche Tressen geflochten, eine Gewohnheit, die ich in keiner anderen Gegend Spaniens wieder in dieser Art gesehen habe."

Aus späterer Zeit berichten Lauser und Quandt über die Trachten im Norden Neukastiliens. Lauser (318/319) schreibt über die Bewohner der Stadt Guadalajara:

„Die Männer gleichen in Tracht und Haltung bereits den benachbarten Aragonesen . . . sie tragen statt Mütze oder Hut blos ein rothes Tuch um den Kopf; ein Hemd mit weiten Aermeln, eine breite violette Leibbinde, Kniehosen, meist aus schwarzem Sammt, hohe Strümpfe und Sandalen bilden ihre Tracht, welche von einigen noch durch die über die Schulter geworfene Manta, eine Art hellfarbigen Plaids, ergänzt wird."

Der Hinweis Lausers auf die Übereinstimmung mit der aragonischen Tracht ist richtig. Der schwarze oder dunkle Samt statt des dunkelbraunen Tuchs, die violette Schärpe statt der roten, das Fehlen der Jacke und das Kopftuch an Stelle der *montera* sind typische Kennzeichen der Kleidung des Aragonesen, während die erwähnte hellfarbige *manta* den Einfluß der katalonischen und valenzianischen Tracht verrät.

Quandt (319/320) gibt eine Schilderung der Frauentracht aus dem nördlichen Grenzgebiet zwischen Neu- und Altkastilien. Er spricht von den Landmädchen, „welche meistens aus den Thälern der Guadarama nach Madrid kommen", um sich als Ammen zu verdingen.

„. . . die jungen Damen von Madrid wetteifern in der Auswahl der schönsten Ammen für ihre Kinder und putzen diese Landmädchen, mit Beibehaltung von deren Nationalkleidung, auf das Prachtvollste heraus. Sie tragen meist schöne seidne Kopftücher statt der Mantille der Städterinnen, knapp anliegende Corsets von hellgrünem Sammet und feuerrothe Röcke von dem feinsten Kaschmir, unten mit Streifen von goldnen Tressen und schwarzem Atlasband besetzt. Die viel-

farbige seidne Schürze ist mit Gold gestickt, und golddurchwebte Bänder, mit welchen sie gebunden ist, hängen bis auf die Fersen herab . . ."

Dem Grenzgebiet entsprechend weist auch diese Tracht große Ähnlichkeit mit der Kleidung der Umgebung, insbesondere mit den Festtrachten der Provinz Segovia auf[50].

3. Die Landschaften der Ostküste.

Die Trachten der spanischen Ostküste, also des katalanischen Sprachgebiets, lassen, der ehemaligen politischen Einheit entsprechend, eine gewisse Einheitlichkeit erkennen. Dabei treten, in Valencia und Murcia stärker als im Norden, insbesondere bei der Tracht der männlichen Bewohner gewisse maurische Anklänge zutage, die der Kleidung eine seltsam fremdartige Note, aber zugleich etwas ungewöhnlich Malerisches verleihen. War dies schon geeignet, das Interesse der deutschen Reisenden auf die Trachten hinzulenken, so erklären sich die zahlreichen Darstellungen der Volkstrachten der Ostküste andererseits daraus, daß diese Gebiete besonders häufig besucht worden sind, da der Weg nach Andalusien oder nach Madrid durch Katalonien und Valencia führte, wenn man über Perpignan und Figueras die Pyrenäenhalbinsel betrat oder zu Schiff von Marseille kam.

a) Katalonien.

Landschaftliche und örtliche Unterschiede in der Tracht sind nach den Berichten der deutschen Reisenden in Katalonien gering. Wie sich der Katalane gewöhnlich kleidet[51], schildert Rosen (I, 26) ausführlich:

„Die Männer . . . tragen kurze schwarze, oder dunkelblaue Sammetbeinkleider, die, um den Leib von einer breiten, meistens rothen oder blauen, seidenen Scherpe *(faja)* gehalten, bis an die Knie reichen; das wohlgeformte Unterbein steckt in weissen baumwollenen Strumpfschächten, während um die

---

[50] Vgl. Palencia, plate 152.

[51] Vgl. Einzelheiten bei Amades.

blossen Füsse die Hanfsandalen *(espadrillas* oder *espargatas)* mit bunten Bändern zierlich gebunden sind; das blendend weisse Hemd wird am Halse von einem grossen silbernen Knopf zusammengehalten, der fast bei dem allerärmsten nicht vermisst wird; die bunte Weste ist mit mehreren Reihen buntgearbeiteter Knöpfchen besetzt. Die Jacke, die gewöhnlich ebenfalls von Sammet, zuweilen auch von braunem Tuch ist, trägt der Catalane meistens auf Husarenart über die eine Achsel geworfen, den Kopf bedeckt eine lange beutelförmige rothe Mütze, die über den Nacken hinabhängt. Seltener, und fast nur bei älteren Leuten, ist hier der in ganz Spanien sonst so gebräuchliche braune Mantel *(cappa).*"

Hiermit decken sich die Ausführungen Lonings (341), der allerdings nichts von einer Weste erwähnt, aber eine genaue landschaftliche Abgrenzung vornimmt:

„Mit einer langen, scharlachrothen, hinten überhängenden oder auf dem Kopfe zusammengelegten Mütze, kurzen Sammethosen, die durch eine rothe oder blauseidene Schärpe *(faja),* welche mehre Male um den Leib gewickelt, gehalten wird, im blossen, aber reinlichen Hemde, sein Wamms gewöhnlich husarenartig auf der Schulter hängend, ein kleines, buntseidenes Tuch über den Hemdkragen geknotet, mit bedeckten Waden über blossen, in zierlich gebundenen Sandalen steckenden Füssen und auf dem Marsche mit einem langen Stocke in der Hand, stelle man sich den nördlichen, bis zum Campo de Tarragona hin wohnenden Catalonier vor. Der im Tortosinato und am Ebro wohnende ist eben so wie der Valencianer gekleidet."

Auch Ziegler (I, 9) nennt bei seinem Aufenthalt in Figueras als Bestandteile der katalanischen Männertracht „die kurze Tuchjacke *(chaqueta),* die dunkelblaue Hose, die Sammetweste und die aus Esparto gearbeiteten Sandalen". Dazu kommen noch „eine wollene, feuerrothe, lange Mütze *(gorro),* eine rothe Leibbinde *(faja)* und ein gewöhnlich über die Schultern geworfenes, buntgestreiftes, wollenes Tuch *(manta),* welches als Mantel oder Ueberwurf benutzt werden kann".

Von diesen Darstellungen unterscheidet sich die Willkomms (I, 64), der in den Weinbergen bei Barcelona katalanische Landleute bei der Arbeit beobachtet und von ihnen sagt, daß sie „meist blos ein Hemd und weite lange Beinkleider von gestreiftem Wollenzeug, sowie eine dicke rothwollene Schärpe um den Leib" tragen. Erstaunlich ist — gerade bei der Landbevölkerung — die Erwähnung der langen Hosen, wohl ein Zeichen für das immer weitere Vordringen der französischen Formen, die von demselben und von anderen Reisenden ja gleichzeitig im Baskenland festgestellt wurden[52].

Die *faja* aus Wolle, die Willkomm beobachtet, ist auch in den angrenzenden Teilen Spaniens das übliche. Wenn Rosen und Loning von rotseidenen Leibbinden berichten, so ist damit wohl die Festtagskleidung gekennzeichnet, wie Willkomm sie an anderer Stelle ebenfalls für die baskischen Provinzen anführt[53].

Für die Tracht des Katalanen ist die von allen erwähnte, meist scharlachrote Beutel- oder Sackmütze ebenso charakteristisch wie die *boina* für die des Basken. Rochau (I, 64) sah 1847 bei seinem Aufenthalt in Figueras auf dem Marktplatze so viele von diesen roten Mützen, daß er an ein Erdbeerenfeld erinnert wurde. Heute dagegen wird sie nur noch selten getragen[54]. Willkomm und Thienen-Adlerflycht berichten genauer über ihr Aussehen und die Art, wie sie getragen wird. Ersterer schreibt (Willkomm I, 64/65):

> „Den Kopf bedecken sie stets mit dem gewöhnlich rothem, seltner violettem *„Gorro"*, einer sackartigen Zipfelmütze von dickem Wollenzeug, die häufig so lang ist, dass sie ihnen bis aufs Kreuz hinabhängt, gewöhnlich aber nach vorn zusammengeschlagen wird, so dass blos das zusammengerollte Ende über die Stirn herabnickt."

Ebenso interessant ist, was Thienen-Adlerflycht (113 bis 114) mitteilt:

---

52 Vgl. S. 185—187: Im Baskenland sieht Willkomm lange Hosen und gestreiftem Leinenzeug.

53 Wanderungen I, 206; vgl. S. 186.

54 Krüger, VKR VIII, 1935, S. 319; vgl. daselbst ihre Verbreitung in Spanien und anderen Teilen der Romania. Amades 23 ff.

„In Lerida übernachtete ich und kaufte mir dort eine Mütze, welche viel Aehnlichkeit mit einer verlängerten Schlafmütze hat. Die Catalanen tragen solche Mützen und sie hatten mir schon früher bei den Bauern im reichen Thale von Aran[55] in den Pyrenäen an der französischen Gränze sehr gefallen. Sie werden in allen Farben, namentlich roth, getragen, sind von dicker Wolle und bilden einen eine gute Elle langen Beutel, den man über den Kopf zieht und dessen Zipfel hinten herabhängt oder auf dem Kopf zusammengelegt wird. Sie machen äusserst heiss; ich begreife ebenso wenig, wie es die Catalanen mit denselben aushalten, als wie die Aragonesen ohne vollständige Kopfbedeckung leben können."

Diese Mütze wird von den deutschen Reisenden gewöhnlich als *gorro* erwähnt[56]. Wattenbach (34) sucht das Wort sogar zu erklären, indem er schreibt: „... die sackförmige rothe Mütze (gorro d. h. roth, in baskischer Sprache ...[57]" Nur Willkomm bezeichnet die Kopfbedeckung in seinem späteren Reisewerk über die Balearen als *barretina*[58], eine Benennung, die im ganzen Nordosten Kataloniens sowie in Andorra üblich ist[59].

Als Fußbekleidung des Katalanen werden von fast allen Reisenden Esparto- oder Hanfsandalen genannt. Nach Willkomm (I, 64) schützen die katalanischen Landleute

„die Füsse mit aus Esparto, einer Art zähen Grases (Macrochloa tenacissima, Kunth.) geflochtenen Sandalen, welche durch Schnüren oberhalb der Knöchel befestigt werden".

---

[55] In Übereinstimmung mit Soler, *Vall d'Arán* 49, vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 319 (Fußnote 3).

[56] So Willkomm (I, 64), Wattenbach (34), Ziegler (I, 9).

[57] Nach REW 3822 kommen span. und port. *gorro, gorra* ‚Mütze' vor (über die Herleitung aus bask. *gorri* ‚rot' vgl. daselbst). Krüger, VKR VIII, 1935, S. 321 belegt aus Katalonien *goña;* daneben *gôrro* aus der Serra da Estrêla.

[58] In Mahón auf Menorca: „Die Knaben der mittleren und niederen Stände tragen meist die rothe catalonische „Barretina" (Sackmütze) . . ." (Balearen 41); auf Mallorca: „Sonst pflegen . . . Strandbewohner, namentlich Fischer und Seeleute wohl auch die rothe catalonische „Barretina" (Sackmütze) zu tragen." (Balearen 109)

[59] Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 321.

Ebenso berichtet Wattenbach (34) aus Barcelona und führt sogar die katalanische Bezeichnung an:

> „Die Bauern und Arbeiter tragen hier die gewiss sehr bequemen geflochtenen Schuhe oder Sandalen *(espardenya)*, die mit Bändern auf dem Fuss befestigt werden . . ."

Noch andere katalanische Wortformen für das kastilische *alpargatas*, nämlich *espadrillas* und *espargatas*, teilt Rosen (I, 26) in seiner oben angeführten Schilderung der katalanischen Männertracht mit[60]. Diese Sandalen finden sich keineswegs nur in Katalonien, sondern sind über große Teile der Halbinsel verbreitet. Näheres über ihre Herstellung und das Aussehen erfahren wir von Roßmäßler (II, 239):

> „Bei dem Flechten oder Aneinanderwickeln der Sohle aus schlecht gedrehtem, nicht sehr dicken Bindfaden entsteht eine kunstlose, ovale, zolldicke Platte, welche einigermassen einem aufgerollten Riemen gleicht. Die Verbindung der einzelnen Fäden ist so innig, dass sich die Sohle sehr langsam und gleichmässig abnutzt ohne sich aufzulösen. Für die Zehen ist eine Kappe, etwa so lang wie an einem Frauenschuh und für die Ferse eine Art schräg gestellter Gurt; beides aus grobem Lein- oder Baumwollengewebe und beide durch Bänder wie an den antiken Sandalen um den Fuss zusammen geschnürt. Diese Fussbekleidung ist leicht, luftig und haltbar . . . Wer sich keine Alpargatas wie die beschriebenen kaufen kann, der trägt von Espartohalmen geflochtene, von denen das Paar höchstens 2 Silbergroschen kostet . . ."

Daneben aber will derselbe Verfasser auch gerade in Katalonien Ledersandalen beobachtet haben, die sich von der oben geschilderten Art, die in Südspanien die übliche ist, erheblich unterscheiden. So schreibt er aus Barcelona (I, 77):

> „Die Sandalen der Catalonier weichen von denen, die ich im Süden und zwar den antiken meist noch ganz gleich fand, sehr ab. Es sind Ledersohlen mit etwas Oberleder für die Zehen und einer Kappe für die Ferse; beide sind durch etwa

[60] Über die genaue Verbreitung dieser einzelnen Worttypen vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 283.

8—10 schmale Riemchen, die nebeneinander von dem Zehenfutteral nach der Ferse laufen, verbunden. Beim Anziehen werden sie einfach auseinander gebogen, fünf nach rechts, die andern fünf nach links und der Fuss schlüpft leicht in diese leichte und mittelst der sich beiderseits an ihm anschmiegenden Riemchen doch festsitzende Bekleidung."

Immerhin ist diese Art, das Schuhwerk zu halten, von der sonst nirgends berichtet wird, ungewöhnlich. Im allgemeinen ist es Sitte, sowohl *abarcas* wie auch *alpargatas* durch Verschnürung am Fuß und am unteren Bein zu befestigen[61].

Ebensowenig wie die Hanf- oder Espartosandalen auf Katalonien beschränkt sind, ist auch die von Ziegler (I, 9) erwähnte *manta* für Katalonien typisch. Sie findet sich, wie wir noch hören werden, insbesondere bei den Valencianern, ist jedoch auch in den angrenzenden Landschaften verbreitet. Die Farbenzusammenstellung wechselt je nach der Gegend. So führt Willkomm (I, 65) an, die katalanischen Landleute der Umgebung von Barcelona schleppen

„stets eine dicke wollene, roth, gelb und grün gestreifte, mit Troddeln verzierte „manta" oder Decke von viereckiger Gestalt mit sich herum, die ihnen als Schutzmittel gegen Regen, Kälte und Hitze dient und welche sie sehr malerisch um den Oberkörper zu schlagen wissen",

während Hackländer (I, 138) aus Barcelona berichtet: „Hier ist das Gewühl belebt durch die über die Schulter geworfene lange Manta, meistens in Roth, Blau oder Grau . . ."

Über die Tracht der katalanischen Frau schreiben mehrere Reisende ausführlich. Rosen (I, 26/27) schildert sie folgendermaßen:

„Die Frauenzimmer . . . tragen bei sehr kurzen Röcken ein sammetnes Mieder, das über der Brust mit seidenen Schnüren zugehäckelt wird, und in den Espadrillas zierliche weisse Strümpfe. Das Haar tragen sie aufgeflochten in einem schwarzseidenen Netz, das kokett über eine Schulter hinab-

[61] Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 280 und 282, sowie Echagüe, Abb. 18 und 19.

hängt. Ihr Anzug ist gewöhnlich von bunt hervorstechenden Farben, die nur bei den ältlichen Frauen der braunen und schwarzen, in Spanien sonst so allgemeinen, Farbe Platz machen . . . nur wenn sie in die Messe gehen, wird die bekannte schwarze Mantille übergeworfen, die in ganz Spanien so allgemein ist, und selbst von den vornehmsten Damen, die im übrigen ganz die französischen Moden angenommen haben, selten abgelegt wird. In Catalonien findet man, was ich sonst nirgends sah, bei den ärmeren Classen diese Mantille oft von weissem Wollenzeuge, während sie sonst immer schwarz und bei den reicheren Damen von schwerem Seidenstoff und mit den schönsten Blonden besetzt ist."

Über den Rock wird häufig noch eine buntfarbige seidene oder wollene Schürze gebunden, die wir von Ziegler (I, 10) erwähnt finden[62]. Das von Rosen genannte Haarnetz, die *redecilla*, wurde nicht nur von Frauen, sondern auch von Männern getragen, die die *barretina* oder auch den Hut obendrauf setzten[63], wie uns auch der Verfasser der *Rückerinnerungen* (92/93) mitteilt:

„Die Retesilla aus schwarzer Seide wie ein Fliegengarn gestrickt, ist ihrer Form nach eigentlich ein Beutel, oben offen, etwa eine halbe Elle lang mit einer kleinen Quaste unten. Männer, Weiber, Kinder, aus den untern und den Mittelklassen tragen, auch den Sommer durch, bei Haus, auf Reisen, stets und überall die Retesilla; die Männer tragen ihren Hut darüber, öfters eine Mütze."

An die Stelle der *redecilla* tritt bei den Frauen zuweilen — wie es scheint besonders im Norden Kataloniens — ein buntseidenes Tuch. Von einem solchen berichten sowohl Rochau wie Ziegler aus Figueras. Letzterer sagt, daß die Frauen ein seidenes Tuch tragen, „welches dreieckig auf dem Kopfe zusammengelegt, mit seinen langen Zipfeln über den Nacken herabfällt und unter dem Kinn zusammengebunden werden kann". (Ziegler I, 10)[64]. Und Rochau

---

62 Vgl. auch Palencia 131/132.

63 Vgl. Palencia, plate 227, 228 und 230.

64 Nach Palencia 132 wird über das Haarnetz das Seidentuch gebunden: „Over this headdress a kerchief of white or coloured silk, tied under the chin, is sometimes worn."

(I, 66) schreibt aus derselben Stadt:

„In Figueras verschwindet der Einfluss der französischen Mode auf die weibliche Volkstracht vollständig. Als Kopfbedeckung sieht man hier durchweg ein seidenes Taschentuch, zum Dreieck zusammengelegt, dessen doppelter Zipfel über den Nacken hinabhängt und das unter dem Kinne locker zugeknüpft ist. Dies Tuch ist nichts anderes als der Keim, aus dem sich die Mantille mit ihren Spitzen und Fransen und Stickereien entwickelt hat. Der Uebergang lässt sich von Stufe zu Stufe mit der grössten Leichtigkeit verfolgen. Statt des Taschentuches sieht man bald eine Schärpe von schwarzem Atlas oder einen seidenen Schleier, die eben so getragen werden wie jenes Tuch, und durch die Zusammenstellung von Schärpe und Schleier nebst der erforderlichen Zuthat von Luxus wird die Mantille der Dame aus der vornehmen Welt gebildet."

Er deutet damit die Entwicklung an, die dann in der Festtagskleidung das Ergebnis der verfeinerten Kleidung zeigt. Wie Rosen erwähnt auch Ziegler (I, 10) die weiße Mantille der katalanischen Frauen:

„An Fest- und Feiertagen, sowie zum Kirchenbesuche bedienen sie sich einer Art Mantille, die hier *Capucha* heisst. Es ist dies eine Art in feinem und weissen Flanell gearbeiteter und mit einem etwa drei Finger breit gekräuseltem Rande versehener Kopfputz *(toca)*, der vermittelst einer Stecknadel am oberen Theile des Haares befestigt und über die Schultern geworfen, bis an die Hüften herabreicht, so dass damit das Gesicht und der obere Theil des Körpers verhüllt werden kann."

Es ist dies also eine ähnliche Kopfbedeckung wie der beim Kirchgang und an Festtagen im Raume von Ansó-Fago (Aragonien) von den Frauen getragene *bancal*[65], nur daß die Verzierung der kapuzenähnlichen weißen Mantille hier in dem gekräuselten Rande, dort in einer Seidenquaste besteht.

---

[65] Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 324.

b) Valencia.

Wie sehr gerade die so malerischen valenciánischen Trachten[66] die deutschen Reisenden immer wieder zur Schilderung angereizt haben, wurde bereits angedeutet. Besonders bei dem männlichen Kostüm handelt es sich dabei, ähnlich wie bei dem katalanischen wohl um eine Tracht von ausgeprägter Eigenart, die aber landschaftlich wenig unterschiedlich ist. Das Bild des Bewohners von Valencia zeichnet Wolzogen (299/300) sehr anschaulich:

> „Das Tollste hier zu Lande bleibt aber doch immer die Tracht. Aus einem bunten, baumwollenen oder seidenen Tuche drehen sie sich eine Art von phrygischer Mütze, die indessen — namentlich bei den Landleuten der Huerta — oft auch einem spitzen und breitkrämpigen schwarzen Filzhut Platz macht; ein Ledergurt oder die rothwollene *Faja* hält das weisse Hemd, *fustanella* genannt, welches den Oberkörper deckt, am Leibe fest, und um die Beine flattert bis zu den nackten Knieen herab eine faltenreiche weisse Pumphose[67] von Leinwand (diese Art Inexpressibles heissen *zaraguelles*), während die oft strumpflosen Füsse in Schuhen von Bast, Hanfseilen oder Espartogras . . . ruhen, die mit blauen oder rothen Bändern am Schienbein befestigt sind . . . Soll besonderer Staat gemacht werden, so ziehen die Männer nach andalusischer Weise über den Oberkörper noch eine mit vielen Knöpfen besetzte Weste, und darüber eine kurze blaue oder grüne Sammetschnürjacke, während, namentlich im Winter, die bunte, meist weiss und blau gestreifte *Manta* ihre Schultern drapirt."

Bis auf kleine Abweichungen, auf die wir noch im einzelnen zu sprechen kommen werden, stimmt hiermit die Schilderung der valencianischen Landleute von Hackländer (I, 259) überein, der schreibt:

> „Die Landleute der Huerta könnten mit einer kleinen Zuthat so vollkommen orientalisch gemacht werden, dass sie ohne Aufsehen zu erregen in jeder Stadt Syriens umherwandeln

---

[66] Einzelheiten bei Amades 75 ff.

[67] Pumphose ist nicht der richtige Ausdruck, wie schon das Flattern der weiten Beine verrät.

könnten. Das charakteristische Stück der valencianischen Tracht sind die sogenannten *Zaraguelles*, sehr weite Beinkleider von weisser Leinwand, die in vielen Falten bis an die Kniee reichen und fast aussehen als trügen die Leute gar keine Beinkleider, sondern nur ein Hemd. Die Waden bis über die Knöchel und unter die Kniee sind mit einer Art blauer Strümpfe bedeckt, die Kniee nackt, an den Füssen Sandalen. Um den Leib einen blauen oder rothen Gurt *(Faja)*. Dazu eine kurze blaue oder grüne Jacke mit Schnüren. Eine weisse oder bunte Weste mit Troddelknöpfen; blosse Brust und Hals — um den Kopf turbanartig ein buntes Tuch — oft zugleich ein Hut mit breitem Rand und hohem Kegel. Dazu kommt bei den Reichen eine braune oder blaue Capa, bei den Aermeren eine weisse mit bunten Streifen und Bändern durchwirkte wollene Decke, nach Bedürfniss, aber immer malerisch umgeschlagen oder auf der linken Schulter hängend."

Wie die *boina* für das Baskenland und der *gorro* für Katalonien kennzeichnend sind, so weist also die Tracht des Valencianers als typisch die weiten leinenen *zaragüelles* auf. Dieses so außergewöhnliche Kleidungsstück hat natürlich in besonderem Maße die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt und wird von fast allen erwähnt[68]. Die *zaragüelles* sind sicherlich sehr alt und werden allgemein als maurisch-orientalischen Ursprungs angesprochen. Ähnlich wie Hackländer kennzeichnet sie auch Ziegler (I, 187):

„Die zaragüelles oder sarahuells nach dem Arabischen, sind sehr weite, faltenreiche, weisse, leinene Beinkleider, die bis an die Kniee gehen, fast als eine Verlängerung des Hemdes erscheinen und zu dem Glauben verleiten können, als ob die Leute gar keine Beinkleider, sondern nur ein Hemd trügen."

Sie sind nicht nur im ganzen ehemaligen Königreich Valencia, sondern auch in dem angrenzenden Murcia verbreitet, wie gleichzeitige und etwas spätere Beobachtungen von Roßmäßler (I, 125) aus Orihuela, von Bergh (142) aus Alicante und von Willkomm (Balearen 193) aus Murcia zeigen. Als Bezeichnung kehrt bei allen

---

[68] Die beiden einzigen Wiedergaben bei Palencia (plate 222 und 224) sind leider nur sehr unvollkommen.

zaragüelles wieder, was auf arabisch SARAWĪL zurückgeht und schon im Altspanischen belegt ist. Doch war die Bedeutung wohl ursprünglich weiter und bezeichnete früher einfach kurze weite Hosen, wie Benennungen anderer Formen von Beinkleidern aus verschiedenen Teilen der Halbinsel mit demselben Worttypus andeuten[69].

Neben den *zaragüelles* kommen aber auch noch andere Beinbekleidungen vor. So berichtet Willkomm (I, 162), daß die valencianischen Bauern sich an Festtagen „kurzer, eng anliegender Tuchhosen oder langer, weiter, gestreifter Beinkleider" bedienen, und ebenso beschreibt derselbe Verfasser (I, 110) die Richter des Tribunal de Acequieros, Landleute aus der Huerta, welche bei dieser Gelegenheit im Sonntagsstaat erscheinen, als

> „angethan mit schwarzsammtenen Jacken, blausammtenen Westen, rothseidenen Schärpen, hellgestreiften langen Beinkleidern, weissen Strümpfen und hänfenen Sandalen . . ."

Zu den *zaragüelles* werden, wie aus der oben angeführten Darstellung von Hackländer hervorgeht, fußlose, meist blaue Strümpfe getragen. Doch kommen daneben, insbesondere zur Festtagstracht, weisse Strümpfe vor (Willkomm I, 110 und I, 162), während bei den Landleuten der Huerta die Schienbeine auch „in einem fusslosen ledernem Strumpfe" stecken (Willkomm I, 99). Diese fußlosen Stutzstrümpfe — hier im Gegensatz zum Pyrenäengebiet und zu dem nordwestiberischen Gebirgsland[70] ohne Übersocke gebräuchlich — sind an der ganzen spanischen Ostküste verbreitet[71]. Endlich wird aber auch ganz auf Strümpfe verzichtet, wie Humboldt (Spanienreise 331) und Rigel (331)[72] aus Valencia berichten.

---

[69] Vgl. hierzu Krüger, VKR VIII, 1935, S. 307.

[70] Vgl. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 308.

[71] Aus Figueras: „halbe blaue Strümpfe ohne Socken" (Rückerinnerungen 40); aus Orihuela: „Die Schienbeine bedeckt ein Strumpf ohne Fuss." (Roßmäßler I, 125); bei Alicante: „weisse enganschliessende Kamaschen bis an die Knöchel" (Bergh 142).

[72] „. . . in weissen oder ebenfalls hellblauen, bald längern bald kürzern Strümpfen, am Häufigsten aber ohne solche, da er sein schön geformtes Bein weit lieber nackt zur Schau trägt."

Als Fußbekleidung werden von allen Reisenden die Hanf- oder Espartosandalen erwähnt, die bereits bei der Darstellung der katalanischen Tracht eingehend behandelt wurden.

Die Kopfbedeckung wechselt sehr. Am häufigsten ist wohl das von Hackländer und Wolzogen erwähnte, nach maurischer Art turbanartig um den Kopf gewundene bunte Tuch aus Baumwolle oder Seide, das uns als *redecilla* auch aus Aragonien bekannt ist[73]. An die Stelle des Kopftuches treten aber auch der spitze valencianische Hut oder, wie in der benachbarten Mancha und anderen Teilen Spaniens, die *montera*, besonders bei der Feiertagskleidung. So schreibt Willkomm (I, 164) von den Bauern Valencias:

> „An Festtagen pflegen sie sich in sammtne Jacken zu kleiden, eine lose um den Leib geschlungene Schärpe und ein ähnliches Halstuch von rother Farbe zu tragen und den Kopf mit einer sogenannten „Montera", einer schirmlosen, mit zwei aufwärtsgeschlagenen Klappen versehenen Mütze von schwarzem Sammet, oder mit dem spitzen valencianischen Hut zu bedecken."

Die *montera* erwähnt auch Jariges (230) aus Valencia als „eine kleine schwarze Mütze, meist von Sammt", während die dritte Art der Kopfbedeckung von Rigel (331) als ein „grosser, runder Hut mit breiten Krämpen und mit schwarzen Bändern am Kinn festgebunden", und von Willkomm (I, 110) als mit vielen Quasten verziert geschildert wird.

Ein unerläßliches Requisit der Tracht des Valencianers ist endlich die *manta*, jene buntgestreifte wollene Decke, für deren vereinzeltes Vorkommen in Katalonien wir bereits Zeugnisse angeführt haben. Wurde sie für Katalonien in den verschiedensten Farben gestreift erwähnt, so tragen die valencianischen Bauern der Huerta nach Willkomm (I, 99) „die dicke, wollene, blau und weiss gestreifte Manta", und auch Wolzogen bezeichnet sie als

---

[73] Vgl. auch Hackländer I, 255: „. . . das bunte Taschentuch auf dem Kopf, nach Art eines Turbans umgewunden . . ." (Huerta de Valencia); Willkomm I, 99: „um den Kopf ein buntes baumwollenes Tuch ungefähr so gebunden, wie es die Bäuerinnen der sächsischen Oberlausitz tragen" (Valencia).

blau und weiß gestreift[74]. Dieser beschreibt auch eingehend, wie sie getragen wird (Wolzogen 300/301):

„Dies ist ein viereckiges Stück groben wollenen Zeuges, das, ungefähr 2 Fuss breit und 7 Fuss lang, grösstenteils nur auf einer Schulter hängt, manchmal aber zugleich unter dem Arme durchgezogen wird, sodass das eine Ende dann hinterwärts nach dem Rücken, das andere vorn auf die Brust fällt. Auch schlägt man es zuweilen über beide Schultern ganz um den Hals herum, und zieht die Enden vorn auf der Brust kreuzweis zusammen: kurz es vertritt im südlichen Spanien, namentlich in Valencia und Catalonien, ganz die Stelle des jetzt schon fast Gemeingut Europa's gewordenen schottischen Plaid[75]."

Über die Tracht der valencianischen Frauen ist im Vergleich zur Männerkleidung wenig zu sagen. Schon Rigel (III, 499) schreibt 1821, daß eine eigentümliche Tracht nicht mehr vorhanden sei, und dasselbe berichtet später Thienen-Adlerflycht (169), der daneben auch anführt, wie sich die Valencianerinnen ehemals kleideten:

„Eine volksthümliche Tracht findet sich unter ihnen auf dem Lande nicht mehr viel, und in der Stadt leider gar nicht mehr. Dennoch war sie äußerst gefällig: blumige, goldgestickte Mieder, feine Linnenkragen, bunte Röcke. Was sich noch durchgängig antrifft, ist der besondere Kopfputz. Vier lange Haarnadeln stehen weit aus dem üppigen Zopfe heraus. Ihre grossen Knöpfe bestehen aus smaragdgrünen Steinen, welche häufig mit Kränzchen ganz kleiner Perlen umwunden sind."

Diese Haartracht als besonderer Schmuck der Valencianerinnen wird auch von mehreren anderen genannt. So erwähnt schon Jariges (236) aus der Huerta von Valencia:

„Die Weiber tragen das Haar in Wulsten, die von silbernen Nadeln zusammen gehalten werden[76]."

---

74 Nach Thienen-Adlerflycht (171) trägt der Schiffer vom See von Albufera eine „rothgrundige, weiss und violett gestreifte Decke".

75 Nach Rigel (332) ist sie ein „ungefähr eine Elle breites und vierthalb Ellen langes, sackförmiges Stück grobwollenen, buntgestreiften Zeugs".

76 Vgl. hierzu die Abbildungen bei Palencia, plate 217, 219 und 220.

c) Murcia.

Die Männertracht von Murcia scheint im allgemeinen mit der valencianischen übereinzustimmen. *Zaragüelles*, Stutzstrümpfe und Sandalen finden sich auch hier[77]. Immerhin fallen einige Abweichungen auf. So tragen die Murcianos nach Willkomm (Balearen 193) statt der in Valencia üblichen blauen oder grünen Schnürjacken „eine kurze Jacke von dunkelfarbigem Tuch, welche, wie auch die bunte seidene Weste mit silbernen oder goldenen, an kurzen Kettchen hängenden Knöpfen besetzt ist . . .“ Und ebenso sind *faja* und Kopfbedeckung verschieden, denn bei den Bewohnern von Murcia sieht man

> „eine breite wollene Leibbinde von schwarzer oder violetter, selten rother Farbe, und den „*Sombrero calañés*“, einen niedrigen breitkrämpigen Filzhut von schwarzer Farbe, der auch in ganz Andalusien gebräuchlich ist, auf dem mit einem bunten Seidentuch umwundenen Kopfe[78].“

Die *manta* ist auch in Murcia noch gebräuchlich, doch wird sie nach Bergh sowohl in Murcia wie schon bei Alicante gelb und rot gestreift getragen[79].

Wie sich an den Grenzen der Landschaften die Unterschiede verwischen, zeigt sehr schön die Schilderung von Willkomm (I, 182). So ist nach ihm die Tracht der Bewohner von Albacete, obwohl dieses politisch noch zu Murcia gehört,

> „. . . halb valencianisch, halb castilianisch. Sie tragen nämlich noch die Manta und das Kopftuch ihrer südlichen Nachbarn,

---

77 Vgl. Willkomm, Balearen 193; Roßmäßler I, 125.

78 Ganz ähnlich berichtet Roßmäßler (I, 125) aus Orihuela, an der Grenze zwischen Valencia und Murcia, wo die Übergänge erkennbar sind: „Unter einer dunkelfarbigen kurzen Tuch- oder Sammetjacke tragen sie eine sehr buntfarbige Weste mit grossen an Kettchen hängenden kugelförmigen silbernen Knöpfen und übergeschlagenen Hemdkragen; um den Leib die gewöhnliche rothe Binde. Als Kopfbedeckung sahe ich den sombrero calañes und mehrere Spielarten desselben . . .“

79 Alicante: „. . . um die Schulter geworfen eine gestreifte roth und gelbe Decke . . .“ (Bergh 142); Murcia: „Auffallend schön sind die roth und gelb gestreiften Decken, in welche sich die Männer wickeln . . . Bei den Städtern ersetzt der Mantel jene bunte Decke . . .“ (Bergh 153).

aber die Zaraguelles sind verschwunden und sie bedecken ihren ganzen Leib mit braunem Naturtuch, in dessen Einförmigkeit blos die blutrothe Schärpe einige Abwechselung bringt."

Im Gegensatz zu Valencia haben die Reisenden in Murcia noch die alte Frauentracht beobachten können. So schreibt ebenfalls Willkomm (Balearen 194), die Frauen und Mädchen tragen

„. . . seidene, oft mit reicher Gold- oder Silberstickerei gezierte Mieder von rother oder andrer Farbe, kurze faltige Röcke von buntem Seidenstoff, die auch oft gestickt sind, mit breiten Spitzen garnirte Hemdärmel, Halstücher und Schürzen, weisse Strümpfe, Lederschuhe und nicht selten reichen Goldschmuck (Ohrgehänge, Broschen, Armbänder, Haarspangen). Das meist glänzend schwarze Haar des stets unverhüllten Hauptes pflegt in einen griechischen Knoten geschlungen und mit frischen Blumen (damals namentlich Granatblüten . . .) geschmückt zu sein."

4. Der Süden.

Andalusien ist in besonderem Maße das Ziel der Deutschen auf ihrer Spanienreise gewesen. Nach der Enttäuschung, die vielen die Fahrt durch die eintönigen baumlosen Hochflächen Kastiliens bereitet, ist ihnen dann Andalusien die Erfüllung ihrer Spanienträume. Es erscheint ihnen mit seinem milden Klima, der paradiesischen Fülle seiner Pflanzenwelt und seinen heiteren Menschen als die Verkörperung des Wunschbildes, das ihnen von Spanien vorgeschwebt hat. Da sich in die harmonische Einheit auch die farbenfrohen Trachten Andalusiens einfügen, so sind diese ebenfalls mit besonderer Freude von den deutschen Besuchern behandelt worden. Die Eigenart der andalusischen Tracht kommt dabei besonders in der reichverzierten Festtagskleidung zum Ausdruck, während die Alltagskleidung vielerorts große Ähnlichkeit mit den kastilischen Trachten, insbesondere denen der nördlich angrenzenden Mancha aufweist.

Aus Andalusien besitzen wir besonders Schilderungen der Trachten von Granada, Málaga und Cádiz. So berichtet Willkomm (II, 135—137) ausführlich, wie sich die Landleute der Provinz Granada kleiden:

„Die Bauern von Granada tragen fürs Gewöhnliche kurze Jacken und Beinkleider von dunkelbraunem Tuch, lederne, wohl auch tuchene Gamaschen und Alpargates aus Hanf oder Esparto, eine rothwollene Schärpe und einen spitzen Hut. Alle besitzen Mäntel aus grobem dunklem Tuch, aber keine Mantas wie die Valencianer und Bewohner von Murcia. An Sonn- und Festtagen dagegen entwickeln namentlich die wohlhabenderen Bauern einen bedeutenden Luxus und putzen sich mit der grössten Sorgfalt. Sie legen dann gewöhnlich zierliche, knapp anschliessende Jäckchen *(Marsellesas)* von dunkelgrünem Sammet an, die mit schwarzem Sammet und seidnen Schnüren sowie mit einer Menge kleiner vergoldeter Knöpfe besetzt sind und häufig aufgeschlitzte Aermel besitzen, welche blos am Handgelenk durch ein paar Knöpfe oder Heftchen zusammengehalten werden, sonst aber offen stehen, um das feine blendend weisse Baumwollenhemd sehen zu lassen. Unter dieser Jacke tragen sie eine hellfarbige, vorn offene Weste à shawl, die an ihren Rändern mit zwei Reihen zierlicher, an kurzen Kettchen hängender Silberknöpfchen verziert ist. Um den Leib schlingt sich eine Schärpe von rother, gelber oder rosafarbener Seide, desgleichen um den Hals unter dem breitem, nach aussen geschlagenem Hemdkragen ein seidenes Tuch von derselben Farbe, welches auf der Brust entweder leicht zusammengeknüpft oder durch einen goldenen Ring gezogen wird. Dazu tragen sie kurze, eng anliegende, an der Aussenseite von einer gedrängten Reihe silberner Knöpfe zusammengehaltene Beinkleider von blauem Sammet oder feinem Tuch, die an den Knieen mit blauseidenen, in grosse Quasten endigenden Schnüren befestigt werden, und Schuhe und Gamaschen aus starkem weißgelben Leder, die häufig mit Stickereien geschmückt sind und nach aussen zu offen stehen, um die stramme, von dem feinem Strumpfe bedeckte Wade zu zeigen. Um den Kopf binden sie ein buntseidenes Taschentuch, so dass zwei grosse Zipfel nach hinten frei hinabhängen, und darüber wird ein feiner, oft mit Blumen und bunten Bändern *(Cintas)* geschmückter, schwarzer, spitzer Filzhut gestülpt."

Hier sind also sowohl Alltags- wie Festtagskleidung genau beschrieben. Die Darstellung deckt sich ganz mit der, die derselbe

Verfasser an anderer Stelle (Willkomm III, 52/53) von dem Sonntagsstaat junger Bauern aus dem Dorfe Piñar in den Montes de Granada gibt. Halten wir zum Vergleich und zur Ergänzung noch die Schilderung der Trachten der Vega von Granada von Wolzogen (231/232) daneben, so sehen wir, daß dieser mit Ausnahme des *sombrero calañés* dieselben Kleidungsstücke wie Willkomm anführt. Er schreibt:

> „Besonders malerisch sitzen die engen, unten geschlitzten Beinkleider *(bombachos)* von Sammet oder Tuch, die nur halb bis auf die Schienbeine herabfallen, und unter denen die . . . reichverzierten hellbraunen Ledergamaschen *(botines)* beginnen, welche oben am Knie und unten am Fussgelenk mittels eines grossen Ueberflusses an Schnüren so geschlossen werden, dass der stets weisse Strumpf um die dralle Wade sichtbar bleibt. Die gewöhnlichen Landleute . . . tragen dagegen tuchene Gamaschen und die schon früher einmal genannten *alpargartas* . . . Das Castilianische schwarze Barett *(sombrero calañes)* ist auch hier bei weitem die üblichste Kopfbedeckung; doch sieht man zuweilen auch den schwarzen spitzigen Calabreserhut . . . Die Jacken *(chaquetas)* sind sämmtlich reich gestickt und oft mit silbernen Schnüren besetzt, die Aermel fast immer blau, roth, grün und gelb aufgeschlagen und bepaspelt . . . Unter der Jacke schaut eine helle Piquéweste mit Shawlkragen und Silberknöpfen, sowie ein blendend weisses Baumwollenhemd heraus, dessen Kragen ein buntseidenes, durch einen goldenen Ring gezogenes Halstuch umschlingt, meist von derselben Farbe, wie die gleichfalls seidene Leibbinde. Man nennt dieses schöne andalusische Costüm vorzugsweise „el vestido de majo“ . . .“

Die andalusische *chaqueta*, von Willkomm als *marsellesa* angeführt, ist also noch reicher verziert als die in Valencia getragene, der sie ähnelt. Ebenso erinnert auch die Weste mit ihren an kleinen Kettchen hängenden metallenen Knöpfen stark an die oben für Murcia bezeugte. Eigentümlich für die andalusische Majotracht sind die oft aufgeschlitzten Ärmel der Jacke, die sonst nirgends in Spanien vorkommen[80].

---

[80] Vgl. hierzu Gail, *Erinnerungen aus Spanien*, Tafel 7.

Die Bezeichnungen *bombachos* für die kurzen, enganliegenden Hosen und *botines* für die ledernen Gamaschen, welche wir bei Wolzogen finden, nennt auch Willkomm an einer Stelle[81]. Mit beiden Begriffen verbinden sich in Andalusien ganz bestimmte Formen. So unterscheiden sich die *bombachos* von den übrigen, wie wir bereits sahen, in Spanien weitverbreiteten Kurzhosen insbesondere durch die an der Außenseite dicht nebeneinanderstehenden silbernen Knöpfe, während die *botines* der granadinischen Tracht vor den auch sonst vorkommenden Ledergamaschen[82] durch die Besonderheit ausgezeichnet sind, daß sie nur oben und unten geschlossen werden, an der Wade aber der Strumpf sichtbar ist[83]. Die ursprüngliche Form dieser *botines* sind die um die Schienbeine mit Bändern oder Lederstreifen befestigten Tierfelle, die insbesondere von Hirten getragen werden, und die aus zahlreichen Hirtengegenden der Romania bis auf den heutigen Tag bezeugt sind[84]. Doch kommen unter den Landleuten der Vega von Granada, wie Willkomm und Wolzogen berichten, auch Gamaschen aus Tuch vor.

Unter den genannten Kopfbedeckungen scheint der schwarze, spitze Filzhut, eine Art Calabreser, die ältere Form zu sein. Es ist derselbe, den Willkomm auch für Neukastilien belegt[85]. Er wird gewöhnlich über einem Kopftuch getragen[86] und ist nach Willkomm (II, 137) „oft mit Blumen und bunten Bändern *(Cintas)*", nach Gail (S. IV) „mit schwarzem Sammet und solchen Quasten"

---

81 Auf den Rat seines Dieners legt er in Granada Landestracht an: „Ich vertauschte . . . meinen Rock mit der andalusischen Chaqueta (kurze Jacke), den französischen Hut mit dem zierlichen Sombrero Calañés, die Pantalons mit den Bombachos (kurzen Beinkleidern), gelbledernen Botines (Art Gamaschen) und Schuhen . . ." (Willkomm II, 5.)

82 Vgl. Seite 200 und 214.

83 Vgl. hierzu Gail, *Erinnerungen aus Spanien*, Tafel 7.

84 Über die Verbreitung s. Krüger, VKR VIII, 1935, S. 314. Außer den dort angeführten Beispielen sei verwiesen auf Willkomm (II, 83), der von den Ziegenhirten der Sierra Nevada sagt: „Sie . . . umwickeln sich die Schienbeine mit ungegerbten Ziegenfellen, die sie mit Stricken aus Esparto befestigen."

85 Vgl. S. 201.

86 Wie z. B. auch der *sombrero calañés* in Murcia (S. 217).

verziert[87]. Dagegen ist der von Wolzogen und auch von Willkomm (II, 5) genannte *sombrero calañés* wohl ursprünglich mehr in Niederandalusien verbreitet gewesen[88], während heute in ganz Andalusien der breitrandige, steife, als *sombrero cordobés* bekannte Hut an die Stelle der älteren Kopfbedeckungen getreten ist[89].

Nach Osten zu geht die Kleidung in die Formen der benachbarten murcianisch-valencianischen Gebiete über, wie sich überhaupt die Bewohner von Ost-Granada auch in ihrem Charakter von denen des übrigen Andalusien unterscheiden. So schreibt Willkomm (III, 80):

> „Die Eingeborenen der Hoya de Baza und der Provinz von Almeria haben nicht mehr das offene heitere Wesen des Andalusiers, sondern sehen verschlossen und düster aus . . . Sie kleiden sich vom Kopf bis zum Fuss in dunkelbraunes Natur-tuch, tragen keine Hüte, sondern die „*Montera*", jene helmartige, auch in Valencia gebräuchliche Mütze . . . und pflegen sich ihre Espartosandalen wie die Valencianer mit blauen Bändern an den Knöcheln zu befestigen. Auch sieht man bereits die hellfarbige *Manta* sehr häufig, die im übrigen Andalusien, wo sich Jedermann des spanischen Mantels bedient, gar nicht gebräuchlich ist."

Ein gleiches Übergangsgebiet stellt auch die Provinz Jaén dar, denn von den Einwohnern von Úbeda am oberen Guadalquivir berichtet derselbe Reisende (Willkomm III, 122):

> „Die Ubedanos tragen . . . nur selten den spitzen hochandalusischen Hut, sondern bedecken den Kopf mit einer seltsamen *Montera* aus Fellen, die an ihren Rändern mit vielen Troddeln verziert zu sein pflegt[90]."

---

87 Vgl. Palencia, plate 184, 185 sowie Gail, *Erinnerungen aus Spanien*, Tafel 7.

88 So sagt Willkomm (II, 217) von den Niederandalusiern, daß sie zum Unterschied von den Granadinern keine spitzen Hüte, sondern den *sombrero calañés* tragen.

89 Palencia, plate 199, 201, 204.

90 Auffälligerweise findet sich bei den „Serranos", den Bewohnern der Sierra Morena, wieder der „breitkrämpige spitze Hut von schwarzem Filz", wie Willkomm (III, 189) hervorhebt, im Gegensatz zu den mit der *montera* bekleideten Bewohnern der nördlich anschließenden Mancha.

Mit der Tracht der Granadinos stimmt auch die der Bewohner der Provinzen Málaga und Cádiz im ganzen überein, wie Schilderungen von Quandt (63) aus Málaga und von Augustin (45) aus Algeciras zeigen. Doch findet sich der Übergang von dem hochandalusischen Spitzhut zum vorwiegend niederandalusischen *sombrero calañés*, auf den bereits hingewiesen wurde, schon in Málaga, denn Quandt (63) schreibt von den dortigen Einwohnern: „Den Kopf bedeckt ein Hut, dessen Rand wie eine Dachrinne gebogen ist . . .“ Daneben trägt nach Augustin (45) der Mann aus dem Volke in Algeciras „auch wohl den Kopf mit einem bunten Tuche“ umwickelt, oder es wird, wie Prinz Löwenstein (28) in Cádiz beobachtet, der *sombrero calañés* getragen, „unter welchem meistens ein farbiges Schnupftuch um den Kopf gewunden wird“ . . .[91]

Verschiedentlich haben Reisende auch das von der Tracht der Landleute und Stadtbewohner teilweise erheblich abweichende Hirtenkostüm überliefert. So schreibt Willkomm (II, 83/84) von den Ziegenhirten am Nordabhang der Sierra Nevada:

> „Sie gehen gewöhnlich in kurze Jacken und Beinkleider aus rothbraunem Leder gekleidet, tragen breitkrämpige spitze Hüte und umwickeln sich die Schienbeine mit ungegerbten Ziegenfellen, die sie mit Stricken aus Esparto befestigen. An den Füssen tragen sie unförmliche, von ihnen selbst verfertigte Sandalen von Esparto und um den Leib unter der rothwollenen Schärpe, in der stets eine langklingige Navaja steckt, eine *„Ganana“*, eine Art Tasche von der Gestalt einer Geldkatze, die 20 Patronen, Zündschwamm, Stahl, Feuerstein und Zündhütchen enthält . . .“

Hierzu bemerkt er an einer anderen Stelle (Willkomm II, 135) „. . . die Alpujarreños pflegen sich ebenso zu kleiden“. Im Gegensatz zu dieser Tracht steht die der Hirten aus der Umgebung von Medina-Sidonia in der Provinz Cádiz, die statt der Leder- Fellkleidung tragen und statt der Fellgamaschen solche aus Tuch:

> „Auf einer Excursion, die ich an diesem Tage nach den Lomas del Alcornoque machte“, berichtet Willkomm (II,

[91] Ebenso in der Provinz Jaén; vgl. Palencia, plate 189.

Volkskundliches Seminar
der Universität Bonn
BONN
Poppelsdorfer Allee 25

261/262), „traf ich auf eins der durch die ganze Gegend zerstreuten Hatos von Schafhirten . . . Diese Hirten . . . gingen ähnlich wie die Merinohirten von Sevilla in Jacken und kurzen Beinkleidern aus den Fellen ihrer Schafe und trugen brauntuchene Gamaschen, braune grobe Mäntel, blutrothe Schärpen und unförmliche Schuhe aus rohem Rindsleder[92]."

Die Merinohirten aus den unbebauten Ebenen östlich von Sevilla sind nämlich, wie der Verfasser an einer anderen Stelle anführt (Willkomm II, 231),

„gebräunte kräftige Gestalten von verwildertem Aussehen, fast ganz in Merinofelle, deren Wolle nach aussen gekehrt ist, gekleidet, umhüllt von alten, zerlumpten, brauntuchenen Mänteln. Sie tragen breite Messer und lange, gekrümmte, weisse Hirtenstäbe . . ."

In Antequera endlich bemerkt Wattenbach (119) bei den Bauern — eine Art Übergang — neben den üblichen andalusischen *botines* aus Leder, Beinkleider „von Lammfell, die Wolle nach aussen gekehrt".

Das Gegenstück zur männlichen „Majotracht" ist bei den Frauen Andalusiens die Tracht der Maja, als deren bekannte Merkmale Wolzogen (233) hervorhebt die *basquiña* von dunkler Seide, die weißseidenen Strümpfe, zierliche bunte Schuhe und die schwarze, durch einen Kamm auf dem Hinterkopf gehaltene, auf die Schultern herabfallende Spitzenmantilla. *Basquiña* und Spitzenmantilla haben sich von Andalusien aus über das ganze Land verbreitet und waren zur Zeit, da unsere Reisenden die Halbinsel besuchen, besonders in den größeren Städten Allgemeingut der spanischen Frau, wenn sie auch schon begannen, von der französischen Tracht verdrängt zu werden. Die *basquiña,* in Kastilien auch aus Samt gebräuchlich, beschreibt Rigel (136) näher:

„Sie ist ein kurzes, sehr enges, dicht am Leibe anliegendes, Oberkleid von schwarzem Sammet oder Taffet und reicht vom Halse bis etwas unter die Wade, mit einer Doppelreihe gleichfarbiger, etwas kürzerer, handbreiter Fransen (Flecos) garnirt,

---

[92] Eine ganz ähnliche Tracht findet sich unter den Hirten von Jaén. Vgl. Palencia, plate 187.

Volkskundliches Seminar der Universität Bonn BONN Poppelsdorfer Allee 25

woran sehr häufig bald weisse, bald schwarze (diese die beliebtesten) Achatperlen aufgefasst sind, die im Strahl' der Sonne, vom Hauch des Wind's bewegt und um die üppigen Formen spielend, eine ganz eigene Wirkung hervorbringen. Man trägt sie nicht zu Hause, sogar in Gesellschaften legt man sie öfters ab, um sie länger neu zu erhalten."

Übereinstimmend hiermit berichtet Augustin (44) von der *basquiña* der Andalusierinnen: „Sie ist bei Reicheren von Sammt oder Atlas mit Fransen garnirt, und wird nie im Hause getragen, wo ein einfacherer Unterrock ihre Stelle vertritt". Humboldt, der *basquiña* und *mantilla* auch für das Baskenland erwähnt, endlich sagt von den Frauen von Cádiz: „Sie treiben viel Luxus mit den Basquiñen, die sie hier sayas nennen, und den Mantillen, die durchgängig schwarz sind. Die Sayas sind auch farbigt." (Spanienreise 263)

Heute trägt die Andalusierin aller Kreise vielfach an Stelle der früheren *basquiña* an Festtagen und zum Tanz farbenfrohe Kleider, denen die vielen Volants ihre ganz besondere Note verleihen[93]. Diese volantbesetzten Kleider können für die andalusische Frau als ebenso typisch gelten wie der steife *sombrero cordobés* für den Andalusier.

Die Spitzenmantille, neben der *basquiña* das bemerkenswerteste und bekannteste Stück der andalusischen Frauentracht zur Zeit der Spanienreisen unserer Landsleute, wird von Prinz Löwenstein (27) aus Cádiz wie folgt beschrieben:

„Die Mantilla besteht eigentlich aus zwei mit einander verbundenen Theilen, aus einem seidenen Kragen, der am Hinterkopfe festgesteckt ist und über die Schultern herabfällt, und aus einem daran gehefteten schmalen Schleier, der zwar für gewöhnlich auch den Nacken bedeckt, aber nach Belieben über das Gesicht gezogen werden kann."

Und Augustin (44) berichtet über den Kopfputz der Andalusierinnen aus Algeciras:

„Den Kopf verbergen sie nicht so wie unsere Damen, unter den oft so abentheuerlich geformten Hüten, sondern von dem

---

[93] Vgl. Echagüe, Abb. 72, 77, 78.

hohen Kamme herab, mittelst dessen sie ihr einfach gescheiteltes Haar halten, hängt die sogenannte Mantilla, ein weisser, oder, was gewöhnlicher ist, schwarzer durchsichtiger Schleier, welcher bis an den Gürtel reicht . . .

Besonders hübsch fand ich die Gewohnheit bei Mädchen, sich das Haar mit frischen Blumen zu schmücken; man kann sich kaum etwas Reitzenderes denken, als einen jungen Mädchenkopf, auf welchem einige frische Rosenknospen oder ein Sträuschen der zarten Jasminblüthe hinter dem leichten Flor der Mantilla hervorsehen."

Schwarze, daneben auch weiße[94] *mantillas* bilden mit dem herkömmlichen schwarzen Spitzenkleid zusammen noch heute nicht nur in Andalusien den Stolz der festlich gekleideten Spanierin, besonders der oberen Stände.

Was die kostbare Spitzenmantilla für die vornehme Andalusierin darstellt, das ist nach den Schilderungen unserer Reisenden der *manto* für die Frau aus dem Volke. *Mantos* von auffallender Farbe beobachtet Roßmäßler (II, 10) in Baza, wobei er allerdings unrichtig von *„Mantillas"* spricht:

„Ich besah mir aus meinem Fenster die lustwandelnden Schönen, deren Mantillas hier eine feuerrothe Farbe und einen schwarzen Rand hatten, was mit den ernsten schwarzen Mänteln der Männer ein fast etwas mephistophelisches Bild gab."

Es sind dieselben *mantos*, die Willkomm (III, 115/116) in Jaén vorfindet, und über die er uns eingehend berichtet:

„Auffallend war mir der eigenthümliche *„Manto"*, den die Frauen der untern Stände durchgängig tragen. Dieser ist nämlich stets von scharlachrothem Tuch und an den Rändern mit einem zwei bis drei Finger breitem Streifen von schwarzem Sammet eingefasst. Der Manto vertritt in Spanien bei den Frauen des Volkes die Stelle der Mantilla, wird wie diese über den Kopf genommen, doch nicht festgesteckt, reicht bis über die Schultern und besitzt eine glockenartige Gestalt, indem er rings herum gleich lang ist. Dieses Kleidungsstück ist nament-

[94] Vgl. Echagüe, Abb. 74, 75, 76.

lich in Hochandalusien gebräuchlich, in Niederandalusien sieht man es fast gar nicht. Auch in Granada pflegt er blos zum Kirchgange und bei festlichen Gelegenheiten angelegt zu werden; die Bewohnerinnen des Königreichs von Jaen schleppen aber ihren rothen Manto immer mit sich herum. Auch die Frauen der Provinz von Almeria gehen fast nie ohne den Manto über die Gasse; bei ihnen ist er jedoch meist von weisser oder aschgrauer Farbe. In Granada sowie überhaupt in den meisten Provincen Spaniens ist er stets schwarz."

Einen sonderbaren Gegensatz zu dieser in Andalusien weitverbreiteten Frauentracht bildet der Mantel, dessen sich die Bewohnerinnen des Städtchens Vejer de la Frontera in der Nähe vom Kap Trafalgar bedienen. Willkomm (II, 291), auch hier unser Gewährsmann, schreibt darüber:

„Höchst auffällig ist die eigenthümliche Tracht, die hier von den Frauen getragen wird und unläugbar von den Mauren herrührt. Sie besteht nämlich aus einem langem Gewand und einer Art von kapuzenförmigem Mantel, welcher rings um den Gürtel befestigt ist und von hinten über den Kopf geschlagen wird, so dass von dem ganzen Oberleib blos die Hände und von dem Gesicht blos die Augen sichtbar bleiben. Diesen stets aus schwarzem Zeug verfertigten Mantel . . . findet man auch bei den Frauen von Tarifa und von Oria in der Provinz von Almeria, also an einander sehr fern liegenden Puncten."

Sachregister zum Kapitel „Volkstrachten"

abarcas 182, 183, 184, 209
alpargatas 185, 186, 189, 191, 207—209, 212, 214, 215, 219
balones s. Pluderhosen
bancal 211
barcas 185 s. *abarcas*
barfuß gehen 189
barhäuptig gehen 188, 190, 202, 218
barretina 207, 210
Baskenmütze s. *boina*
basquiña 224
Blumen als Haarschmuck 188, 218, 226
boina 183, 185
bombachos 220—221
botines 220—221
capa 192, 199, 205, 213
capucha 211
caramiello 198
chapinua 183, 184, 186
cintas 219, 221
Espartosandalen s. *alpargatas*
espadrillas 205, 208
espardenyas 208
espargatas 205, 208
facha 198
faja s. Leibbinde
Fellgamaschen 223
Filzhut 194, 197, 199, 201, 212, 215, 217, 219, 221, 222, 223
flecos 224
fusta 182
fustanella 212
ganana 223
gorla 186
gorro 193, 205, 206—207
Haartracht der Frauen 193, 196, 198, 199, 203, 209, 216, 218, 226
Haartracht der Männer 119
Hanfsandalen s. *alpargatas*
Holzschuhe 179, 181, 185, 198
Hosen, kurze s. Kniehosen
„ lange 185, 186, 206, 214
„ seitlich aufgeschlitzte 180, 181, 182, 192
Kniehosen 191, 198, 201, 203, 204, 214, 219, 220—221, 224
Kopftuch der Frauen 188, 190, 194, 210, 211
Kopftuch der Männer 191, 192, 203, 215, 217, 219, 221, 223
Ledergamaschen 200, 214, 219, 220—221
Lederkoller, Lederwams 195, 200
Ledersandalen 208
Leibbinde, rot 201, 205, 212, 213, 214, 217, 218, 219, 223
Leibbinde, blau, violett, schwarz 191, 193, 199, 203, 213, 217
longarina 182
mandil 198
manta 203, 205, 209, 212, 215—216, 217, 222
Mantel s. *capa*
mantilla 202, 210, 211, 225—226
manto 226—227
marsellesa 219
Mieder 188, 189, 191, 193, 199, 202, 209, 216, 218
montera aus Tuch 179, 182, 183, 195, 202, 215
montera aus Fell 195, 202, 222
Pluderhosen 197
redecilla 191, 201, 202, 210, 215
sombrero calañés 217, 220, 222, 223
sombrero cordobés 222
Stutzstrümpfe 214, 217
toca 190, 211
Wams aus Schaffell 201
zaragüelles 212—214, 217
Zipfelmütze s. *gorro*
Zöpfe 188, 189, 193, 216

Volkstum und Kultur der Romanen

Sprache, Dichtung, Sitte

Vierteljahrsschrift

herausgegeben vom

Seminar für romanische Sprachen und Kultur
an der Hansischen Universität

Jährlich 4 Hefte zu je 6 Bogen
Abonnementspreis jährlich RM. 18,–
Bisher sind 10 Jahrgänge erschienen

Der Titel der Zeitschrift soll besagen, daß Sprache, Dichtung, Sitte der romanischen Völker, d. h. alles sprachliche Leben, jede sprachschöpferische Leistung, jedes dichterische Werk, sowie Gebräuche, Anschauungen, Lebensformen des Volkes, alles was persönliche Leistung des Genies, was Gewöhnung der Vielen im Anschluß an alte Überlieferung ist, als irgendwie sichtbarer Ausdruck romanischen Volkstums betrachtet werden soll. Dabei soll die eigentliche Volkskunde, die in deutschen Zeitschriften kaum zu Worte kommt, wie auch die Kultur der iberischen Halbinsel und der Überseeländer spanischer und portugiesischer Zunge, Hamburger Überlieferung und Aufgabe entsprechend, in besonderem Maße berücksichtigt werden.